Kennst du das Land?
Ev. Pfarrhaus zu Betlehem
Geburts Kirche zu Betlehem
P. L. Schneller in Betlehem.

12.14.06.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

Division DS107

Section .3.S35

Kennst du das Land?

Bilder aus dem gelobten Lande

zur Erklärung der heiligen Schrift

von

Ludwig Schneller

Pastor in Bethlehem.

Einundzwanzigste Auflage.

Leipzig.

Kommissionsverlag von H. G. Wallmann.

1905.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Seinen teuern Eltern

J. Ludwig Schneller,

Direktor des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem,

Magdalena Schneller

geb. Böhringer,

und

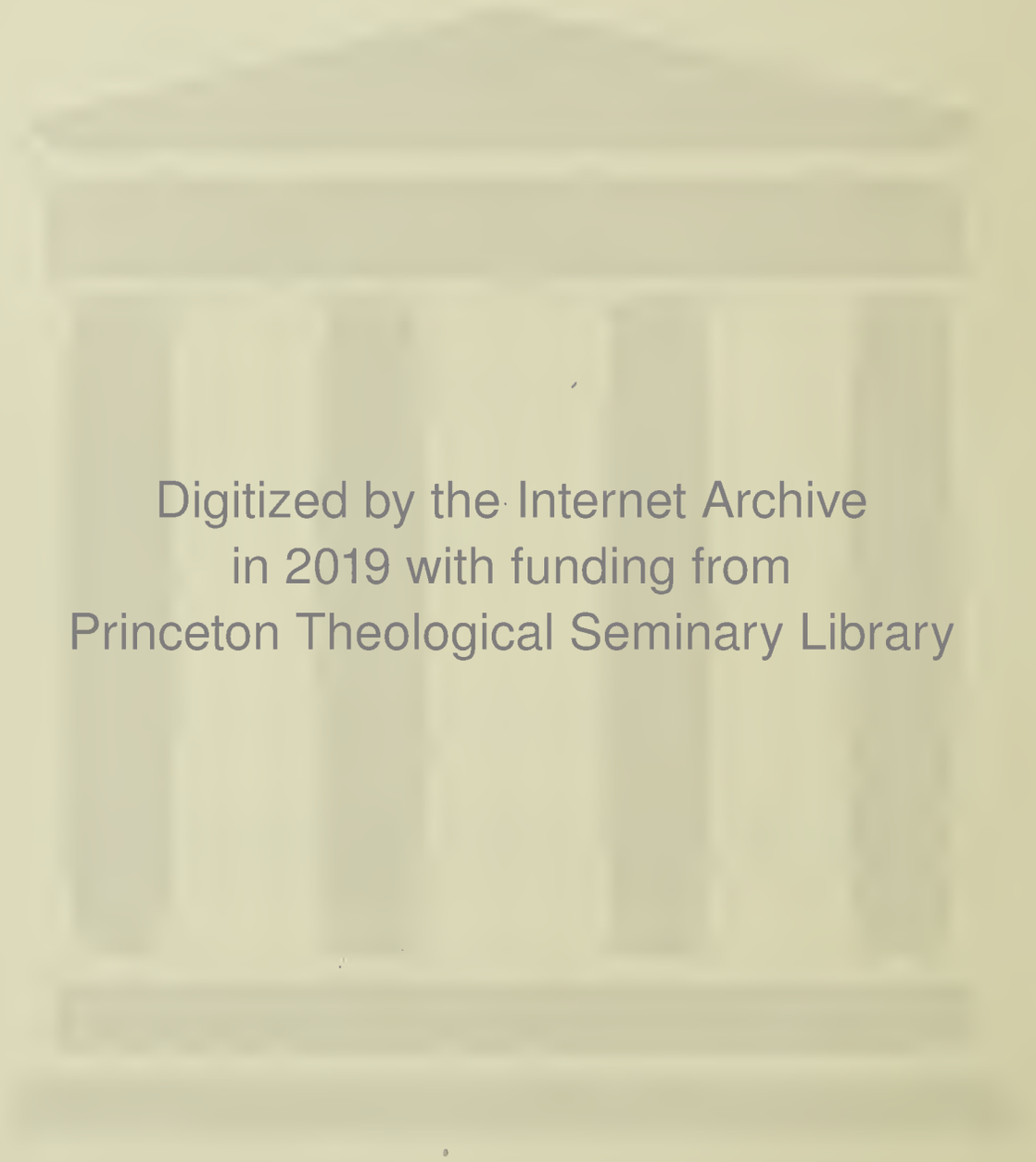
verw. Frau Geheimrat Professor Dr.

Angelika von Tischendorf

in Leipzig

in kindlicher Dankbarkeit und Liebe gewidmet

vom Verfasser.


Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/kennstdudaslandb00schn

Euch widm' ich dieses Buch, Ihr lieben Eltern,
Euch ward zur Heimat dieses heil'ge Land,
Seit Euer Schiff vor beinah vierzig Jahren
Mit weißem Segel hielt vor Jaffas Strand.
Nicht Palmen waren's, deren stolzes Rauschen
Ihr suchtet hier im sonn'gen Morgenland, —
Nein, Arbeit war's; Ihr habt sie treu geleistet,
So heiß Euch auch die Sonne oft gebrannt.
Ihr wolltet nahe jenem teuern Hügel,
Da Jesu Marterkreuz zu seh'n einst war
Ihm lieber auf der Kreuzesspur nachfolgen,
Ihm opfern Euch auf heiligem Altar.

Zu Hunderten zerstreut im Morgenlande
Steh'n Eures Geistes Kinder fern und nah,
Vom Euphrat bis zum mittelländ'schen Meere
Und bis zum Nil, von Dan bis Versaba:
Die habt Ihr unter heißem Müh'n und Sorgen
Den sel'gen Weg zum Kreuz des Herrn gelehrt.
Und habt in Paläſtinas ärmsten Kindern
Den größten Sohn des heil'gen Lands geehrt.
Drum was hier Euer Dornenkranz gewesen,
Das wird sich droben wandeln hell und licht,
Wenn aus den Dornen Diamanten werden,
Aus dunkeln Wolken Gottes Klarheit bricht.
Dann werden dieses heil'gen Landes Kinder,
Die Ihr zum Herrn geführt mit treuer Hand,
Mit frohen Harfen jubelnd Euch begrüßen
Beim Einzug in das ew'ge Morgenland.

Ihr, deren Vorbild mir durch's ganze Leben
Ein fester Stab wird sein, ein helles Licht,
Weil nie im Leben jemand ich gesehen,
Der mehr dem Herrn gelebt und so der Pflicht –

Was soll Euch dieser Gruß? Zu Euern Füßen
Leg' ich ihn hin mit kindlich treuem Sinn,
Ein armes Blatt vom Buche meines Herzens —
O nehmt's als dankbar Zeichen gütig hin!

* * *

Dich sollen diese Blätter treulich grüßen
Vom Morgenland zum fernen Abendland,
Bei der ich einst in Jericho's Gefilden
Das liebste Weib in Deiner Tochter fand;
Die, einst getauft mit Jordans heil'gem Wasser,
Sich nun an heil'gem Strome mir vermählt,
Die, eine holde, süße, lichte Rose
Von Jericho, die Pfade mir erhellt.

Dir ist das Land nicht fremd. Mit sechzig Jahren
Ergriffst Du noch den frommen Pilgerstab,
Das Morgenland, das schöne, zu begrüßen,
Den Oelberg, Bethlehem, des Heilands Grab.
Dir war's von je nicht fremd. In Jugendtagen
Ward Dir einst beff'rer Gruß von hier geschickt,
Als Dir der Gatte fern im Morgenlande
Ein frischgrün, duftend Palmenblatt gepflückt.
Als er an Sinais und Horebs Höhen,
Im Felsgebirg, in heißer Wüste Sand
Den frischen Springquell hehrer Gottesworte
Der Christenheit zur Freude wiederfand,
Da kam er auch auf alten heil'gen Pfaden
Nach Palästinas vielgeliebtem Strand,
Da gab er Dir am frohen Hochzeitsmorgen
Das schöne Buch vom schönen heil'gen Land.

Doch auch das kleine Oelblatt nimm in Liebe!
Ist's auch kein Palmzweig, fliegt es doch hinaus,
Ein Friedensgruß, wie einst in Noahs Tagen,
In dieses Lebensmeeres Sturmgebraus,
Ein dankbar Grüßen fern von Bethle'ms Höhen,
Ein Rückerinnern an die Jugend Dein,
Ein Steh'n mit Mose auf des Nebo Rücken,
Ein Blicken ins gelobte Land hinein! L. S.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Mit freudigem Danke gegen Gott durfte ich es erfahren, daß das vorliegende Buch in der weiten Christenheit manchen Freund gefunden, vielen zur Freude und zum Segen gereicht hat.

Die neue Auflage, die ich nun hinaussende, ist durch eine Reihe von neuen Beobachtungen bedeutend vermehrt. Auch habe ich auf Wunsch vieler Leser ein Verzeichnis sämtlicher angezogenen oder erklärten Bibelstellen beigefügt.

Ein Flor von Wehmut liegt für mein Auge über dem heiligen Lande, meiner geliebten Heimat. Schreibe ich dies doch an dem Tage, an welchem ich am Schlusse meiner Wirksamkeit in der Geburtsstadt des Herrn meinen Wanderstab von neuem ergreifen muß, um hinüberzuziehen ins Abendland. Aber wenn schon jeder Christ in den Stunden der Andacht täglich hierher pilgert wie in eine Heimat, wie könnte ein Kind des heiligen Landes dieser teuern Erde jemals vergessen? „Vergesse ich Dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen! Meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein!“ Ps. 137, 5.

Darum ist es mein sehnlicher Wunsch, nicht nur selbst auch in der Ferne im Dienste des teuern Landes zu bleiben,

sondern auch dies Buch zum Herold zu machen, um alle diejenigen, welche durch diese Blätter das gelobte Land von neuem lieb gewinnen, aufzurufen und zu begeistern, an diesem schönen und heiligen Dienste teilzunehmen. Wer dazu Lust und Freudigkeit hat, der wolle die Bitte, welche am Schlusse dieses Buches steht, einer freundlichen Beachtung würdigen und uns die Hand reichen zu gemeinsamem Handeln. Dies wird mir die schönste und liebste Antwort sein aus dem Kreise derjenigen Leser, welche nach so mancher Zuschrift aus Liebe zum heiligen Lande auch dem Verfasser ihr freundliches Wohlwollen zugewendet haben.

Bethlehem im heiligen Lande,
am 20. Juli 1889.

Ludwig Schneller,
Pastor.

Erſter Teil.

Einleitung.

Kennst Du das Land? Davids Psalter und Harfe hat einst darin gerauscht und das Lied von der ewigen Liebe ist dort gesungen. Jenes heilige Buch mit seinem ergreifenden Trauergesang über menschliche Sünde und seinem erhabenen Lobgesang der himmlischen Liebe und Heimat — von jenem Lande und seinen Bergen tönt es zu uns herüber durch die Jahrtausende.

Das Lied ist hinausgerauscht in die weite, weite Welt — aber die Harfe, auf der es einst gesungen ward, das heilige Land, ist zerbrochen. Und doch, zieht es uns nicht wieder und wieder zu diesem Lande hin, wie mit jenem geheimnisvollen Zauber, welchen die Heimat auf jeden Menschen ausübt? Ja wohl, dort ist auch uns das Heimatlied gesungen worden. Dort ist die Heimat der Propheten, der Apostel, des Heilandes, dort sucht auch unsere Seele eine Heimat, so oft wir in der heiligen Schrift lesen. Wie und wann könnte die Kirche Christi dieses Landes vergessen! Nicht nur Israels verlorene Kinder klagen jeden Freitag an den trotzig festen Trümmern des salomonischen Tempels, nein auch die christliche Kirche klagt um dieses Erstlingsland, das uns einst zum Thor des Paradieses ward, wie um ein einziges Kind. Und so oft wir es im Geiste betreten, überkommt's uns wie Andacht, wie wenn wir in die

ernsten Hallen einer Kirche treten, und die Berge rauchen wie Altäre: dort der Altar Golgatha's, dort Bethlehem, dort der Karmel, dort der Tabor und dort im Süden der Hochaltar des schneeweißen Berges Gottes, Sinai.

Kennst Du das Land? Ein Kind des heiligen Landes habe ich Jahre lang in Bethlehem, mitten unter dem morgenländischen Volk, gelebt. Da habe ich wohl gefunden, daß man Christum hier nicht besser findet, als anderswo. Da habe ich wohl oft aus schmerzlichen Zuständen des armen Landes jene Engelsstimme vernommen: „Er ist nicht mehr hier." Aber ich habe auch andere Stimmen aus dem Heiligtum vernommen. Wohl klingt Davids Psalter nicht mehr, Christus und seine Apostel sind nicht mehr zu finden, — aber wie auch eine zerrissene Harfe auf den Bergen noch tönt, wenn der Abendwind über die Saiten streicht und längst vergessene Klänge weckt, so tönt für den aufmerksamen Beobachter aus dem Volk und seinen Zuständen, aus den Bergen und Trümmern des heiligen Landes noch manchmal wie Äolsharfenton eine leise Kunde aus vergangenen heiligen Zeiten. Ihr habe ich gelauscht, und es nicht für überflüssig gehalten, den vielen Büchern über Palästina ein neues hinzuzufügen. Ich habe nicht gesucht, eine vollständige Beschreibung Palästinas mit seinen Landschaften und Städten zu geben. Dies ist in vielen trefflichen Reisebeschreibungen genügend geschehen. Noch weniger habe ich der Beschreibung sogenannter heiliger Stätten Mühe zugewandt. Denn diese sind meist mehr angethan, uns die Sache zu verhüllen, als uns jenen alten Zeiten näher zu bringen. Und wo gar eine halb abergläubische Verehrung heiliger Orte hinzukommt, als wohnte denselben thatsächlich etwas Heiliges inne, da antworte ich mit dem alten Worte, welches einst der Prophet Jeremia von dem Höhendienst dieses Landes gesprochen hat (3, 23):

„Wahrlich, es ist eitel Betrug mit Hügeln und mit allen Bergen. Wahrlich es hat Israel keine Hilfe, denn am Herrn, unserm Gott!“ Ich habe auch nicht in Mauerresten und Trümmern geforscht. Denn wenn auch Palästina ein Land der Ruinen ist, mehr fast, wie jedes andere Land, so erzählen diese doch wenig aus alten Zeiten. In Ninive hat man nach Jahrtausenden die steinernen Bibliotheken der assyrischen Könige aufgefunden. Aber Palästina's Trümmer sind schweigsam.

Und doch fehlt es dem Lande nicht an Zeugnissen über das Altertum, welchen man nahezu urkundlichen Wert beilegen kann: es sind die Bewohner des Landes selbst mit ihren Sitten und Gebräuchen. Diese zu erforschen genügt freilich eine flüchtige Reise ins gelobte Land nicht. Der Blick der Reisenden haftet naturgemäß auf der Oberfläche. Wohl treten ihm Berg und Thal, Baum und Blume, Fluß und Bach, Menschen und Menschentrachten in oft farbenprächtiger Gestalt entgegen. Aber der Einblick in alte Volkssitten bleibt ihm meist verschlossen.

Amt und Beruf haben mich, den ersten deutschen Theologen, mitten in das arabische Volk, in eine arabische Gemeinde hineingestellt. Da war es mir eine liebe Aufgabe, Palästina mit seinen Bergen und Menschen, welche gewissermaßen Modell gestanden haben für das Gemälde des himmlischen Reiches und seiner Wahrheiten, zu beobachten, den Spuren biblischer Vergangenheit nachzugehen. An heißen Sommertagen, wenn alle frischgrüne Vegetation weggebrannt ist, kann oft das heilige Land so öde und grau vor uns liegen. Aber abends ist's, als ob die Sonne aus ihrem reichen Farbenkasten allen Reichtum in allen Farben des siebenfarbenen Regenbogens über das Land hinstreute: dann beginnt es in bezaubernder Schöne zu leuchten wie ein Paradies. So liegt auch das arme Volk

des Landes mit seinen zerrütteten, herabgekommenen Zuständen vor uns wie eine öde graue Landschaft. Aber laß nur das Licht der Bibel darüber scheinen, da treten plötzlich die alten, wohlbekannten Züge zu tage, da beginnen sie zu schimmern und erhalten Leben und Farbe. Die Gestalten der Vorzeit erstehen vor unserem inneren Auge, Propheten wandern, predigen, kämpfen, unterliegen, sinken, bis endlich der Sohn Gottes selbst erscheint und über diese Berge hineilt, sein verlorenes Schäflein zu suchen.

Dies Land mit seinen Menschen und Sitten habe ich befragt und manche überraschende Antwort gefunden. Denn in hundert Fällen handelt der heutige Palästinenser noch genau so, wie vor Jahrtausenden die Hethiter, Kanaaniter, Israeliten. Deutlicher als alte Tempel und Inschriften reden diese Dinge zu uns von der biblischen Vergangenheit, und bilden so einen lebendigen Kommentar zur heiligen Schrift.

Was ich hiervon beobachtet habe, wollte ich nicht vergraben, sondern in einen heiligen Dienst rufen. Nicht als ob ich in diesen Aufsätzen die ewigen Wahrheiten der Schrift selbst darstellen wollte. Aber Kleid und Hülle jener Wahrheiten, die Geschichten und Gleichnisse der Schrift, möchte ich zuweilen illustrieren gleich einem Maler, der an Ort und Stelle seine Studien gemacht. Die abendländischen Bibelleser, Laien und Theologen, können sich oft weder durch Studium noch durch Phantasie gehörig in die morgenländischen Gebräuche hineindenken: manches bleibt ihnen dunkel oder nur halb verständlich. Diese möchte ich durch anschauliche Darstellung die alten Erzählungen noch mehr mitleben, gewissermaßen mit eigenen Augen schauen lassen. All unser Erkennen bedarf sinnlicher Vermittlung, so müssen wir auch das Ewige zunächst sinnlich erfassen. Darum redet der Herr nicht in abstrakten Moralsätzen,

sondern in Erzählungen und Gleichnissen, die auf dem Boden des heiligen Landes gewachsen sind. Darum giebt sich die heilige Schrift nicht als eine Sammlung weiser Lehren und Sprüche, sondern als lebendige Geschichte. Geschichten gewinnen aber, je deutlicher man sich dieselben vorstellen kann. Je klarer uns ein altes Gemälde ein Gesicht erkennen läßt, desto mehr können wir uns dabei denken und uns in die Seele dessen hineinversetzen, dessen Züge und Augen uns anschauen. Und je anschaulicher uns die biblischen Geschichten werden, desto mehr drücken sie sich unserer Seele ein, desto mehr werden wir angeregt, dem Ewigen und Bleibenden nachzusinnen, welches sich hinter den äußeren Erscheinungen verbarg und zugleich sich darinnen zum Ausdruck brachte.

Nichts kann uns aber hierin so wichtige Dienste leisten, wie eine genaue Beobachtung der heutigen Sitten des Morgenlandes, welche sich seit Jahrtausenden so wenig geändert haben. Was ich hiervon beobachtet habe, was ich in den Häusern, auf den Märkten, auf zahlreichen Wanderungen dem Volke abgelauscht, das biete ich hiermit den Lesern dar. Als leitenden Faden habe ich gesucht, das Leben Jesu einigermaßen festzuhalten. Zwischen Kindheits- und Leidensgeschichte, welche in mehr zusammenhängender Behandlung Anfang und Schluß bilden, finden sich eine Reihe von Kapiteln, welche teils Begebenheiten aus dem Leben des Herrn, teils andre biblische Geschichten illustrieren sollen. Als kleinerer zweiter Teil sind einige Wanderungen angefügt, welche den Leser mit biblisch bedeutsamen Gegenden bekannt machen wollen. Überall aber habe ich gesucht, anstatt Bücher das Leben zu Rate zu ziehen, wie es heute bei den Morgenländern frisch pulsiert.

Wenn unter diesen Schilderungen sich dem freundlichen Leser manche Dinge anders darstellen, als bisher, so bitte

ich denselben, nicht schnell abzuurteilen, sondern zur Prüfung den Bibeltext nachzuschlagen und sich mit mir auf denselben Standpunkt zu stellen, als hörte er die evangelischen Erzählungen zum ersten Mal, ohne die angehängten Überlieferungen zu kennen. Alles was die Schrift berichtet, hielt ich für feststehend und gewiß. Alles was sich nur auf Überlieferung stützt, welche ja meist nicht auf dem Boden des heiligen Landes gewachsen ist, erachtete ich als unsicher und des Mißtrauens würdig. Jedenfalls aber beanspruche ich, in den nachfolgenden Blättern nicht Phantasie oder phantasiereiche Vermutungen zu geben, sondern vielmehr gewissenhafte Beobachtungen der heutigen Verhältnisse. Und dies ist im Vergleich zu dem weiten Felde bloßer Vermutungen ein bestimmt abgegrenztes Gebiet.

Wir preisen die Männer, welche uns Gottes Wort lehren und erklären, seinen ewigen Inhalt, seinen großartigen Zusammenhang. Sie sind die Meister, die am Dom der Schrifterklärung bauen. Aber auch der geringere Dienst ist hier nicht gering. Auch wer kleine Steine und Mörtel herzutragen darf, soll sich darüber freuen. Und wenn es mir gelingt, manchem Bibelleser hie und da die heilige Geschichte anschaulicher zu machen, so daß er mit neuem Interesse zur Quelle selbst zurückkehrt: wenn es mir gelingt, durch die Zeit, welche ich hier auf einem vorgeschobenen Posten der evangelischen Kirche zugebracht, und welche manchmal so unfruchtbar und erfolglos scheinen wollte, der christlichen Gemeinde einen kleinen Dienst zu leisten, so wird mir daraus neue Freude erwachsen zu der Freude, welche mir die Arbeit selbst bereitet hat.

Zur Weihnachtsgeschichte.

Josephs Heimat.

An den Pforten des Neuen Testaments begrüßen uns die trauten Gestalten des Joseph und der Maria. Bald finden wir die heilige Familie zu Nazareth in Galiläa, bald auf der Reise nach Judäa, bald in Bethlehem. Jene ersten lieblichen Geschichten aus der Kindheit Jesu bilden das zarte sanfte Präludium zu dem großen Minnegesang der ewigen Liebe, welcher durch die Hallen des Neuen Testaments tönt. Wir dürfen von ferne zusehen, wie aus dürrem Erdreich entsprießend Jesus gleich einer Blume Gottes auf Israels heiligem Boden in der Stille aufblüht und heranwächst. Den ungestörten Genuß dieser lieblichen Erzählungen haben sich manche durch die Verschiedenheit der Berichte des Matthäus und des Lukas verkümmern lassen. Lukas berichtet uns, daß Joseph und Maria, veranlaßt durch eine allgemeine „Schatzung" des römischen Kaisers, von Nazareth nach Bethlehem gereist seien, und daß während ihres dortigen Aufenthaltes Jesus geboren wurde (Luk. 2, 1 ff.). Matthäus dagegen berichtet von dieser Reise nichts, sondern führt uns sofort auf den Schauplatz seiner Geschichte nach Bethlehem (Matth. 2, 1 ff). Überhaupt geht aus der Darstellung des Matthäus hervor, daß Bethlehem nicht nur zur Zeit der Geburt Christi, sondern überhaupt der gewöhnliche Aufenthaltsort des Joseph war.

Denn genau 2 Jahre nach der Geburt des Herrn, bei Ankunft der Magier, finden wir die heilige Familie noch in Bethlehem, und nach der Flucht nach Egypten ist es für Joseph der erste selbstverständliche Gedanke, in seine Heimat nach Bethlehem zurückzukehren. Manche Ausleger haben geglaubt, daraus folgern zu müssen, daß diese widersprechenden Berichte sich nicht in Einklang bringen lassen. Ein genügender Grund scheint uns aber hiefür nicht vorzuliegen. Andere Ausleger, welche diesen Widerspruch nicht gelten lassen wollten, versuchten den zweijährigen Aufenthalt der heiligen Familie in Bethlehem dadurch zu erklären, daß sie sagten: es mußte den Eltern Jesu, welche sonst in Nazareth wohnten, nach Mich. 5 nahe liegen, wie seine Geburt. so auch seine Erziehung nach der Davidsstadt zu verlegen. Aber die Weissagungen der Schrift pflegen sich nicht so zu vollziehen, daß ihnen die Menschen gewissermaßen zur Erfüllung helfen. Vielmehr müssen die Menschen meist zu ihrer eigenen Überraschung dazu beitragen, die Absichten Gottes zu erfüllen. Sollte sich sonst kein Weg finden, um beiden Evangelisten gerecht zu werden? Ich glaube, daß die Beobachtung der heutigen Verhältnisse des heiligen Landes im Stande sein wird, etwas zur Lösung beizutragen.

Es ist für diesen Zweck nicht unwichtig, einen Blick auf den Lebensberuf des Joseph zu werfen. Derselbe war nach dem Ausdruck der Schrift ein „Tekton". Dieser Ausdruck ist mit manchem Wort verwandt, welches dem freundlichen Leser wohlbekannt ist, z. B. Architekt, Architektonik, und bedeutet einen, welcher Häuser baut. Im Abendlande, wo bei gewöhnlichen Bauten die Zimmermannsarbeit die Hauptsache ist, übersetzt man das Wort selbstverständlich mit Luther durch „Zimmermann". Im gelobten Lande aber, wo (wenigstens auf dem Gebirge) alle Häuser vom Grunde in der tiefen Erde bis hinauf aufs Dach aus Steinen gebaut und gewölbt

werden, muß dies Wort durch „Baumeister“ oder „Maurermeister“ übersetzt werden. An einen „Wagner“ zu denken, wie manche gethan haben, ist unmöglich. Erstens heißt Tekton nicht Wagner, und zweitens haben Wagen oder Räderpflüge bei dem Bergvolke Palästinas niemals eine Rolle gespielt.

Dieser Bau- oder Maurermeister Joseph war nach Matthäus in Bethlehem zu Hause, wie auch nach Lukas die Familie aus Bethlehem stammt, und wurde erst später durch besondere Umstände veranlaßt, nach Nazareth überzusiedeln. Bei Lukas aber finden wir den Joseph schon vor der Geburt Jesu in Nazareth. Sind diese beiden Berichte unvereinbar? Jedenfalls nicht, wenn wir annehmen, daß sich Joseph seines Handwerks wegen vorübergehend in Nazareth aufhielt und vor der Geburt Jesu wieder nach Bethlehem zurückkehrte. Und hier ist der Punkt, an welchem die heutigen Zustände Bethlehems vielleicht einiges Licht auf jene Geschichten zu werfen vermögen. Es ist nämlich merkwürdig, daß die Baumeister Bethlehems, wenn sie nicht zu Hause genügende Arbeit finden, bis zum heutigen Tage ähnliche Geschäftsreisen unternehmen. Gewisse Berufsarten sind in Palästina vorzugsweise an besondere Orte gebunden. So finden wir die Töpfer-, Glas- und Schlauchwerkstätten hauptsächlich in Hebron, die Perlmutterarbeiter nur in Bethlehem, die Baumeister, Maurer und Steinhauer hauptsächlich in Bethlehem und in seinen beiden zugehörigen Dörfern Beit Djâla und Beit Sachur. Fast bei allen ordentlichen Bauten in Jerusalem arbeiten die Bethlehemer Steinmetzen und Maurermeister, und sie haben an Geschicklichkeit ihres Gleichen nicht im Lande. Daher sind sie auch allerorten gesucht. Wird in Hebron gebaut, so werden sie geholt. Wird im fernen Kerak in Moab, fünf Tagereisen von hier entfernt, jenseits des Toten Meeres, ein besserer Bau aufgeführt, wieder finden wir dort Bethlehemer Steinhauer und Maurer. Wird in Salt, dem alten Ramoth Gi-

lead, gebaut, so begegnen wir wiederum unsern bekannten Meistern aus Bethlehem. Auch nach Galiläa und gerade nach Nazareth ziehen dieselben nicht selten, und finden dort lohnende und oft lange dauernde Arbeit. In solchen Fällen machen sie sich im Frühling, wenn der große Winterregen vorrüber ist, auf, und kehren meist erst im November, wenn die Arbeit vollendet oder doch des nahenden Winters wegen eingestellt ist, wieder nach Bethlehem zurück, um für ihre Familie zu sorgen, oder auch ihr Feld zu bestellen. Unverheiratete Leute dagegen, wie Joseph, bleiben wohl auch den Winter über an dem betreffenden Orte, wenn ihnen guter Verdienst und dauernde Arbeit winkt. Hat ein solcher Baumeister einmal einen Bauplatz in der Ferne übernommen, so bricht er natürlich seine Arbeit nur dann ab, wenn ihn dringende Umstände nach Hause zurückrufen, wie dies z. B. bei Joseph durch den Schatzungsbefehl geschah. Aber unter allen Umständen kehrt derselbe nach kürzerer oder längerer Frist wieder heim zu seiner Familie und Verwandtschaft. Denn nur innerhalb dieses Kreises kann der Orientale für gewöhnlich eine angenehme soziale Stellung genießen. Ferne von seiner Verwandtschaft gleicht derselbe, wenn er sich nicht gerade persönlich eine hervorragende Stellung errungen, einem verwehten Blatt. Daher kehrt der Bethlehemit bis zum heutigen Tage selbst von der lohnendsten Arbeit weg immer wieder in seine Heimat zurück. Der bethlehemitische Kaufmann, welcher mit den hiesigen Perlmutter-Artikeln handelt, und auf seinen Reisen durch Europa, Amerika, Indien, China Jahre lang umhergewandert ist, wird niemals so kosmopolitisch, um seine Heimat mit einem neuen Lande zu vertauschen. Sein Sehnen bleibt doch, einmal als reicher Mann wieder heimzukommen, in dem geliebten Bethlehem sich auf anmutiger Höhe ein schönes Haus zu bauen und im großen Kreise der Verwandtschaft ein sorgenfreies Leben zu führen.

Wenn man nun bedenkt, wie sehr sich die Dinge im Morgenlande seit Jahrtausenden ähnlich geblieben sind, so ist es kaum sehr gewagt, anzunehmen, daß auch diese Verhältnisse des heutigen Bethlehem auf alte Zeiten zurückweisen. Wir würden uns alsdann vorstellen, daß Joseph, ein Bethlehemer Baumeister, in Nazareth für längere Zeit Arbeit gefunden. Ob er nur ein halbes Jahr dort war, oder ob er, als Junggeselle weniger gebunden, länger dort verweilte, läßt sich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls lernte er während seines dortigen Aufenthaltes Maria kennen und lieben und vermählte sich mit ihr. Daß er als Morgenländer und Bethlehemit die Absicht hatte, mit seiner jungen Frau nach Bethlehem zurückzukehren, sobald seine Arbeit in Nazareth beendigt war, ist nach hiesigen Begriffen selbstverständlich. Jetzt zog es ihn nicht mehr in die Ferne, sondern nach Hause, an den eigenen Herd. Dort in der Heimat, im Kreise der Verwandten wollte er sich mit seinem Weibe dauernd niederlassen. In dem nahen, nur zwei Stunden entfernten, an prächtigen Gebäuden reichen Jerusalem konnte er von Bethlehem aus ebenso leicht Arbeit finden, wie die heutigen Baumeister Bethlehems. Erst später, ganz gegen sein Erwarten, wurde er durch die Feindschaft des Herodes und seines Sohnes Archelaos genötigt, Bethlehem wieder zu verlassen. Was lag ihm da näher, als nach Nazareth zu ziehen? Dort war die Heimat seines Weibes, dort hatte er sie kennen gelernt, dort hatte er schon früher lohnende Arbeit gefunden. Nachmals fanden die Evangelisten diese so natürlich durch die Zeitumstände veranlaßte Verlegung des Wohnortes nach Nazareth ebenso bedeutsam und an gewisse Aussprüche der Propheten anklingend, wie die durch die Schatzung veranlaßte Rückkehr nach Bethlehem, infolge deren Jesus nicht in Nazareth, sondern in der alten Stadt Davids geboren wurde.

Der Schatzungsbefehl.

Während sich Joseph in Nazareth aufhielt, erging ein kaiserliches Edikt aus Rom, daß sich alle Welt schätzen ließe (Luk. 2, 1 ff.) Und jedermann ging, „daß er sich aufschreiben lasse, ein jeglicher in seine Stadt". Wäre Joseph in Nazareth seßhaft gewesen, so hätte er nicht nach Bethlehem zu reisen brauchen. Man nimmt ja häufig an, daß diese Schatzung nach altjüdischem Gebrauch vorgenommen worden sei, so daß die Eintragung in die Listen nach Stämmen und Geschlechtern erfolgt und jeder in die Stadt seiner Vorahnen gewandert wäre. Diese Annahme klingt aber nicht sehr wahrscheinlich. Es dürfte doch in jener Zeit, lange nach der babylonischen Gefangenschaft, wo namentlich Galiläa und Nazareth von einem Mischvolk bewohnt waren, dessen Ursprung sich gar nicht mehr feststellen ließ, sehr schwer gewesen sein, bei „jedermann" den Ort seines Ursprungs zu bestimmen. Es wäre dies seitens der sonst so praktischen römischen Regierung eine höchst ungeschickte Maßregel gewesen. Nicht nur die Unterthanen wären in unnötigster Weise belästigt worden, — denn fast ganz Israel von Dan bis gen Bersaba hätte dann in jenen Tagen auf den Beinen sein müssen, so daß das Land einem aufgestörten Ameisenhaufen geglichen hätte — sondern auch für die Regierung hätte diese Art von Schätzung anstatt der gewünschten Ordnung nur eine ungeheure Konfusion ergeben. Die schon römische Regierung des Landes wird wohl wenig nach dem altisraelitischen Schatzungsmodus gefragt haben. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, daß sich jeder in derjenigen Stadt aufschreiben lassen mußte, in welcher er seßhaft und heimatsberechtigt war. Nehmen wir dies an, so ergiebt sich für die Schätzung eine ganz klare Ordnung. Es mußten dann nur diejenigen nach Hause reisen,

welche von ihrem gewöhnlichen Wohnort abwesend waren. Es zog alsdann „ein jeglicher in seine Stadt", wenn auch nicht jedesmal in die Stadt seiner Ahnen. Daher mußte auch Joseph nach Bethlehem reisen, wo er wahrscheinlich auch Grundbesitz hatte. Alte Familien einer ackerbautreibenden Bevölkerung haben stets Grundbesitz. Ob die Ländereien des Joseph von denen seiner Verwandten ausgeschieden waren, wissen wir nicht. Bis auf den heutigen Tag ist der Grundbesitz bei solchen Familien, ähnlich wie im israelitischen Altertum, ein gemeinsamer. So wird das Erbgut leichter in der Familie behalten. Lagen bei Joseph ähnliche Verhältnisse vor, so mußte ihm schon im eigenen Interesse daran liegen, sich als Besitzer rechtzeitig in die Grundbücher eintragen zu lassen.

Warum sagt aber Lukas, daß Joseph nach Bethlehem wandern mußte, „darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war"? (Luk. 2, 4.) Widerspricht dies nicht der Annahme, daß bei dieser Schatzung nach dem Gebrauch des römischen Census verfahren wurde, wonach jeder an seinem Wohnort aufgeschrieben wurde? Nein. Denn Lukas giebt in diesen Worten nicht den Grund an, welcher seitens der staatlichen Obrigkeit den Joseph nach Bethlehem rief. Diese wird sich wohl wenig darum gekümmert haben, ob Joseph vom Geschlechte Davids war oder nicht. Vielmehr giebt Lukas damit einen Umstand an, welcher allerdings für ihn und für die Absicht seines Evangeliums das Wichtigste bei der Sache war. Denn der letzte, sonst öffentlich wenig beachtete Grund für die Reise des Joseph lag allerdings darin, daß er von der königlichen Familie Davids abstammte, aus welcher, wie er sofort erzählen will, der verheißene Welterlöser geboren wurde.

Joseph sah sich aber infolge jenes kaiserlichen Erlasses genötigt, seine Arbeit in Nazareth früher abzubrechen, als er

sonst wohl gethan hätte, und nach Bethlehem zurückzuwandern, nach seiner Stadt, wie auch Lukas sich ausdrückt. Nur bei dieser Annahme erklärt es sich auch, warum Maria mit Joseph gereist ist. Denn seine Frau brauchte sich weder nach römischem noch nach jüdischem Schatzungsgebrauch mit in die Steuerlisten eintragen zu lassen. Und die Annahme, daß sie, in Nazareth wohnend, als Erbtochter dazu verpflichtet gewesen sei, entbehrt jeglicher Begründung. Wir übersetzen daher nicht, wie Luther: Joseph ging, sich aufschreiben zu lassen mit Maria, sondern beziehen das „mit Maria" nur auf ihr Mitgehen: Joseph ging (sich aufschreiben zu lassen) mit Maria nach Bethlehem. Des Schatzungsbefehls wegen hätte Joseph die Maria, sein verlobtes Weib, wie sich Lukas im Sinn von Matth. 2, 17 ausdrückt, nicht mitzunehmen brauchen. Sie hätte ganz ruhig in Nazareth bleiben können, während er binnen einer Woche von seiner Reise nach Bethlehem bequem zurück sein konnte. Das Mitgehen der Maria wird uns nur dann verständlich, wenn Joseph von vorne herein die Absicht hatte, sich in seiner Vaterstadt als verheirateter Mann niederzulassen, eine Absicht, deren Ausführung durch den Schatzungsbefehl früher herbeigeführt wurde, als Joseph anfangs gedacht. Dort konnte er entweder am Orte oder in der Nähe, besonders in Jerusalem, genügende Beschäftigung finden, oder aber im Sommer ähnliche Geschäftsreisen unternehmen, wie nach Nazareth, während seine Frau daheim in Bethlehem blieb.

So traten denn die jungen Ehegatten die Reise mit einander an, sei es zu Fuß, sei es reitend zu Esel. Sie wandten sich wahrscheinlich zunächst hinab ins tiefe, grüne Jordanthal, passierten das inmitten seiner duftenden Balsamgärten und rauschenden Palmenwälder marmorschimmernde Jericho, stiegen dann hinauf durch die Wüste über den Ölberg nach Jerusalem, und von da vollends in einigen Stunden nach Bethlehem. Die Reise mochte drei oder vier Tage

dauern, was aber im heiligen Lande mit anderem Maßstabe gemessen sein will, als in der Heimat der Eisenbahnen und Telegraphen, wo der geneigte Leser vor einer viertägigen Reise einen gewaltigen Schreck bekommen könnte. — Die Eisenbahn pfiff damals so wenig wie heute im tiefen Jordanthal, teure Hotelrechnungen waren nicht minder unbekannt. Vielmehr war es ein anmutiges Wandern mit den einfachsten Mitteln, welches das junge Paar durch eine farbige, leuchtende Welt und Natur nach Bethlehem brachte.

Niederlassung in Bethlehem.

Von jener freien olivenbewachsenen Höhe zwischen Jerusalem und Bethlehem, auf welcher heute das Kloster Mar Elias steht, erblickten Joseph und Maria Bethlehem zuerst. Auch der Maria war das Städtchen wohl nicht unbekannt, denn vor kurzem erst hatte sie auf diesem Gebirge ihre Freundin Elisabeth besucht. Eine volkstümliche Auffassung nimmt an, daß bei der Ankunft des jungen Paares alle Herbergen Bethlehems von Wandersleuten angefüllt waren, welche der Schatzung wegen nach Bethlehem gereist waren. Wir teilen diese Auffassung nicht. Vermutlich waren für die Schatzung seitens der Regierung nicht nur einige wenige Tage, sondern eine längere Frist angesetzt, innerhalb welcher sich jeder in seiner Stadt zu melden hatte. Und selbst wenn dies ein so allgemeines Zusammenströmen nicht verhindert hätte, wie man es oft in Weihnachtsbeschreibungen dargestellt findet, so sind aus dem kleinen Bethlehem gewiß nicht allzu viele Personen

über Land gewesen, welche der Einschreibung halber heimkehren mußten. Und diejenigen, welche aus diesem Grunde eintrafen, nahmen selbstverständlich nicht in einem Gasthaus, sondern bei Verwandten oder Bekannten Quartier.

Ziehen wir nun ein mit dem wandernden Paare zu den Thoren Bethlehems! Sie durchschritten das Thor und betraten die Straßen des kleinen Städtchens oder Dorfes, welches wegen der kaiserlichen Schatzung in keinerlei Aufregung war. Jedermann ging dort auf Straße, Markt oder Feld seiner Arbeit nach, je nachdem es die Jahreszeit für die ländliche Einwohnerschaft gerade mit sich brachte. Manchen Bekannten mag Joseph auf der Straße mit frohem Zuruf begrüßt haben, während er sein Quartier aufsuchte. Wo wollte er denn wohnen? Die christliche Sage giebt uns auf diese Frage eine ziemlich klare Antwort. Nur schade, daß dieselbe das Licht einer näheren Untersuchung nicht erträgt. Die landläufige Ansicht, daß Joseph und Maria in dem mit Reisenden überfüllten Bethlehem gewissermaßen zu spät kamen, alle Plätze in der öffentlichen Herberge schon besetzt fanden und daher genötigt waren, in einem zu der Karawanserei gehörigen Stalle ihre Zuflucht zu nehmen, wo dann gleich in der ersten Nacht das Jesuskind geboren wurde, ist gewiß unrichtig. Zunächst ist es selbstverständlich, daß Maria, welche ihrer Entbindung entgegensah, nicht so leichtsinnig war, unmittelbar vor derselben die Reise von Nazareth bis Bethlehem zu machen. Daß Joseph der Schatzung wegen abreisen mußte, war demselben nach unserer Annahme schon seit einiger Zeit bekannt. Er konnte sich also für die Reise eine passende Zeit auswählen. Wäre aber die Aufforderung zur Reise wirklich so plötzlich und kurz vor der Entbindung an ihn gekommen, so hätte er natürlich die Maria in Nazareth zurücklassen und die notwendige Reise nach Bethlehem rasch allein ausführen müssen.

Die Geschichte im Evangelium Lukas läßt uns nun einen Spielraum von etwa einem halben Jahr vor der Geburt Jesu frei, innerhalb dessen die Reise nach Bethlehem geschehen konnte. Mindestens aber müssen Joseph und Maria aus den angedeuteten Gründen mehrere Wochen vor der Geburt eingetroffen sein, und dies würde um so selbstverständlicher gewesen sein, wenn nach der gewöhnlichen Annahme Joseph keine Verwandte und Bekannte in Bethlehem gehabt hätte.

Dieser Auffassung kommt der Ausdruck im Evangelium Lukas klar entgegen. „Während ihres Dortseins" so heißt es dort, „kam die Zeit, daß sie gebären sollte" (Luk. 2, 6.) Ist es somit klar, daß Joseph und Maria nicht nur für einige wenige Tage in Bethlehem bleiben wollten (denn auch bei Lukas finden wir sie 40 Tage nach der Geburt noch dort), so ist auch die Ansicht hinfällig, daß sie zuerst versucht haben, in der öffentlichen Herberge, der Karawanserei, ein Unterkommen zu finden. Denn ein Gasthaus, in welchem man wie im Abendland auf längere Zeit für sein gutes Geld Wohnung, Speise und Trank haben kann, kennt der von europäischem Wesen unberührte Orient nicht. Die Karawansereien oder Chans sind meist großgewölbte Räume, welche besonders an belebten Handelsstraßen in Städten oder in einsamen Gegenden stehen. Dort können Durchreisende wohl für 1 oder 2 Nächte Unterkunft finden, auch einige Erfrischungen erhalten. Aber für einen längeren Aufenthalt werden diese Chans nicht benützt, sind auch nicht darauf eingerichtet. Anstatt in kalten Nächten unter freiem Himmel zu kampieren, ist der Durchreisende froh, sich über Nacht in dem Gewölbe des Chans mit seinen Tieren auf den Erdboden legen zu können, um am nächsten Morgen in aller Frühe weiterzuziehen. Aber die Landeskinder ziehen es vor, wenn möglich Privatgastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Jesus hat dies

späterhin selbst in Samaria gethan. Und bei der mit Recht weltberühmten orientalischen Gastfreundschaft war und ist es nicht schwer, in Bethlehem ein solches Unterkommen zu finden. Selbst wenn Joseph keine Verwandte daselbst gehabt hätte, so hätte er ohne Schwierigkeit in irgend einem Hause Aufnahme gefunden. Man hat daher den armen Bethlehemiten jener Tage bitteres Unrecht gethan, wenn man so oft bei Gelegenheit der Weihnachtsgeschichte allerlei wenig schmeichelhafte Bemerkungen über ihre Ungastlichkeit fallen ließ.

Ist aber unsere Annahme richtig, daß Joseph in Bethlehem zu Hause war, so ist es selbstverständlich, daß er bei seinen Verwandten einkehrte. Dieser Auffassung widerspricht der Urtext in keiner Weise. Denn von einer öffentlichen Herberge steht dort nicht eine Silbe. Das Wort Katalyma, welches Luther mit Herberge übersetzt hat, gebraucht Lukas noch einmal (Luk. 22, 11), und zwar zur Bezeichnung des Saales, in welchem Jesus mit seinen Jüngern das Abendmahl hielt, während er zur Bezeichnung einer öffentlichen Herberge im Gleichnis vom barmherzigen Samariter ein ganz anderes unzweideutiges Wort anwendet (Pandocheion). Jenes Wort bedeutet aber einfach das Haus, in welchem man einkehrt oder absteigt. Ob damit ein öffentliches Gasthaus oder ein Privathaus gemeint ist, das kann nur der Zusammenhang entscheiden.

Wie ist aber die christliche Sage von dem Stall und der Höhle entstanden, worin Christus geboren sein soll? Offenbar durch die Erwähnung der Krippe, in welche Maria das neugeborene Kind legte. Daß Jesus in einer Stallhöhle geboren sei, finden wir zum ersten Mal anderthalb Jahrhunderte nach Christi Geburt als Sage bei Justin dem Märtyrer. An sich hat diese Legende nichts Unwahrscheinliches. Denn die Ställe, in welchen die Herden untergebracht werden, sind heute noch Höhlen, und dieselben finden sich nicht nur

in der Umgebung Bethlehems sehr zahlreich, sondern zuweilen auch in der Stadt selbst. So ist z. B. die evangelische Mädchenschule in Bethlehem über einer solchen Höhle erbaut, welche früher Jahre lang als Stall und Werkstatt benutzt wurde. Jedenfalls hielt es die Legende bald für eine ausgemachte Sache, daß die heilige Familie damals in einem Stalle gewohnt, weil die christliche Welt schon zu mönchischen Auffassungen und Übertreibungen neigte, und es ihrem Zuge entsprach, die Armseligkeit der Geburt Jesu in möglichst drastischer Weise zum Ausdruck zu bringen. An sich ist das Übernachten in einer Stallhöhle für die Verhältnisse der palästinensischen Landbevölkerung gar nichts besonders Auffallendes. Und wenn die populäre Auffassung von der Überfüllung der Herbergen Bethlehems richtig wäre, so wäre der warme Stall, in welchem ja auch sonst Menschen, die Hirten, wohnten, für eine der Entbindung nahe Frau gewiß ein geeigneterer, stillerer Aufenthalt gewesen, als die Karawanserei, welche aus einem einzigen großen Raum bestand, in welchem allerlei Volk fortwährend aus- und einging. Ich selbst habe in solchen Erdhöhlen mehrmals übernachtet. Den Unrat kehrte ich vom Felsen weg, blies den Lagerplatz zuletzt rein, belegte denselben mit meinem Reiseteppich und erfreute mich des gesundesten Schlafes.

In Übereinstimmung mit jener Sage wurde im vierten Jahrhundert die schöne Kirche Mariae de praesepio über einer Grotte in Bethlehem erbaut. Unter ihrem Dache verehren heute noch die alten Kirchen und ihre Pilger den Geburtsort des Herrn. Aber wenn irgendwo, so ist es im heiligen Lande geboten, sich solchen Traditionen gegenüber skeptisch zu verhalten. Denn in keinem Lande der Welt ist die Legendenbildung so ins Kraut geschossen, wie hier. Hielt man es später für nötig, fast für jedes Ereignis und Gleichnis der heiligen Schrift einen bestimmten Ort zu fixieren, die

Häuser des reichen Mannes und des armen Lazarus, die Scheunen, welche der reiche Kornbauer im Gleichnis bauen wollte, Steine in Maulform, welche damals beinahe geschrieen hätten, wenn Jesus den Kindern verboten hätte, Hosiannah zu rufen, — so sind solche alberne Mythen nur die letzten Auswüchse jenes schon frühe und doch für historische Gewißheit zu spät sich regenden Bestrebens, heilige Orte im heiligen Lande genau festzustellen.

Zu verdenken ist es niemand, der längere Zeit im heiligen Lande gelebt hat, wenn er gegen alle diese Behauptungen mißtrauisch wird und nichts glaubt, was nicht bewiesen ist. Was nützt es auch, seine fromme Andacht auf einige Quadratfuß zu beschränken! Schöner ist es und sicherer, auf einer der Bethlehem gegenüberliegenden Höhen zu stehen und das alte Bethlehem Ephrata, dessen Lage heute noch ebenso lieblich ist, wie vor Jahrtausenden, sinnend im Spiegel der Vergangenheit zu betrachten und sich zu sagen: Dort auf einem jener Felder hat einst Ruth Ähren gesammelt, dort ihr Nachkomme Isai gewaltet, dort auf jenen sonnigen Hügeln der Wüste und bis hinab zum Toten Meer hat David seine Schafherden geweidet, dort in einem der Häuser, welche so anmutig auf luftiger Bergeshöh' stehen, ist vor Zeiten der Herr geboren. Die heiligsten Orte der biblischen Geschichte haben das freundliche Geschick erfahren, vor Menschenaugen verborgen zu bleiben. Es ist ein gnädiger Schleier der Vergessenheit über sie gebreitet, damit dieselben nicht allzusehr entweiht würden durch den Unfug und die Greuel, welche von Jahr zu Jahr in der Geburtskirche wie in der Grabeskirche in Jerusalem jedes christliche Zartgefühl tief verletzen.

Mancher der freundlichen Leser möchte mir fast zürnen, daß ich es wage, ihm die von Kindheit an lieb gewordenen Vorstellungen von Stall und Höhle zu zerstören. Und ich

höre schon die Entgegnung: Wie erklärst du denn den Umstand, daß Jesus in eine Krippe gelegt wurde, wenn er nicht in einem Stall geboren sein soll? Um dies zu verstehen, lade ich denselben ein, mich in eines der Bethlehemer Wohnhäuser nach altem Stil zu begleiten, in welche mich Amt und Beruf täglich führen können. Vielfach besteht das Haus nur aus dem Erdgeschoß. Oft ist auch noch ein zweiter Stock aufgesetzt. Jeder Stock aber, jedenfalls die Wohnung jeder Familie besteht nur aus einem einzigen Raum, in welchem sich die ganze Familie aufhält. So hat z. B. unser evangelischer Gemeindeschulze in Beit Djâla, Djirius Abu Deye, sich vor einigen Jahren ein Haus gebaut. Es besteht aus einem einzigen großen Raum. Die Wände, welche niemals Bestich oder Tünche gesehen haben, sind schwarz gefärbt vom Rauch. Denn eine besondere Küche wird als ebenso entbehrlicher Luxus angesehen, wie Fenster und Schornstein. Wer hier einen Groschen verliert, muß ihn auch bei Tage mit einem Licht suchen. In diesem Raume wohnt Djirius mit Weib und Kind. Seine heranwachsenden jüngeren Brüder, welche sich nach einander verheiraten, bleiben natürlich mit ihren Familien auch dort. So können denn zwei bis vier wachsende Familien in einem solchen Raume ihre Wohnung haben, und wenn die Eltern der Brüder noch lebten, würden sie wahrscheinlich auch noch bei ihren Kindern wohnen. Das Haus spielt eben im Morgenlande, besonders auf dem Lande, eine ganz andere Rolle, als im Abendlande. Das schönste Haus ist für den Orientalen Gottes freie Welt, über welcher sich der blaue Himmel wölbt, über den oft Monate lang kaum ein Wölkchen dahin fährt. Abgesehen von der Regenzeit hält er sich am liebsten bei Tag und Nacht außerhalb der dumpfen Zimmerluft auf, sei es im Hofe oder auf dem Dache oder auf freiem Felde. Das Haus ist ihm mehr wie für die Füchse ein Unterschlupf für kalte Nächte und Regen-

tage. Aber nicht nur Menschen wohnen in einem solchen Hause. Auch das Vieh, welches zum Hause gehört, Kamele, Pferde, Esel, Schafe, Ziegen haben ein unbestrittenes Recht darauf, ihren menschlichen Herren in der gemeinsamen Wohnung Gesellschaft zu leisten. Wolltest du einmal bei Nacht oder während des Winterregens eine Runde mit mir machen durch die Häuser Bethlehems, du würdest in gar manchem Haus mehrere Menschen- und Tierfamilien traulich beisammen gelagert finden. Schafe, Ziegen, Pferde, Esel, Rinder, Hühner, Tauben rücken in holder Eintracht oder vorübergehender Zwietracht mit den Menschen zusammen.

Unter diesen Umständen können wir es wohl begreifen, daß man in einem solchen Hause für einen neuen Weltbürger und seine Mutter kein besonderes Zimmerchen herrichtet. Es wird aber auch begreiflich, warum unter den wenigen Möbeln, unter welchen Tisch, Stühle, Sophas, Kommoden, Bettstellen, Bänke durch Abwesenheit glänzen und sich nur etwa eine Kiste, ein ganz niedriges Tischchen, einige große Mehl- und Getreidekästen aus Lehm befinden, häufig noch eine Krippe von Holz zu sehen ist. So sieht es in einem Hause gewöhnlicher Landleute in Palästina bis zum heutigen Tage aus, und man wird zugeben, daß in diesen Rahmen die Weihnachtsgeschichte recht gut paßt. Auch dort war es, selbst wenn Joseph nicht Mitbesitzer des Hauses war, selbstverständlich, daß er mit den Verwandten zusammenwohnte. Auch dort war wenig Raum vorhanden in der Herberge. Auch dort stand eine Krippe im Hause, natürlich nicht für eine ganze Viehherde, sondern für das Hausvieh. Weil „sie keinen Raum hatten in der Herberge", keinen besseren Lagerplatz für das Kind, deshalb legte Maria das Kind in eine Krippe. Von den einfachen Möbeln in jenem Hause war in der That die Krippe hiezu das Passendste. Der geneigte Leser darf sich nur unter der Wiege eines neugeborenen

Kindes in Palästina nicht etwa ein feines Luxusbettlein mit weichen Daunen und Kissen vorstellen. Sondern ein solches Kind wird einfach fest in Windeln gewickelt und irgendwo hingelegt, oft nur auf den mit einer Matte bedeckten Boden neben die da liegende Mutter, oder wenn die Mutter ausgeht, in einen über dem Rücken hängenden vermittelst eines Bandes mit der Stirn zu tragenden Sack. Manche Landleute haben aber auch eine besondere Wiege für ihre Kinder. Freilich ist in diesen Fällen zwischen einer Krippe und einer Wiege nur ein ganz kleiner Unterschied, etwa der, daß die Wiege, ein einfaches Holzgestell, noch eine Einrichtung zum Wiegen hat. Eine Krippe aber kann durch Einlagen von Stroh, Tüchern, Windeln nach hiesigen Begriffen recht gut in ein Bettchen für ein neugeborenes Kind verwandelt werden. Dasselbe Los, das in jener Nacht dem Jesuskind widerfuhr, wird wohl auch heute noch manchem Kind des heiligen Landes widerfahren, ohne daß es jemand einfallen würde, in diesem Liegen in der Krippe etwas besonders Armseliges oder gar Erniedrigendes zu finden. Auf eine besonders große Armut weist somit nichts in der Weihnachtsgeschichte, wohl aber darauf, daß Jesus Christus unter ganz einfachen Verhältnissen, wie sie sich bei der gewöhnlichen Landbevölkerung bis zum heutigen Tage unverändert erhalten haben, geboren wurde. Die ganze Darstellung der Weihnachtsgeschichte hat also gerade in den äußeren Nebenumständen so wenig etwas Außergewöhnliches, daß sie vielmehr dem mit den Verhältnissen des Landes Vertrauten auf Schritt und Tritt zeigt, wie treu die Evangelisten die Geschichte dem Leben nacherzählt haben.

War die Weihnacht eine Winternacht?

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

So haben's die Alten gesungen. Auch der geneigte Leser hat vielleicht schon herzliches Mitleid mit dem „trauten, hochheiligen Paar" und dem Jesuskindlein gehabt, weil sie „mitten im kalten Winter" die Nacht hindurch in Bethlehems Stall frieren mußten. Indessen ist es eine bekannte Sache, daß man nur willkürlich nach Roms Vorgang den 25. Dezember als den Geburtstag Jesu angenommen hat. Wann war denn die heilige Weihnacht? Ich gehe kurz auf diese Frage ein, weil man zuweilen geglaubt hat, aus dem Umstand, daß die Hirten des Nachts auf dem Felde wachten, schließen zu dürfen, daß die Geburt Christi im Sommer stattgefunden haben müsse. Einen sicheren Schluß kann man aber hieraus nicht ziehen. Die Hirten, welche heutzutage in der Gegend von Bethlehem ihre Schaf- und Ziegenherden weiden, gleichen den Beduinen, welche niemals in Häusern wohnen. Namentlich in der Steppe der östlich von Bethlehem gelegenen Thäler und Hügel, im Grenzgebiet der Beduinen, lieben sie sich bei ihren Herden aufzuhalten. Auch David hat einst seine Herden dort gehütet. Hölzerne Hürden, wie man sie im Abendlande hat, kennt man hier nicht. Dagegen pflegen die Hirten im Sommer und Winter ihre Herden des Nachts in Felshöhlen einzutreiben, welche in überaus großer Zahl in der ganzen Gegend vorhanden sind. Im Winter zwingt sie dazu schon die Kälte, im Sommer die Vorsicht. Denn in einer Höhle

sind die Herden vor zwei- und vierfüßigen Räubern leichter zu behüten, als auf freiem Felde.

Beim Winter darf der freundliche Leser freilich nicht an den grimmigen abendländischen Winter denken, der mit Eis, Schnee und starrender Kälte vom Nordpol herkommt, so daß Stein und Bein gefriert. Unser orientalischer Winter ist von milderer Gemütsart. Wohl selten mag man in der deutschen Heimat einen so freundlichen, sonnigen Frühling erleben, wie unser letzter Winter war. Abgesehen von einigen Regen- und Sturmtagen war meist goldener Sonnenschein über das Land ausgegossen. Die ersten Veilchen pflückten wir zu Weihnachten, und von da an sandte die Erde, welche von einem Winterschlaf kaum etwas weiß, von ihrer bunten Blumenarmee eine Schar nach der andern hervor. Der Sonnenschirm wurde den ganzen Winter über nicht in den Schrank gehängt. Immerhin sind die Nächte vom November bis April oft empfindlich kalt, so daß die Hirten selbstverständlich einen warmen Unterschlupf suchen. Nicht, daß sie mit ihren Herden in eigenen Ställen überwinterten, denn solche baut hierzulande niemand. Aber um so lieber flüchten sie sich in ihre Felshöhlen, wo sie sich in ihrer Art behaglich einzurichten wissen. Im Gegensatz zu denen, welche in der Stadt in Häusern wohnen, sagt man im Volke dennoch von ihnen: sie bringen die Nacht „auf dem Felde" zu, wie es auch bei Lukas heißt. (Luk. 2, 8.) Die Tradition bezeichnet das „Hirtenfeld" als den Ort, wo sich die Hirten der Weihnachtsgeschichte aufhielten. Es ist ein Thal oder eine kleine Ebene, zu welcher man von dem Osthügel Bethlehems, auf dem die Geburtskirche steht, in einem halben Stündchen hinabsteigt. Der Ort, für dessen Echtheit keine Zeugnisse vorliegen, ist nicht übel gewählt. Denn auch im Winter halten sich die Herden gerne in jener Gegend auf. Ich habe an einem Dezembertage sechs Ziegen- und Schafherden gleichzeitig dort gesehen. Die Hirten lieben jene Gegend

auch im Winter besonders, denn schon macht sich dort am Ostabfall des Gebirges das mildere Klima merklich geltend. Blüte- und Reifezeit der Obstbäume tritt dort mehrere Wochen früher ein, als in Bethlehem. Und da die Hirten auch im Sommer, sobald die dortigen Getreidefelder abgeerntet sind, also von Juni an, daselbst zu finden sind, mögen auch die Hirten der Weihnacht in jener Gegend gewesen sein.

Es ist aber hieraus ersichtlich, daß sich aus der Geschichte der Hirten eine Antwort auf unsere Frage nicht ergiebt. Die einzige Andeutung auf die Jahreszeit der heiligen Weihnacht läßt sich in der Geschichte der Weisen vom Morgenlande finden. Herodes hatte sich bei denselben genau erkundigt, wann ihnen der Stern erschienen wäre. „Seit zwei Jahren!“ war ihre Antwort. (Matth. 2, 7. 16.) Nun pflegt der Orientale große Reisen nicht im Winter, sondern im Sommer zu unternehmen. Haben die Weisen zwei Jahre lang gewartet, bis sie aufbrachen, so werden sie wohl auch die günstigste Zeit für die Reise abgewartet haben. Bei solchen Sommerreisen ziehen es aber die Eingeborenen, sobald ihnen eine größere Reisegesellschaft oder Karawane genügenden Schutz für die Nacht bietet, fast immer vor, bei Nacht zu reisen, statt in der glühenden Hitze des Tages, welche Menschen und Tiere gleich sehr ermüdet. Wenn nun die Weisen, was hiernach sehr wahrscheinlich ist, des Nachts zu reisen pflegten, so haben sie auf ihrer Wanderung den Stern stets vor Augen gehabt, der sie nach Judäa rief. Auch ihre letzte Wanderung von Jerusalem nach Bethlehem haben sie ja des Nachts zurückgelegt. Auch Joseph machte sich einige Tage später bei Nacht auf, um nach Egypten zu reisen, was zumal in Gesellschaft eines Kindes auch auf den Sommer hindeutet. Da nun Matthäus zweimal ausdrücklich bemerkt, daß sich Herodes „genau erkundigt“ habe, (Luther: „mit Fleiß“) wann der Stern erschienen, und deßwegen die Kinder von zwei Jahren

und darunter habe töten lassen, so werden wir berechtigt sein anzunehmen, daß der Stern ziemlich genau zwei Jahre früher erschienen und somit Jesus zwei Jahre vor der Ankunft der Weisen im Sommer geboren wurde.

Wir eilen im Geiste zurück in jene stille heilige Nacht und suchen an der Hand der heutigen Verhältnisse den Hirten in ihrer Felshöhle einen Besuch abzustatten. Da sehen wir einen großen, felsgewölbten Raum mit weitem Eingang. Dieser liegt nach Osten zu, damit dem kühlen Westwind der Zutritt gewehrt werde. Drin flackert ein Feuer. Im Scheine der Flamme sehen wir die Herde, Schafe oder Ziegen, durcheinander gelagert. Durch ihre Menge entsteht eine behagliche Wärme in der Höhle, welche auch den Hirten zu gute kommt. Denn auch die Sommernächte pflegen kühl zu sein. Gewöhnlich sind zwei bis vier Männer und Knaben bei der Herde. Eine kleine Steinmauer haben sie zwischen sich und den Tieren aufgerichtet behufs Vermeidung allzu großer Kameradschaftlichkeit und Vertraulichkeit der Schafe während ihres Schlafes. Zwei von ihnen etwa schlafen, zwei sitzen wachend in traulicher Zwiesprache am Feuer, um die Herde vor Überfällen von Menschen oder Hyänen zu schützen. Das Geschoß für einen etwaigen Kampf liegt bereit. Draußen auf dem Felde ist alles still. Rings die Berge von Bethlehem und in der Wüste Juda scheinen zu schlafen und zu träumen. Nur die stille Sternenpracht des orientalischen Nachthimmels scheint herab auf die einsame Flur, als funkelten tausend Diamanten aus fernen Welten herein. Da hebt plötzlich ein seltsames Blitzen und Leuchten an, vor der weiten Öffnung der Höhle verbreitet sich ein blendender Glanz, die Hügel und das Feld sind taghell beschienen, die Klarheit des Herrn umleuchtet sie, die himmlischen Boten treten herein und bringen die selige Botschaft von der Geburt des Heilandes. Dann braust ein froher Jubelgesang durch die Nacht, wie er auf Erden noch

nie erschollen, hinauf nach Bethlehem, wo das Kind schon lag, und hinauf zum nächtlichen Himmel: gloria in excelsis! Noch rauschte es in den Ohren der Hirten wie himmlischer Harfenton, als längst die jubelnden Akkorde in den fernen Bergen verhallt waren und die heilige Nacht wieder in Dunkel gehüllt war, wie zuvor. Da eilten sie den eine halbe bis eine Stunde langen Weg nach Bethlehem hinauf, dessen Lichter im Westen von der Höhe zu ihnen herabschimmerten.

Bethlehem.

Herbei, o ihr Gläub'gen, fröhlich triumphierend!
O kommet, o kommet nach Bethlehem!

Wie eine Krone auf den Bergen liegt Bethlehem im Kranze seiner felsigen Höhen, wie eine Rose unter Dornen, wie ein Königskind, ringsum von Riesen bewacht. Hier verlebte Jesus zwei Jahre lang den Morgen der Kindheit. Von welcher Seite man kommen mag, schon von weitem winkt es, ebenso majestätisch wie lieblich auf seiner Höhe gelegen, dem Wandersmann zu, und es wird ihm so heimlich und froh zu Mute, als ob er nach langer Trennung seine Heimat wiedersähe. Von nirgends aber ist der Anblick so schön und erhebend, wie für den Wanderer, welcher aus der Wüste bei Mar Saba heraufsteigt. Mit Ausnahme der minder steil abfallenden Nordseite neigen sich ringsum tiefe, fruchtbare Thäler. Um so freier schaut das uralte Städtchen wie eine Hochwarte hinaus ins Land der Bibel, und im weiten Bogen sind sie um dasselbe her gelagert, die Berge und Orte, an welchen einst geweissagt wurde auf seinen größten Sohn.

Mancher Besucher des heiligen Landes hat die herrliche Aussicht vom Dache des evangelischen Pfarrhauses in Bethlehem in angenehmer Erinnerung. Hier hat man von der höchsten Höhe der Stadt einen schönen Ausblick nach allen Richtungen. Nach Norden, Westen und Süden wird der Blick meist schon in der Entfernung von einer Stunde durch vorgebaute Berge gehemmt. Der Berg von Mar Elias verdeckt Jerusalem, von welchem nur das Syrische Waisenhaus im äußersten Westen und der Oelbergturm im äußersten Osten mit einigen Bergen des Stammes Benjamin im Hintergrunde sichtbar ist. Aber auch der beschränkte Ausblick ist nicht zu verachten. Wie stattlich schaut auf halber Bergeshöhe mit seinen weißen Häusern das eine halbe Stunde entfernte große Dorf Beit Djâla herüber, umgeben von einem Wald von 80 bis 100 000 Olivenbäumen, überragt von der hochgelegenen schmucken evangelischen Kapelle.

Aber wende deinen Blick nach Osten! Da kann dein Auge schweifen und wandern, so weit es Lust hat, von Berg zu Berg, von Land zu Land, über Fluß und Meer, hinweg über eine ganze Welt! Und wenn du einen glücklichen Tag mit klarer Luft triffst, so ist ein in Worten nicht wiederzugebender Zauber der Beleuchtung darüber ausgegossen. Da drunten am Rande der Wüste erblickst du zuerst das „Hirtenfeld“ im Schatten seiner Olivenbäume. In einer lieblichen Thalebene liegt's inmitten grüner Saatfelder, von einer Mauer umschlossen, Berge schauen rings herein in das stille Thal. Dahinter aber verwandelt sich das Land gar bald in eine bergige Steppe, welche sich dorflos und baumlos in die ferne Tiefe erstreckt. Hunderte von Thälern und Schluchten laufen in dieser „Wüste Juda“ durch einander. Wie eine zerstreute Lämmerherde erheben die bald grau, bald rosa und violett gefärbten Hügel der Wüste ihre Köpfe. Da und dort grüßen von jenen Hügeln die patriarchalischen Behausungen der Be-

duinen herüber, die „schwarzen Zelte von Kedar“. Besonders kühn und stolz strebt aus der Mitte dieser Hügel einem Könige gleich der prächtige Frankenberg empor, alles übrige Bergvolk um Haupteslänge überragend. Herodes hat ihm durch Tausende von Arbeitern seine Spitze auftragen lassen und soll dort oben begraben sein. Rechts von diesem Berge, welcher dem Hohenstaufen auffallend ähnlich ist, sehen wir die Warte Thekoa, die Heimat des Propheten Amos.

Aber in blauer Ferne, jenseits des Toten Meeres, schimmern und leuchten die Berge Moabs in farbigem Duft, bald wie das blaue Meer gefärbt, bald wie Rosen und Veilchen. Und so klar ist die Luft, daß man glaubt, in jede der tausend Schluchten und Klüfte hineinsehen zu können. Nichts sieht man in der durchsichtigen Ferne von den starren Felsen und schroffen Klippen und unwirtlichen Bergen. Es erscheint wie ein paradiesisches Gebirge Gottes, über welches die Sonne alle leuchtenden Farben des Regenbogens in verschwenderischer Fülle ausgegossen hat, und an dessen Anblick man sich nie satt sehen kann. Eine ganze Welt dehnt sich so bis zu jener kühn aufgetürmten Gebirgswand von Moab vor unsern Augen aus. Drei Tagereisen sind ihre Gipfel von Bethlehem entfernt, während man die Länge des Gebirges mit seinen hochragenden Gipfeln Nebo, Pisga u. a. kaum in sechs bis acht Tagen überschreiten kann.

Aber nun zurück aus der Ferne in die Gegend von Bethlehem selbst! Das ist ein anmutiges, mannigfach belebtes Bild. Bis vor kurzem lag das Land freilich meist brach und verwahrlost da. In der Felsenwildnis schien eine lohnende Kultur des Bodens unmöglich. Nur die Trümmer der Terrassen an den Bergen, Spuren israelitischen Fleißes, mochten nachdenksame Leute daran erinnern, wie schön das Land gewesen sein mußte, wie schön es bei fleißiger Bearbeitung sein könnte. Aber in den letzten Jahren, seitdem der

verdienstvolle deutsche Missionar Müller den Bethlehemiten das Kunststück vorgemacht hat, ist ein großer Eifer in dieselben gefahren, das Land zu bauen. Die Rückkehr der früheren landwirtschaftlichen Blüte scheint wiederkommen zu wollen, falls nicht der schwere Fuß der Türken alles wieder zertritt. Wohlgepflegte Terrassen ziehen sich von Jahr zu Jahr in größerer Ausdehnung aus den tiefen Thalsohlen bis auf die Bergeshöhen hinauf. Ein blütenreicher Kranz von Gärten, dunklen Olivenhainen, grünen Weinbergen und Feigengärten umgiebt die Stadt, während in entfernteren Thälern und kleinen Ebenen fruchtbare Getreidefelder an die Geschichte der treuen Moabitin Ruth erinnern, welche von hier aus ihr heimatliches Bergland täglich vor Augen hatte. Im Frühling ist es eine Lust, durch die Markung von Bethlehem zu wandern. Alles sprießt und grünt, selbst die ferne Wüste bedeckt sich mit grünem Schimmer. Die Blumen in ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit, ihren leuchtenden Farben, ihren edlen Formen sind auf jedem Gang eine Quelle immer neuer Freude und Überraschung. Wie anmutig ist z. B. im März ein Spaziergang auf jenem Fußpfad, unter welchem die salomonische Wasserleitung fließt, hoch an dem in der Tiefe grünenden Thale von Artas (Etham) vorüber bis zu den Teichen Salomos! Über Tausende von schönen Blumen schreitet der Fuß hinweg. Purpurne Anemonen in flammender Glut, „schöner als Salomo in seiner Herrlichkeit“ (Matth. 6, 39), wetteifern mit den im grünen Busch lachenden Adonisröschen oder Blutströpfchen, während unzählige der zarten Alpenveilchen ihre violetten oder weißen Köpfchen zwischen rauhen Felsen hervorstrecken, und die Olivenbäume mit silberner Krone geschmückt, vom Winde leise bewegt am Wege rauschen.

Dies ist die Natur, welche in ihren Grundzügen durch die Jahrtausende sich gleich geblieben ist. Auf denselben Wegen ist mit gleichem Entzücken der junge Hirt David dahingeeilt.

Auf denselben Bergen hat das junge Jesuskind die ersten Jahre seines Lebens mit seinen Eltern zugebracht. Und diese Züge der unveränderten Natur können uns besser in die Vergangenheit zurückführen und mehr erzählen, als alle heiligen Stätten und Kirchen, welche man uns in dem heutigen Bethlehem zeigt.

Blicken wir aber nun auf die Stadt selbst! Wie freundlich und lieblich liegt sie da im Sonnenglanz mit ihren Häusern, in ihrem morgenländischen Gewande! Sehr viel anders wird auch das alte Bethlehem Ephrata nicht ausgesehen haben. Nur war es wohl kleiner und minder stattlich. Freilich ragen keine hohen Minarets über die Häuser der Stadt empor, wie in Jerusalem oder Damaskus, keine Moschee erhebt ihre Kuppel, kein Halbmond glänzt über der Stadt Davids. Aber mehrere christliche Kirchtürme grüßen den Wanderer schon von ferne. Denn das eine ist Bethlehem unverloren geblieben, daß es seinen christlichen Namen bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Unter den 7000 Einwohnern befinden sich nur einige hundert Muhammedaner. Im Innern freilich kann es Bethlehem an Unordnung und Schmutz in den Straßen mit jeder andern orientalischen Stadt aufnehmen.

Der wichtigste Ort Bethlehems ist die Geburtskirche. Sie steht im äußersten Osten der Stadt, bevor der Berg steil zum „Hirtenfelde" abfällt. Es ist ein großer, altertümlicher Komplex von Gebäuden, Kirchen, Klöstern, deren Steine vielfach vom Alter geschwärzt sind, während das Ganze von zwei neuen, den Katholiken und Griechen gehörigen Türmen überragt wird. In der Mitte dieses Komplexes zeichnet sich deutlich die Kreuzform des dunkeln Giebeldaches der eigentlichen Geburtskirche ab, welche wohl die älteste christliche Kirche auf Erden ist. Christen und Muhammedaner verehren hier eine der heiligsten Stätten der Welt. Den Höhepunkt des Jahres bildet für Bethlehem die Weihnacht. Scharen von Pilgern strömen herbei,

um dies Fest am Geburtsort des Herrn zu feiern. Wer sich allerdings die frohe Andacht der heiligen Weihnacht nicht durch den Anblick von ebenso viel Unfug wie prunkhaften Ceremonien verderben will, thut wohl, in dieser Nacht die mit Menschen überfüllten Räume der Kirche zu meiden. Aber gerne treten wir in dieser Nacht auf's Dach und schauen hinaus auf den stillen Schauplatz jener heiligen Geschichte. Drunten an der Krippe singen, beten, drängen, räuchern sie noch. Sonst ist alles in Schweigen gehüllt. Von der Geburtskirche dringt Lichtschein bis herauf zu uns. Auf dem Giebeldach derselben, genau über der Krippe, funkelt ein Kreuz aus rotem Licht in die Nacht hinein, von der Krippe mit dem Kreuze von Golgatha nach den Wohnungen des Lichtes weisend. Die Berge, welche einst dem Gesang der himmlischen Heerscharen lauschten, ragen dunkel in die Nacht. In einzelnen Meilern der Wüste, draußen an den schwarzen, härenen Zelten der Beduinen, scheint zuweilen noch ein Feuer zu flackern. Und doch, wie laut redet diese ganze schweigende Welt von alten Zeiten! Dort die Gegend, wo einst die Klarheit des Herrn die Hirten umleuchtete. Dort der Nebo, der König der im Mondschein sichtbaren Moabiterberge; er erinnert mit seinen dunklen Konturen an Mose, den Knecht Gottes, der mit forschendem Adlerauge herübersah in das „gute Land", das sein Fuß so gern betreten hätte. Wenn er hätte ahnen können, wer auf der Höhe geboren werden sollte, welche im Abendglanz vor seinen Augen lag! (5. Mos. 34, 1). Dort die Berge, auf welchen Bileam weissagte, während das ferne Bethlehem vor seinen Augen lag: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Israel aufkommen . . . ach wer doch am Leben wäre, wenn Gott solches thun wird!" (4. Mos. 24, 17. 23). Und wiederum dort im Osten zieht's herüber über die Berge, ein reisiger Zug. Die kirchliche Legende hat ihre Häupter mit Kronen geschmückt und ihnen güldene Scepter

in die Hände gedrückt. Die haben auch seinen Stern gesehen und kommen, ihn anzubeten. (Matth. 2, 2.) So weiß das Land um Bethelehem in stiller Weihnacht manchmal ein herzbewegliches Wort zu einem nachdenkenden Beobachter derselben zu reden. Da wird Bethlehem mit seinen Bergen zu einer „Predigerin, die auf einen hohen Berg gestiegen ist", um zu predigen von der Erscheinung der ewigen Liebe Gottes auf Erden.

Wie steht es aber mit den Menschen in Bethlehem? Erzählen auch sie uns etwas aus vergangenen Tagen? Die bekannte Perlmutter- und Olivenholz-Industrie der Bethlehemiten ist nicht gerade geeignet, uns in die früheren Zeiten der Stadt zurückzuversetzen. Aber wenn der Strom der Pilger vom Dezember bis zum Mai vorübergezogen ist und damit die lohnende Perlmutterarbeit unterbrochen ist, wenn es wieder stille wird im Lande, dann giebt sich auch der Industrielle von Bethlehem gerne jenem ländlichen Leben hin, welches die alten Bethlehemiten schon vor zwei und drei tausend Jahren geführt haben mögen. Namentlich in der Feigenzeit, vom Juli und August an, ziehen sie hinaus unter ihre Feigenbäume; denn Bethlehem ist wegen seiner Feigenkultur im ganzen Lande berühmt. Die Häuser werden verlassen und draußen im Weinberg oder Baumgarten die Wohnung aufgeschlagen. Ringsum auf allen Hügeln wohnt das frohe Volk in kreisrunden, steinernen Türmen oder Zelten oder einfach unter Bäumen und Weinstöcken. (Jes. 5, 2.) Und wenn der freundliche Leser im Oktober schon längst wieder hinter dem behaglichen warmen Ofen sitzt, so trifft man bei einem Gang durch die romantischen Berge und Thäler Bethlehems noch alles in diesen sonnigen Sommerbehausungen. Überall begegnet man frohen Menschen. Bald sitzen sie unter einem Feigenbaum, bald in einem Häuslein im Weinberge, bald in einer „Nachthütte der Kürbisgärten" (Jes. 1, 8). Oder sie wandern von Baum zu

Baum und essen Früchte, während da und dort Einer oder Eine vergnügt oben in den Zweigen sitzt, sich die schöne Welt aus dem grünen Blätterhaus betrachtet und den fröhlichen Ernteruf lôlolé leléleelô mit einem den schweizerischen nichts nachgebenden Jodler durch Berg und Thal erschallen läßt. Wie oft bin ich durch solche Gärten gegangen, und kam ich an einem Bekannten vorüber, so durfte ich nicht weiter, sondern mußte mich auf die rasch ausgebreiteten Teppiche unter einen Feigenbaum setzen. Da mußte jede der 10 oder 12 Feigensorten und Trauben gekostet werden und zum Schluß erschien noch ein Täßchen duftigen arabischen Kaffees, bevor der Gast mit Segenswünschen entlassen wurde. Nirgends habe ich die Bethlehemiten liebenswürdiger gefunden, als hier, wo sie fern von Gewinnsucht in altorientalischer Gastlichkeit dasselbe Leben mit denselben Naturfreuden führen, wie einst vor vielen Jahrhunderten ihre Vorfahren in Bethlehem Ephrata.

Auch Joseph scheint Grundbesitz in Bethlehem gehabt zu haben. Aber auch wer nicht so glücklich ist, schließt sich wo immer möglich bei Bekannten diesem Naturleben an. Und so mag auch er, als er sich während der beiden ersten Lebensjahre Jesu in Bethlehem aufhielt, im Sommer samt Maria und dem Kindlein mit den Verwandten hinausgezogen sein in die Sommerresidenz unter Weinstöcken und Feigenbäumen. Da lag dann das Jesuskind manche Nacht im Freien, inmitten der Berge, über welche in der heiligen Nacht die himmlischen Psalmen dahin gerauscht waren. Und Gottes Sterne strahlten still herab auf den, der „ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm'", und welcher später, zum Manne herangewachsen, so manche Nacht im Freien zubrachte, droben am See Genezareth oder drüben in Gethsemane.

Die letzten Ereignisse in Bethlehem.

Es strahlt am Himmelsrande
Ein Stern so lieb und mild,
Der kommt aus Morgenlande
Und schwebt durch das Gefild.
Er schwebt mit Silberblinken
Den Weisen hell voran,
Und kommt, auch mir zu winken,
Wie er zuvor gethan.

Zwei Jahre lang durfte die heilige Familie ungestört in Bethlehem bleiben. Was die Hirten in jener Nacht berichtet hatten, erregte damals wohl allgemeine Verwunderung. Aber gerade der Umstand, daß das Kind wie andere Kinder Bethlehems in den Verhältnissen einer gewöhnlichen Handwerkerfamilie aufwuchs, trug viel dazu bei, jene außerordentlichen Nachrichten in Vergessenheit zu bringen. Man gewöhnte sich an das Kind wie an alles, was einst auffallend, sich nun in unser tägliches Leben einfügt Nach zwei Jahren aber trat ein Ereignis ein, welches plötzlich wieder an die alten Erzählungen der Hirten erinnerte. Es ist die Ankunft der Weisen vom Morgenlande. Als diese vom fernen Osten heranzogen, ahnten sie nicht, daß gerade ihre anbetende Huldigung dem friedlichen Stillleben der heiligen Familie ein jähes Ende bereiten sollte. In ihrer wohl mesopotamischen Heimat hatten sie seinen Stern gesehen. Da hatten sie geschlossen, daß der verheißene König der Juden geboren sei. Das war schon zwei Jahre her. Aber der Stern blieb am Himmel und mahnte sie, zu kommen ins jüdische Land. Wo sie das Kindlein in Israel suchen sollten, das konnte ihnen freilich der Stern nicht sagen. Natürlich wenden sie sich daher nach Jerusalem.

Dort in der Hauptstadt aber erfahren sie aus dem Propheten Micha, daß sie nach Bethlehem gehen müssen.

So finden wir sie eines Abends auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem. Die Sonne ist schon untergegangen, die kurze Dämmerung vorüber. Aber sie wollen heute noch nach Bethlehem. Die Sterne kommen leise gezogen, rasch hinter einander, und siehe! da erscheint auch wieder ihr alter Freund der Stern und steht gerade über Bethlehem! (Matth. 2, 9).

Der Stern der Weisen hat schon manchem nachdenkenden Bibelleser viel Kopfzerbrechen verursacht, Leuten, welche Matthäus gerne aufs Wort glauben mochten und doch keine Möglichkeit fanden, sich die Sache vorzustellen, hat er viel zu schaffen gemacht. Bethlehem ist ja nur zwei Stunden von Jerusalem entfernt. Wie sollte da ein Stern, der im fernen Weltraum seine unermeßlichen Bahnen dahinzieht, auf dieser kurzen Strecke vor ihnen her ziehen? Mußte er nicht stets in gleich unendlicher Ferne scheinen, mochten nun die Weisen zwei Stunden oder nur eine halbe von Bethlehem entfernt sein? Wie konnte er vollends gar über einem bestimmten Hause oben über stehen? Das ist eine reine Unmöglichkeit, welche man zum mindesten auf sich beruhen lassen muß.

Andere suchten sich damit zu helfen, daß sie sagten, ein richtiger Stern sei hier gar nicht gemeint, sondern eine außerordentliche Lichterscheinung, welche nicht allzuhoch über dem Erdboden schwebend vor den Weisen hergewandert sei, etwa nach Art der feurigen Wolke, welche des Nachts in der Wüste vor den Israeliten her ging. Reisende wollten sogar in der Nähe von Bethlehem eine Art von Lichterscheinung bemerkt haben, welche vor ihnen her huschte, bald sichtbar, bald wieder unsichtbar war, und von welcher die Eingeborenen behauptet hätten, sie wäre in jener Gegend nichts Seltenes. Solche Lichterscheinungen kommen aber thatsächlich hier niemals vor. Und abgesehen davon, daß die Vorstellung eines solchen

Irrlichtes unwürdig ist, widerspricht diese ganze Annahme dem Wortlaut des Matthäus, welcher ausdrücklich sagt, daß der Stern derselbe gewesen sei, welchen die Magier seit zwei Jahren auch im Osten gesehen hätten. Ist nun ein Stern wie alle anderen Sterne gemeint, so werden wir den Evangelisten Matthäus nicht für so naiv halten, sagen zu wollen, daß der Stern buchstäblich vor den Wanderern her gegangen sei. Diese Galiläer, die so manche Nacht an oder auf dem See Genezareth unter freiem Himmel zugebracht, wußten am nächtlichen Sternhimmel doch besser Bescheid, als ihre abendländischen Kritiker. Und selbst wenn man der Ansicht wäre, daß Matthäus nur sagenhafte Berichte gebe, sollte man doch einem langjährigen Beobachter der Sterne nicht zutrauen, in diesem Stück einen Unsinn zu behaupten, der selbst von dem abendländischen Studierstubenmenschen sofort als solcher erkannt wird.

Wir halten uns daher nicht mit jenen billigen Witzeleien auf über den Stern, der sich aufs Wegzeigen so gut verstand, der sich auf dem Wege nach Bethlehem zum Zugführer macht, und über dem Hause der Eltern Jesu plötzlich Halt macht, so daß die Magier auch Halt machen und mit ihren Geschenken ins Haus treten. Es fragt sich für uns nur: Was hat der Evangelist Matthäus gemeint? Wer einmal Gelegenheit hat, bei Nacht von Jerusalem nach Bethlehem zu wandern, dem wird es nicht schwer werden, die rechte Antwort auf diese Frage zu finden. Wenn man diesen Weg in einer sternklaren Nacht zurücklegt, — und wie oft habe ich's fast zu jeder Stunde der Nacht gethan! — ist es oft gerade, als ob einer der hell leuchtenden Sterne im Süden hoch über der Höhe von Bethlehem stünde, wie eine himmlische Leuchte der nachtumfangenen Stadt. Dies sieht man aber erst, wenn man in die Nähe Bethlehems kommt. Zuvor hat man zwischen Jerusalem und Bethlehem mehrere kleine Hügel zu passieren. Verläßt man Jerusalem, so scheinen die südlichen Sterne zu-

nächst über dem ersten Hügel oben über zu stehen. Hat man diesen erreicht, so wandert der Stern gewissermaßen weiter und steht für das Auge des Wanderers plötzlich über einem entfernteren, Bethlehem näheren Hügel. Endlich aber, je näher dem Ziel, reicht der Blick bis Bethlehem, aber auch nicht weiter, da Bethlehem auf seiner Höhe liegend, die dahinter liegenden Berge mehr und mehr verdeckt. Die Sterne strahlen dann hellleuchtend gerade über Bethlehem. Wir haben dann dasselbe Recht, zu sagen, die Sterne seien vor uns hergegangen, wie wir ohne Bedenken sagen, die Sonne sei von Osten nach Westen gegangen u. s. w. So erging es auch den Weisen. Das Ziel ihrer nächtlichen Wanderung — und im Morgenlande reist man im Sommer am liebsten bei Nacht — stand von vornherein fest. Matthäus bemerkt ausdrücklich, daß nicht der Stern, sondern das prophetische Wort die Magier nach Bethlehem wies. Nun aber sehen sie unterwegs den Stern, ihren alten Freund, wieder. Und gerade über Bethlehem, dessen Lichter sie schon sehen, funkelt er, ihr Leitstern, der sie seit zwei Jahren mit seiner geheimnißvollen Sprache gemahnt, dem zu liebe sie endlich den Wanderstab ergriffen hatten! Hatten sie ihn auch sonst auf der Reise bei Nacht gesehen, heute Nacht war ihnen doch sein Anblick freudiger und ergreifender, denn je: stand er doch jetzt über der Stätte, da das Königskind sein mußte! Wer wollte es ihnen nicht nachfühlen, welche Freude ihr Herz erfüllte, als sie ihn hoch über der Stadt erblickten, in welcher sie, wie sie schon wußten, das Kind finden sollten! Wer sollte es ihnen verdenken, wenn sie darin eine göttliche Bestätigung ihrer Wünsche und Hoffnungen sahen? Diesmal hatte sie ihr frommer Glaube, so viel Falsches er sonst auch enthalten mochte, nicht getäuscht, daß der Herr sich herabließ, zu ihnen in ihrer Sprache zu reden, daß er den Menschen, um ihnen verständlich zu werden, am liebsten auf ihren eigenen Berufswegen begegnet. Die

Hirten sucht die evangelische Botschaft auf bei ihren Schafen, die Fischer bei ihren Netzen, die greise Hannah in dem zur Heimat gewordenen Tempel, die wasserholende Samariterin am Wasserbrunnen. Zu den Schriftgelehrten redet der Herr durch ihre heiligen Schriften, zu den Sternkundigen in jener wunderbaren goldenen Schrift des Himmels, welche zu entziffern ihr Lebensberuf war.

Das Haus in Bethlehem konnte der Stern den Magiern natürlich ebenso wenig zeigen, wie vorher das Städtchen oder das Dorf. Sie mußten sich in demselben erkundigen. Hier aber erinnerte der seltsame fremde Besuch mit seinen noch seltsameren Fragen selbstverständlich an die vor zwei Jahren im ganzen Dorf besprochenen Ereignisse. Daher fiel es den Weisen nicht schwer, das Haus des Joseph zu finden.

Nur noch Tage oder Stunden durfte Bethlehem den holden anerkannten Gast in seiner Mitte haben, dann verschwanden die Weisen heimlich nach Osten, die heilige Familie ebenso heimlich nach Westen, während vom benachbarten Jerusalem drüben eine finstere Wetterwolke über das ahnungslose Bethlehem heraufzog, der Groll des Herodes. Dieser hätte durch einfache Erkundigungen leicht erfahren können, in welches Haus die Magier gegangen waren. Aber sein Argwohn war erwacht. Er wollte sowohl das Kind sicher aus dem Wege räumen, als auch die Bethlehemiten strafen, welche ihm dasselbe zwei Jahre lang verheimlicht hatten. Es mochten zehn bis zwanzig Kinder gewesen sein, welche der Tyrann in Bethlehem selbst umbringen ließ. (Über die Klage der Rahel s. d. Kapitel „Begräbnis.“)

Inzwischen zog die heilige Familie bereits hinab nach Egypten. (Ihr Reiseweg findet sich in dem Artikel „durch die Wüste Pharan“ (2. H.) beschrieben.) Auch heute noch wenden sich die Bethlehemiten, wenn sie vor der Regierung, oder wegen Blutrache, oder aus anderen Gründen flüchten

müssen, entweder gegen Osten nach Moab, wie einst Davids Eltern, oder gegen Westen nach Egypten, wie einst die Erzväter und Jerobeam.

Mitten in der Nacht, wie Joseph, machten sich vor einigen Jahren die Leute von Beit-Djâla zu solcher Flucht auf, als sie erfuhren, daß die Regierung sie fangen wolle. So hat also auch die Reise Josephs nach Egypten für einen mit dem Leben der Bethlehemiten Vertrauten so wenig etwas Auffallendes, daß sie vielmehr von neuem zeigt, wie sämtliche Züge der Weihnachtsgeschichte mit den Sitten selbst der heutigen Landesbewohner übereinstimmen.

Nach dem Tode des Herodes wollte Joseph zunächst in seine Vaterstadt Bethlehem zurückkehren. Er durfte es aber doch nicht wagen und wandte sich nach Nazareth. Wiederum fand Matthäus später in dieser Führung bedeutsame Anklänge an Worte der heiligen Schrift, welche er citiert: „Aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen. Er soll Nazarenus heißen." (Matth. 2, 15. 21. 23.)

Ein Widerspruch bleibt allerdings zwischen Matthäus und Lukas stehen, und wir müssen denselben unumwunden anerkennen. Lukas (2, 39) erzählt uns nach der Darstellung im Tempel: „Und da sie alles vollendet hatten nach dem Gesetz, kehrten sie wieder in Gäliläa zu ihrer Stadt Nazareth." Nach Matthäus aber blieben sie in Bethlehem. Wir müssen also zwischen den beiden Berichten wählen. Zwei Gründe bewegen mich, der Erzählung des Matthäus entschieden den Vorzug zu geben. Einmal lassen sich nach seiner Erzählung, wie wir gesehen haben, alle jene Umstände leicht und natürlich verstehen, welche sonst in der Weihnachtsgeschichte nicht recht begreiflich sind. Selbst die Schatzungsgeschichte des Lukas, in welcher jeder nach seiner Stadt geht, wird uns so viel verständlicher.

Dann aber ist das Zeugnis des Matthäusevangeliums

vielmehr ein direkt apostolisches. Der Verfasser hat mit der Mutter und den Brüdern Jesu in nahem Verkehr gestanden. Lukas aber hat nach seinem eigenen Zeugnis (1, 3) nach späteren Erkundigungen geschrieben. Von den weiteren Ereignissen in Bethlehem, welche ja auf das spätere Leben des Herrn keinen Einfluß hatten, erfuhr er nichts und nahm daher an, daß Joseph, der erst zwei Jahre später dauernd nach Nazareth übersiedelte, schon früher dort ansässig gewesen sei.

In Nazareth und Galiläa wußte man nichts von den Ereignissen aus der frühen Kindheit Jesu. Als er nach 30 Jahren auftrat, da war auch in Judäa alles längst vergessen, und Jesus verschmähte es stets, irgend welche äußerlichen Gründe zum Beweise seiner göttlichen Sendung geltend zu machen. Aus seinen Worten, seinem Charakter sollten Jünger und Volk den Schluß ziehen, wer er sei. Selbst in Bethlehem hätten sich nur 40- bis 50jährige Leute aus früher Jugendzeit noch des Kindes erinnern können, welches einmal kurze Zeit dort gewesen war. Aber 30 Jahre sind eine lange Zeit. Seitdem war viel Wasser den Jordan hinabgeflossen. Eine ganze Generation war zu Grabe gegangen. Die Welt war anders geworden und fragte nach andern Dingen. Und die jetzt die Stimmführer wurden, waren damals noch Kinder gewesen.

Jesus in Nazareth.

Das Haus Jesu in Nazareth.

Still ist der Gang Gottes durch die Geschichte, wenn er die größten Dinge einleitet, um eine alte, verlorene Welt aus den Angeln zu heben. Nicht über Rom und Athen führen seine größten Wege. Die Stille einer Familie in Haran, die schweigenden Berge Gottes in der Wüste Sinai, das kleine Bethlehem, das verachtete Nazareth, das sind seine Stationen. Wie eine Blume erst unter der schützenden Scholle Blatt und Knospe bildet, bevor sie in Schönheit hervortaucht und ihren Kelch dem Sonnenlicht erschließt, so wächst in Nazareth, dem kleinen Landstädtchen, Jesus wie eine Blume Gottes in größter Verborgenheit und Stille heran, während draußen die Stürme politischer Aufregung über das neue Römerjoch in leidenschaftlichen Parteikämpfen durch das Land tosen.

Mit Recht sind jene wundersüchtigen Erzählungen aus der Kindheit Jesu verworfen worden, welche uns mehr sagen wollen als St. Lukas in seiner vielsagenden Kürze. Sie sind lediglich Gebilde einer irregeleiteten Phantasie. Wenn wir es aber für unser Recht und unsere Pflicht erachten, das Leben

unseres Herrn nach allen Seiten zu erforschen, so dürfen wir es wohl auch versuchen, uns ein Bild von dem Leben zu gestalten, welches Jesus in Nazareth geführt haben mag, nicht indem wir uns auf den trügerischen Boden der Phantasie hinauswagen, sondern auf dem historischen Boden seiner Heimat stehend, deren Sitten heute noch fast ebenso sind, wie in Jesu Tagen. Und vielleicht dürfte das Bild, welches wir auf diesem Wege gewinnen, geeignet sein, auf die Bedeutung dieser der Zeitdauer nach größten Periode des Lebens unseres Herrn einiges Licht zu werfen.

Wie freundlich und lieblich Nazareth gelegen ist, an eine sanft ansteigende Berghöhe angelehnt, mit seinen weißen Häusern freundlich hinabschimmernd in das lang hingestreckte südliche Thal, umgeben von oliven- und feigenbewachsenen Höhen und Weinbergen, das ist schon oft geschildert worden. Das heranwachsende Jesuskind sah täglich eine Schar bedeutsamer Berge und Orte, lauter Zeugen längstverflossener heiliger Geschichte. Im Osten der majestätische Tabor, einer der schönsten Berge des Landes, im Südosten die fast düsteren Berge Gilboa, wo König Saul einst fiel in der Schlacht gegen die Philister, drunten die große Ebene mit Aphek, Sunem und Jesreel, und fern im Westen, in Duft gehüllt, der Karmel, die beiden letzteren erinnernd an den Propheten Elia, den der Herr später so gern erwähnte.

In diesem Städtchen, welches heute „Nâssira“ heißt, hat Jesus seine Jugend und die ersten Mannesjahre zugebracht. Sein nächster Kreis war die eigene Familie, das Haus. Bis zu seinem zwölften Lebensjahre hatte Jesus noch beide Eltern. Es scheint aber, daß Joseph bald darauf gestorben ist. Er wird wenigstens nie wieder erwähnt. Jesus, als der älteste Sohn, wurde damit nach damaliger und heutiger orientalischer Sitte Haupt und Ernährer der Familie. Er hatte in Zukunft für den Unterhalt der Familie, insbesondere

für seine Mutter zu sorgen. Bessere und freundlichere Fürsorge hat wohl nie eine Mutter von ihrem Sohne erfahren. Er hat ihr Sohnestreue gehalten bis in den Tod. Als er am Kreuze hing, schweigend, in bitterer Todesnot, da gedachte er noch, daß er als ältester Sohn für die Mutter zu sorgen habe, und übergab sie seinem Jünger Johannes, damit er ihr fortan ein Sohn sei.

Wir werden uns also Jesum während eines großen Teiles seines Aufenthaltes in Nazareth als Versorger seiner Familie zu denken haben. Es war noch nicht die Zeit, von welcher er nachmals sagte: „des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Damals *hatte* er ein Haus und hatte dafür zu sorgen. Von dem Verhalten Jesu im Hause ist uns nicht viel berichtet. Aber die wenigen häuslichen Auftritte, z. B. seine herzgewinnende Freundlichkeit in Bethanien, könnten in uns wohl die Sehnsucht erwecken, manchmal auch in jenes Nazarener Haus hineinblicken zu dürfen, in welchem Jesus waltete. Aber die Evangelisten beschränken sich gänzlich auf die Darstellung der amtlichen Wirksamkeit des Herrn. Alles Übrige, so interessant und erbaulich es auch sein möchte, den ganzen Zeitraum bis zum dreißigsten Lebensjahr, überschlagen sie und eilen von der Kindheitsgeschichte weg in großen Schritten zu seiner *öffentlichen* Thätigkeit.

Wie mag es aber in dem Hause Jesu in Nazareth ausgesehen haben? Es war jedenfalls wohl ein Häuschen, wie es Landleute und Handwerker im heiligen Lande auch noch heute bewohnen, ein einziger Raum, welcher nicht in verschiedene Zimmer abgeteilt war, wie wir schon oben bei der Weihnachtsgeschichte gesehen.

Das Licht, welches des Abends angezündet wurde, wenn die Familie beisammen war, leuchtete daher, wenn man es nicht gerade unter einen Scheffel setzte, „*allen, die im Hause waren*“, wie es der Herr offenbar aus seiner eigenen

täglichen Erfahrung ausspricht (Matth. 5, 15). In einem solchen Hause sieht man heute gewöhnlich entweder einen meterhohen primitiven Leuchter oder einen in einiger Höhe aus der Mauer hervorragenden Stein; darauf wird die irdene Ampel mit Olivenöl gestellt, und verbreitet ihr mattes Licht über den ganzen dunklen Raum. Viele Möbel waren in Jesu Wohnung ebenso wenig zu finden, wie bei den heutigen Landleuten. Wer einen Groschen verloren hatte, brauchte keine Schränke und Kommoden, Tische und Stühle wegzurücken, sondern brauchte nur den Fußboden, welcher aus der bloßen Erde bestand oder mit Steinplatten belegt war, aufzukehren, um ihn wiederzufinden. Allerdings mußte er zu diesem Zweck, da an solchen Häusern damals wie heute die Fenster fehlten, am lichthellen Tage die Ampel anzünden.

Im Sommer und überhaupt bei schöner Witterung hielt sich die Familie am liebsten im Freien auf, auf dem Dache, im Hofe, oder draußen unter den Feigen- oder Olivenbäumen. Den Boden im Hause bedeckten einige Matten und einfache Teppiche, auf welchen noch einige Polsterkissen liegen mochten, welche als Sopha dienten. Bettstellen waren nicht vorhanden. Des Abends legte sich jeder in seine über die Matte gelegte Decke und bedeckte sich nötigenfalls noch mit dem Mantel. Frühmorgens vor Sonnenaufgang stand Mirjam — so wurde ohne Zweifel Jesu Mutter gerufen — auf und mahlte Weizen, um Brot zu backen. Denn dies mußte in alter wie in neuer Zeit täglich frisch sein. Später, als Jesu Schwestern heranwuchsen, mögen *sie* dieses Geschäft auf der Handmühle besorgt haben, welches man am liebsten zu zweien thut, und auf welches Jesus später anspielt, wenn er sagt: „Zwo werden mahlen auf *einer* Mühle, eine wird angenommen, und die andere wird verlassen werden.“ Nazareth besitzt eine einzige bedeutende Quelle, welche außerhalb im Osten der Stadt entspringt. Heute ist dieselbe den ganzen Tag von wasser-

holenden und waschenden Weibern umlagert. Namentlich am Morgen und Abend sieht man sie scharenweise zum Brunnen kommen, ihre großen schwarzen Thonkrüge sicher auf dem Kopfe tragend, ohne dieselben mit der Hand zu stützen. Hier halten sie gerne längere Rast, hier besprechen sie die Neuigkeiten des Tages. Hierher kam auch Jesu Mutter oder eine seiner Schwestern täglich, um Wasser zu holen. Und wie sich auch heute noch eine Schar von Kindern um den Brunnen tummelt, die mit den Müttern hierhergekommen, so mag auch Maria manchmal das Jesuskind an der Hand hierhergeführt haben, während sie den schweren Thonkrug auf dem Kopfe wiegte. Übrigens ist es wahrscheinlich, daß Jesus auch später im Hause oft mit Hand anlegte. Wie bei den Landleuten die Männer noch heute gerne sich am Kochen und Braten beteiligen, so mag Jesus seiner Mutter auch als Mann oft in häuslichen Geschäften geholfen haben. Er hat gewiß in der Leidenswoche nicht zum erstenmal andern die Füße gewaschen, und Johannes erzählt uns selbst von dem Auferstandenen, daß er am See Genezareth seinen Jüngern auf einem Kohlenfeuer ein Frühstück bereitet habe.

Die Schwestern werden sich nach orientalischer Sitte schon in ganz jugendlichem Alter verheiratet haben. So mag mehrmals in der Familie Jesu Hochzeit gefeiert worden sein. Er selbst, als Haupt der Familie, nahm dann an der Hochzeit ohne Zweifel teil, und die Vorliebe, mit welcher er gerade die Hochzeit zum Sinnbild himmlischer Dinge gemacht hat, zeigt uns, welch herzlichen Anteil er an der allgemeinen Freude nahm, wie wohl ihm die ungetrübte Wonne, welche bei einer orientalischen Hochzeit alle zu beherrschen pflegt, gefallen haben muß. Darum vergleicht er später seinen Ruf zum Himmelreich so gerne mit dem Ruf zu den Freuden der Hochzeitsfeier. Durch die Verheiratung der Schwestern wurde die ursprünglich fremde Familie in Nazareth noch heimischer.

Im Kreise der Geschwister hat Jesus von Kindheit an lernen müssen, seinen Charakter zu bilden, Gerechtigkeit, Festigkeit, Nachgiebigkeit, Verzeihung am rechten Orte zu üben. Seine Brüder insbesondere scheinen nach verschiedenen Andeutungen der Evangelisten nicht gerade geneigt gewesen zu sein, seine hervorragenden Eigenschaften anzuerkennen. Klingt es doch wie schmerzliche Erinnerung an eine zuerst im eigenen Hause gemachte Erfahrung, wenn Jesus sagt: (Matth. 13, 57) „Ein Prophet gilt nirgends weniger, denn in seinem Vaterland und in seinem Hause." (Mark. 6, 4: „und daheim bei den Seinen.")

Der Baumeister.

Auf unseren Bildern, welche Jesum während seines Aufenthaltes in Nazareth darstellen, sehen wir ihn gewöhnlich mit Hobel und Säge bewaffnet an der Hobelbank stehen, meist noch als Kind, um Joseph zu helfen, während Mirjam irgendwo im Hintergrunde der Tischlerwerkstatt zu sehen ist. Wir haben aber schon oben ausgeführt, daß Tekton d. h. einer, welcher Häuser baut, in Palästina, wo auf dem Gebirge alle Häuser aus Stein erbaut werden, nur einen Baumeister bedeuten kann. Sämtliche Gleichnisse des Herrn, welche auf Bauten Bezug nehmen, reden von Steinbauten. Und wie noch heutzutage die Bethlehemer Baumeister die Geheimnisse ihrer Kunst nur auf ihre eigenen Söhne vererben wollen, so hat Joseph den jungen Jesus in seine Kunst eingeführt, ihm die beste Art Steine zu fügen, Gewölbe zu

runden u. s. w. gezeigt. Als Joseph nun starb, führte Jesus das Handwerk selbständig fort. Jene Stelle, aus welcher auch gefolgert werden muß, daß Joseph schon seit längerer Zeit gestorben war, zeigt uns Jesum auch als selbständigen Meister. Denn er wird dort (Marc. 6, 3) nicht etwa der Sohn des Baumeisters, sondern „der Baumeister, Marias Sohn" genannt. Freilich wird wohl Jesus nicht ausschließlich mit der Bauarbeit beschäftigt gewesen sein. Teils weil dieser Beruf nur für einen Teil des Jahres Beschäftigung und Verdienst bietet, teils aus Neigung geben sich z. B. in Bethlehem fast alle Baumeister, mehr oder weniger, auch mit Landbau ab. Die Gleichnisse Jesu deuten darauf hin, daß dies auch bei ihm der Fall war. Denn jedermann nimmt seine Vergleiche aus solchen Gebieten, in welchen er heimisch ist. Wir finden aber in den Gleichnissen des Herrn auf nichts so vielfach Bezug genommen, wie auf Landbau und Bauarbeit. Betreffs des Landbaues, welcher auch naturgemäß die meisten Gleichnisse darbot, bedarf es keiner besonderen Beispiele. Aber auch auf den Häuserbau spielt der Herr besonders gerne an, während er sonst außer dem Fischergewerbe seiner Jünger gar kein Handwerk, jedenfalls nicht die Zimmermannskunst, zu seinen Gleichnissen heranzieht.

Gleich am Anfang seiner Thätigkeit, nachdem er kaum Hammer und Kelle niedergelegt hat und zum ersten Male in seinem neuen göttlichen Berufe vor dem herrlichen Tempel in Jerusalem steht, spricht er (Joh. 2, 19): „Brechet diesen Tempel ab, und in dreien Tagen will ich ihn aufrichten!" Jesus hat dabei natürlich nicht mit dem Finger auf seinen Leib gedeutet, wie es manche erklären wollen. Sonst hätte ihn jedermann verstehen müssen. Es war vielmehr ein Rätselwort, wie es der Herr manchmal gesprochen, ohne daß jemand in seiner Umgebung den wahren Sinn verstand. Selbst seine Gleichnisse, z. B. von viererlei Ackerfeld, blieben oft

zunächst ganz unverstanden, weil er gar keine Erklärung hinzufügte. Die Leute nun, welche wußten, daß er, welcher jenes Wort vor dem Tempel stehend sprach, ein Baumeister war — und dazu gehörten vor allem seine Jünger —, konnten den Sinn nicht fassen. Jesus aber wollte durch solche Worte das Nachdenken wecken. Solche Rätselworte waren wie Saatkörner, welche erst einige Zeit in der Tiefe der Seele ruhen mußten, bis sie aufgehen konnten. Ihre scheinbare Unverständlichkeit machte sie nur um so behaltbarer. Denkende Leute kamen allmählich auf den Gedanken, daß der Herr in einem weit tieferen Sinn, als bisher, ein Baumeister sein könnte, während die Mehrzahl der Gedankenlosen das Wort einfach auf sein bisheriges Handwerk bezog und ihn lächerlich machte: „Dieser Tempel ist in 46 Jahren erbaut, und du willst ihn in drei Tagen aufrichten?!“ Der Zweck des Herrn, das Nachdenken zu wecken, wurde auch trefflich erreicht. So großes Aufsehen machte jenes Wort, daß es ihm selbst im Todesgericht noch vorgeworfen und auch später noch bei der Steinigung des Stephanus als Verbrechen vorgebracht wird. Aber erst nach der Auferstehung, so bemerkt Johannes, ging den Jüngern ein Licht darüber auf, was der Herr vor einigen Jahren mit dem seltsamen Worte gemeint hatte.

Übrigens war niemand so gut im Stande, die Herrlichkeit des Tempelgebäudes zu würdigen, wie der frühere Baumeister. „Meister! Siehe welche Steine und welch ein Bau ist das!“ so sagt einer der Jünger, als sie eines Tages auf dem Felsen des Oelberges dem Tempel gegenübersitzen, der jenseits des Kidronthales majestätisch herüberragte. Und wehmütig antwortet Jesus: „Siehst du wohl all diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde!“ (Matth. 24, 2; Marc. 13, 2).

Wie oft hören wir auch sonst aus den Gleichnissen des

Herrn den früheren Baumeister reden. Für sein eigenes Schicksal, die Verwerfung seitens Israels, nimmt er ein Gleichnis vom Bauplatz. Es wurde, so sagt er ungefähr, ein Bau aufgeführt. Die Bauleute stehen auf dem Bauplatz zusammen und besehen die Bausteine. Einen Stein werfen sie als ganz untauglich weg. Aber gerade dieser Stein wurde zur großen Verwunderung aller zum Eckstein des Hauses. Der Bauherr hatte es so bestimmt. (Matthäus 21, 42; Marc. 12, 10).

Oder Luk. 14, 28 sehen wir den Baumeister, der vor Ausführung eines Baues seinen Kostenüberschlag macht: Wer wollte einen Thurm bauen und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten! Aber hat er erst den Grund gelegt, was bei den Bauten in Palästina oft besonders kostspielig ist, und kann es nachher doch nicht ausführen, so wird er von jedermann ausgelacht.

Gerade die Grundlegung beim Bau führt der Herr öfters an. Bekanntlich muß der Grund eines Hauses in Palästina stets auf den Felsen gestellt werden, wenn man auch noch so tief graben muß. Diesem Grundsatz gemäß, den jeder Baumeister befolgen muß, will Jesus, wie früher bei seinen Bauten, seine Gemeinde auf den Felsen bauen. Und so stark und fest soll der Bau gegründet und gefügt sein, daß selbst die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen sollen. Ja den ganzen Ernst, die Summa der Bergpredigt, faßt der Herr am Schluß derselben in ein vom Bauplatz her genommenes Gleichnis: Darum wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich mit einem klugen Manne, der sein Haus auf den Felsen baute. Wer sie aber höret und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute." (Matth. 6, 24—26).

Ja, selbst in seinem Hingang klingt fast noch sein früherer Beruf durch eines seiner beweglichen Abschiedsworte:

In meines Vaters Hause, sagt er, sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu Euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, gleichsam die Häuser euch zu bauen in der Stadt, deren Baumeister Gott ist. (Joh. 14, 2).

Aus diesen Beispielen ist ersichtlich, wie sehr auch später noch die Regeln der Baukunst im Vordergrunde der Gedanken des Herrn lagen, und sie werden unserer Annahme zur Bestätigung dienen, daß nicht Tischlerei oder Zimmerei, sondern Häuserbau der Beruf des Herrn vor seinem Amtsantritt war.

Nun wird es gewiß den freundlichen Leser interessieren, sich einmal einen solchen palästinensischen Bauplatz anzusehen. Ich lade ihn ein, einen solchen mit mir zu betreten. Der Grund ist gelegt, und zwar so tief, daß er auf dem Felsen steht. Die Mauern haben sich schon zu beträchtlicher Höhe erhoben. Mehrere Meister stehen mit Hammer und Kelle hoch oben auf den Mauern, Quadern abmessend und mit Mörtel und Zwischensteinchen lotrecht einfügend. Neben ihnen stehen die Handlanger, welche Mörtel auf Brettchen bereit halten. Schief gelegte, starke Bretter führen vom Erdboden bis hinauf, und auf diesem schwanken Boden gehen langsamen Schrittes die Lastträger, welche die Bausteine in die Höhe schaffen. Dort in einer Grube wird Kalk abgelöscht, daneben der Mörtel vermischt und verarbeitet. Zehn bis fünfzehn Arbeiter bewegen sich hurtig über den Bauplatz, Steine, Mörtel, Wasser herzutragend, während aus einer Ecke der gleichmäßige Takt hämmernder Steinmetzen ertönt. Seinen Höhepunkt erreicht dies bunte Treiben, wenn die fertiggestellten Mauern mit dem Gewölbe gekrönt werden sollen. Alle Nachbarn und Freunde des Bauherrn kommen herzu und arbeiten mit den bezahlten Arbeitern. Das ist dann ein emsiges, fröhliches Schaffen. Der allgemeine Eifer steckt Alt und Jung an. Hier steht der geachtete Dorfhäuptling neben dem geringsten

Tagelöhner, dort schaufelt ein Mädchen mit sichtlicher Anstrengung am Mörtel herum, dort schleppt ein Greis Wasser zum Ablöschen des Kalkes herbei, selbst kleine Kinder trippeln, mit einem Mörtelbrett in der Hand, halb so groß wie sie selbst, oder mit einem nach ihren Begriffen ungeheuer großen Wölbstein mit possierlichem Eifer über den Bauplatz, — alles, um nachher an dem üblichen Festmahl theilzuhaben, welches der Bauherr den Arbeitern zum Schluß zu geben pflegt. Unter allgemeinem rhythmischem Gesang kurzer Liederstrophen oder charakteristischer im Takte gerufener Worte wie heejalîssa heejalîssa, welche in unermüdlicher Wiederholung von 50 bis 100 Kehlen angestimmt werden, schreitet die Arbeit erstaunlich rasch vorwärts. Die kurzen Augenblicksgedichte, welche der Chor nach dem Vorgang eines Vorsängers ungezählte Male wiederholt, handeln mit besonderer Vorliebe von den Herrlichkeiten des zu erwartenden Festschmauses, eine zarte Andeutung für den mitarbeitenden Bauherrn. In langer Kette stehen sie da, von dem Orte an, wo die Wölbsteine liegen, bis hinauf zu dem alles dirigierenden Baumeister. Mit starkem Schwung wirft einer dem andern die Wölbsteine zu, welche auf diese Weise von ihrem Lagerort von Hand zu Hand rasch hinaufwandern bis zu dem hohen Gewölbe. Der Baumeister dort droben scheint bei dieser letzten Arbeit seine Kräfte verzehnfacht zu haben. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie rasch ihm die Arbeit von der Hand geht. Mit fliegender Eile nimmt er den dastehenden Trägern abwechselnd Mörtel und Wölbsteine ab und wirft sie mit sicherem Wurf an ihren Platz. Denn Niemand soll ihm nachsagen können, daß er mit der, ob auch noch so sehr angewachsenen Zahl der Arbeiter nicht fertig geworden sei. Eine freudige Stimmung beherrscht die ganze Arbeiterschaar, und allgemeiner Jubel bricht aus, und schallt, vermischt mit den eigentümlich trillernden Jubelrufen der Frauen (sagharît) fröhlich über das

ganze Dorf und die benachbarten Hügel hin, wenn endlich der Schlußstein oben ins Gewölbe eingesetzt ist, und das Haus mit grünem Zweig gekrönt, „ein Sträußchen am Hute", seine längst gebauten Kameraden in Stadt oder Dorf begrüßt. Alle, welche mitgearbeitet, versammeln sich alsdann zu einem frohen Festmahl, welches der Bauherr in seinem Hause oder auf dem Bauplatze veranstaltet, indem er ein, oder wenn er splendid sein kann und will, mehrere Schafe oder Böcklein schlachtet und zum besten giebt.

Drunten ruht nun der Eckstein an seinem tiefen Ort und trägt die wuchtige Last. Und über ihm wächst der ganze Bau wohlgefügt empor bis zu seiner höchsten Höhe, wo die lustigen Wimpel wehen. So baut der einstige irdische Baumeister seine Kirche, seine himmlische Kathedrale, hinein in die vergängliche Welt. Sie hat einen weisen Baumeister: er selbst ist der Baumeister. Sie ist auf den Felsen gegründet: er selbst ist der Fels. Sie ruht auf einem köstlichen auserwählten Eckstein, der allem die Richtung giebt: er selbst ist der Eckstein, „auf welchem der ganze Bau in einander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn". Darum „auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause auf den erwählten, köstlichen Eckstein in Zion". Denn auch dort, wenn der strahlende Bau vollendet ist bis zu seiner Krönung in Herrlichkeit, wird der Bauherr hervortreten in Majestät und reicher Freigebigkeit und ein Festmahl geben für alle, welche sich auch mit in die Kette gestellt und im Blick auf den alles dirigierenden Baumeister auf der Höhe mitgeholfen haben, sich und andere als Steine einfügend in den lebendigen Bau. Und es wird keiner vergessen sein, der auch mit seiner geringen Kraft gerne und freiwillig mitgeholfen hat, sondern, „sie werden kommen von Morgen und Abend, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes!" (Luk. 13, 29).

Bedeutung des Aufenthalts in Nazareth.

So schwindet freilich vor unseren Augen jenes Bild stiller Eingezogenheit, welches uns oft von dem Aufenthalte Jesu in Nazareth gemalt worden ist. Jesus war nicht in Nazareth, um eine Art von Einsiedlerleben zu führen. Er stand vielmehr mitten in den lebendigen Interessen des täglichen Lebens. An Freud und Leid der Menschen hat er gleichermaßen aufrichtigen Anteil genommen, ohne sich von irgend einem berechtigten Gebiete des menschlichen Lebens scheu zurückzuziehen. Inmitten des Treibens der Menschen ward der Sündlose doch „an Geberden als ein Mensch erfunden", nicht nur an Geberden des Ernstes und der Trauer, sondern auch an Geberden der Freude und Freundlichkeit. Wir halten es daher, beiläufig bemerkt, für eine schiefe Auffassung, wenn gesagt wird, Jesus habe wohl zuweilen geweint, aber niemals gelacht. Die unvergleichliche sittliche Haltung Jesu litt nicht darunter, wenn er einmal auf dem bewegten Bauplatz in ein fröhliches Lachen miteinstimmte, dessen Unterlassung in vielen Fällen fast einer Unfreundlichkeit gleichkommt. Tag für Tag in das aus Kleinigkeiten, erfreulichen und ärgerlichen, zusammengesetzte Leben eingreifend, hat er sich überall als wirklicher Mensch gezeigt, seine Göttlichkeit in alle jene Dinge hineinwebend. Nicht in stiller Bucht, ferne von denen, welche auf den Wellen des Meeres treiben, durfte sich derjenige dauernd verbergen, welcher das Schiff seiner Kirche gleich der Arche des Noah über die brausenden Wasser der strömenden Jahrtausende dieser Welt steuern sollte. Er mußte hinein in den Strom der sündigen Welt. Im höchsten Sinne dürfen wir auf unseren Herrn jenes wahre Dichterwort anwenden:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt!“

Stille und bewegter Menschenverkehr, beides war für die Entwicklung Jesu gleich notwendig, beides ist ihm in Nazareth gleichermaßen zuteil geworden. Nur auf dem Hintergrunde der stillen, einsamen Stunden seiner Zurückgezogenheit konnte Jesus inmitten des Menschenstromes seine große Aufgabe recht erfassen. Aber auch umgekehrt, je mehr der Herr mit dem praktischen Leben einer Sünderwelt in Berührung und Konflikt kam, desto tiefere Bedeutung gewannen für ihn die einsamen Stunden auf Nazareths Bergen. Bußprediger, wie Elia und Johannes der Täufer, konnten sich zu ihrer strafenden Thätigkeit am besten in einsamer Zurückgezogenheit vorbereiten; ferne vom Getriebe der Menschen lernten sie die Welt gewissermaßen aus der Vogelperspektive nach den ewigen Gesetzen Gottes beurteilen und verurteilen. Jesus, der ein barmherziger Hoherpriester werden sollte, der da Mitleid haben könnte mit unserem Geschlecht, erwuchs mitten im Strom der Welt. Welche Bedeutung hatte denn sein Aufenthalt in Nazareth, wo er doch den größten Teil seines Lebens zubrachte? Er hatte eine Bedeutung erstens für sein Verhältnis zum Vater, sodann für sein Verhältnis zur Menschheit.

Fassen wir zunächst das letztere ins Auge, so erkennen wir, daß

a) sein Beruf ein Übungsfeld für den Herrn war, wo er jene schönen Worte von Gerechtigkeit, von Nächsten-, Feindes- und Sünderliebe üben und erproben mußte, bevor er sie vor dem Volke aussprach. Als Lehrling, Gesell und Meister mußte er unter den prosaischen Verhältnissen des täglichen Lebens lernen, ebenso fest wie sanftmütig zu sein. Die Maurer und Tagelöhner mögen sich manchmal über den seltsamen Meister verwundert haben. Von der Wahrheit wich er nie auch nur um eines Haares Breite, selbst wenn er

dabei zu Schaden kam. Von einem schlechten Vorschlage im Kreise der Arbeiter wendete er sich stets mit offenem Tadel ab. Aber schlug ihn einer auf den Backen, so schlug er ihn nicht wieder. Wer ihm fluchte, den konnte er am Abend mit Segenswünschen verabschieden, denen man die Aufrichtigkeit anhörte. Wer ihn schalt, der hörte ihn nie wieder schelten. Wo er einem, der ihn auf dem Bauplatze beleidigt, gefällig sein konnte, sah man ihn in rührender Weise bemüht, ihm seine besten Dienste ohne Vorwurf zu leisten.

b) Mehr als in der traditionellen Tischlerwerkstatt hatte Jesus auf dem Bauplatz Gelegenheit, Menschen und Menschenart zu beobachten und jene tiefe Menschenkenntnis zu erwerben, welche wir an ihm bewundern. Denn auf dem Bauplatz in des Tages Hitze läßt sich jeder gehen. Man faßt sich nicht mit Glacéhandschuhen an, man nimmt kein Blatt vor den Mund, man nimmt sich weder in Handlungen noch Ausdrücken besonders in acht. Im Joch der Arbeit zeigt sich der Mensch in seiner wahren, bei anderen Gelegenheiten oft zurückgehaltenen Natur. Sie fluchten und schwuren wie die heutigen Arbeiter bei jedem Satz. Fast keine Behauptung wurde aufgestellt, ohne beim Himmel, bei Jerusalem, beim eigenen Haupte u. s. w. zu schwören. Da sah er, mit Hammer und Kelle auf hoher Steinmauer stehend, die sogenannten Frommen vorübergehen, mit süßsaurer Gebärde, damit man auch ihr Fasten bemerke. Oder er sah sie Almosen geben und dafür sorgen, daß sie auch gesehen würden und ihre Wohlthätigkeit ausposaunt würde. Aus den Gesprächen seiner Mitarbeiter sah er Tag für Tag, wie sich alles drängte, Schätze zu sammeln, während niemand begierig war, sich Schätze im Himmel zu sammeln. Wenn sich mittags alle Arbeiter in den Schatten setzten, um zu essen, und auch Jesus den von seiner Mutter Mirjam auf den Bauplatz gebrachten Imbiß zu sich nahm, da wurde alles besprochen, was sich im

Städtchen und in der Umgegend ereignet hatte. Manches davon mögen wir aus den späteren Gleichnissen heraushören. Hier hörte er wohl von jenem unbarmherzigen Knecht, vom ungerechten Haushalter, der zu faul war, Spaten und Hacke zu rühren, hier beobachtete er die zankenden Familienglieder, deren in sich geteiltes Haus nicht bestehen konnte u. s. w.

c) Hier wurde Jesus aber auch ein barmherziger Hoherpriester, voll Mitleid gegen das arme Volk. Wir finden bei ihm eine herzliche Teilnahme an den Freuden und Leiden schon des häuslichen Lebens der Menschen, für welche ein Johannes der Täufer in der Wüste nicht dasselbe Verständnis haben konnte. Eine besonders herzliche Zuneigung gewann er gerade zu den niederen Volksklassen, bei denen allein er manchmal noch Einfalt und Unverdorbenheit fand. (Matth. 11, 25). Rührend ist ihm jene arme Frau, die ihren Groschen verloren hat und ein Licht anzündet und das ganze Haus durchsucht und sich kindlich freut über ihren Fund; oder jener Hirte, der sein Schaf verloren hat und die Bergweiden durchwandert, bis er es gefunden. Und bewegt erkennt er in dem Suchenden sein eigenes Bild. Er kann die Freude der Mutter mitfühlen, welche ob der Freude über das neugeborene Kind alle vergangenen Schmerzen gerne vergißt. Und wenn er das vielgestaltige, planlose Treiben der Menge betrachtete, welche sich täglich mit Sünden sättigte, so empfand er immer tieferes Mitleid mit dem armen Volk und eine Sehnsucht ergriff sein Herz: Ach, daß ich sie zurückführen könnte zum Vater aus der Fremde und Oede des Geldhaschens und der Lieblosigkeit und ihrer Trugbilder!

Also nicht nur deshalb war Jesus in Nazareth, um in der Stille heranzureifen, bis er das gehörige Alter erreichte. Nein, jene Zeit war eine Zeit ernster sittlicher Arbeit, es waren Jahre des Studiums auf der Hochschule des Lebens. Da sah er hinein in die tiefe Verdorbenheit der Welt. Schwere,

traurige Stunden hat er dort erlebt. Seine reine Seele mußte sich an den für ihn entsetzlichen Anblick der Sünde als an etwas Alltägliches gewöhnen und durfte doch die Hoffnung nicht aufgeben. Er mußte glauben lernen, daß trotz der allgemeinen Verdorbenheit, in welcher er als der einzige Überragende, Reine dastand, dies Volk sich dennoch retten lasse auf einem Wege — auf welchem doch? Durch ein Opferlamm, das der Vater sich ersehen würde. Aber er war mit diesem Gedanken bereits auf dem Wege zum Berge Morijah, wo sich der Herr ein Opfer ersehen hatte, und er mag manchmal, wie der mit seinem Vater wandernde Isaak, den Vater gefragt haben: „Mein Vater, siehe hier ist Feuer und Holz, — wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?"

Und damit kommen wir auf die andere erhabenere Bedeutung jener langen Periode seines Lebens, die Bedeutung derselben für sein *Verhältnis zum Vater*. Inmitten seines oben geschilderten praktischen Lebens wuchs seine Einheit mit dem Vater, mehr und mehr klar bewußt werdend, zu ihrer göttlichen Fülle heran. Denn selbst im bewegtesten Treiben seines Berufes beschäftigte seine Seele fortwährend *ein* Gedanke: sein Vater. Ihn sah er, ihn hörte er, wo immer er weilte. Ihm erging es wie einem Menschen, der jemanden aus tiefster Seele liebt: da muß er immer an ihn denken. Hieraus erklärt sich der Zug unseres Herrn zur Einsamkeit, der ihn nie verlassen hat. So nötig es war, daß er Tag für Tag in Berührung mit der Welt kam — das *Liebste* waren ihm doch die stillen Stunden, allein mit dem Vater. Am Feierabend, am Sabbath, an den Festen zog es ihn hinaus zu den Hügeln und Thälern von Nazareth. Die ganze Natur wurde ihm ein mit tausend Stimmen redender *Vorhof* zum Heiligtum des Herzens des Vaters. Dieselben Blumen, welche unser Auge im Frühling entzücken, schaute er an, die Lilie des Feldes, die in purpurner Glut flammt,

in Berg und Thal, das zartgefärbte Alpenveilchen, die sorglose Vögelschar, welche so froh die Schwingen im blauen Aether ausbreitete, und hatte seine eigenen Gedanken dabei, die er später in ebenso einfachen wie tiefen Gleichnissen dem Volke vortrug. Aber das Heiligtum selbst war dies noch nicht, sondern dies bestand in dem unmittelbaren Verkehr mit dem Vater. Es ist der wunderlichste aller Einfälle, Jesum als Produkt seiner Nazarener-Heimat hinzustellen, seine Charakterentwickelung wesentlich durch die Bedingungen der dortigen Natur bestimmt sein zu lassen.

Wir leugnen nicht, daß eine schöne Natur auf die Richtung starker und edler Charaktere Einfluß habe. Aber mehr als alle umgebende Schönheit der Natur wirkt auf die Charakterbildung des Menschen seine menschliche Umgebung bestimmend ein. Sonst müßten die Bewohner der herrlichsten, mit tropischer Pracht ausgestatteten Länder der Erde auch allemal die besten Menschen sein. In welcher Umgebung wuchs aber Jesus auf? Die Nazarener waren ein schlimmes Volk, von dem das Sprichwort galt: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Es scheint, daß der Erlöser unter einem besonders verkommenen Volk aufwachsen mußte, teils damit die Ehre Gottes allein sei, teils damit er mit der ganzen sittlichen Energie seine unbefleckte Reinheit behaupte gegen die allgemeine Verdorbenheit, teils damit er das ganze traurige Elend der sündigen Menschheit kennen lerne. Nicht nur das Sprichwort nannte die Nazarener als übelberüchtigte Leute. Wir lernen sie selbst bei einem späteren Besuche des Herrn in Nazareth als ein rohes Volk kennen. Wie viele Laster waren in jenen galiläischen Städten im Schwang unter der „ehebrecherischen und bösen Art“ hohen und niederen Standes! So schlimm stand es mit ihnen, daß selbst eine so erhabene Erscheinung wie Jesus nur noch vorübergehend Eindruck machen und den Strom des Verderbens nicht mehr aufhalten konnte. Sagt

er doch selbst mit tiefem Schmerz: Sodom und Gomorrah, Tyrus und Sidon und Ninive, die entartetsten Städte der Heidenwelt, wären leichter zu retten gewesen, als die Städte, in welchen er die meisten seiner Thaten gethan.

Woher nun diese reine Himmelspflanze mitten unter den Dornen und Giftgewächsen Nazareths? Auf dem Acker voll Unkraut, woher die reine Lilie? Wir haben nur eine Antwort: sie war göttlichen Ursprungs, nicht auf Nazareths Wiesenfluren erwachsen, sondern aus einer höheren Welt hereingekommen, voll Gnade und Wahrheit. Und er kam nicht dorthin, um sich in der Einsamkeit frommen Betrachtungen zu überlassen, sondern um von den ersten Anfängen des Erwachens männlicher Sittlichkeit hineinzuschreiten in den Kampf des Lebens, so bitter schwer er ihm auch fallen mochte, so sehr ihm auch die Einsamkeit leichter und angenehmer gewesen wäre, in jenen Kampf, welcher in unerbittlicher Konsequenz den Reinen und Gerechten auf die Todesstraße nach Golgatha führen mußte, wo er innerlich todeseinsam hinging, umlärmt und umtobt von einer rasenden Menge von Sündern.

Biblische Spuren

in Volk, Haus und Feld Palästinas.

Jahreszeiten.

(Vergl. auch den Artikel „Auf Eliä Wanderpfaden“ und „Land und Feld“.)

Das heilige Land hat zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter. Die allmählichen Uebergänge des Frühlings und Herbstes, welche im Abendlande so gerne gesehen sind, kennt man hier weniger. „Im wunderschönen Monat Mai“, wenn kaum der letzte Spatregen über's Land gefahren, ist schon Erntezeit, und von da an bis zum Oktober und November hört das Ernten nicht mehr auf. Tritt doch überhaupt das ganze Jahr hindurch in Bezug auf frische Früchte fast nie eine Pause ein; kaum will eine Frucht vom Markte verschwinden, gleich erscheinen wieder neue Arten.

Der Winter oder besser die Regenzeit ist nicht so finster und trübe, wie in der deutschen Heimat. Gerade während der stürmischsten Regentage beginnt das tausendfältige Sprießen aller Pflanzen. Auf allen Wegen, unter allen

Felsen und Steinen dringen Halme und Knospen hervor. Und an manchem Januar- oder Februartage strahlt die Sonne so heiß auf die Erde, daß man des Winters gar vergißt, und auch die Blümlein gelockt werden, ihre Köpfchen hervorzustrecken, den Frühling zu begrüßen.

Nur selten kommt es vor, daß auch der Schneewinter seine Fahrten vom Nordpol bis in unsere Gegend ausdehnt. Doch auch dann bleibt er ein Fremdling. Flüchtig setzt er seinen Fuß auf unsere Berge, aber schnell holen die warmen Sonnenstrahlen seinen Schnee wieder weg. Häufig schmilzt er, wenn er kaum, oder noch ehe er die Erde berührt hat. Es giebt aber Jahre, in welchen auch ein starker Schneefall vorkommt. In fünf Jahren habe ich zweimal einen solchen erlebt. Nicht so vornehm, ruhig, leise, wie so oft in Deutschland pflegt dann der Schnee herniederzufallen. Hastig fliegen die Flocken im Schneesturm durch die Luft und schlagen an Fenster und Bäume. In dem ungewohnten schneeweißen Kleide sieht alsdann das Land gar fremd und feierlich aus. Ich erinnere mich noch wohl jenes Epiphanien-Sonntages, als ich früh Morgens aufs Dach trat und das verschneite Gebirge Juda betrachtete. Der Sturm hatte ausgetobt, die Natur war still und friedlich. Die Menschen hielten sich in den Häusern. Es war, als harrte und feierte die Erde in ehrfurchtsvollem Schweigen. Ringsum statt der gewohnten farbigen Welt war alles weiß geworden. Und wie eigentümlich schön traten die Linien der nächsten und höchsten Berge der Wüste hervor, scharf abgehoben von der dahinter liegenden dunklen Bergwand von Moab. Der Kamm und die höchsten Gipfel der Moabiterberge waren in langer weißer Linie schneegekrönt, hochragend wie die Alpen, und bei Sonnenuntergang erglühten sie noch eine Woche lang in zauberisch schönen Farben, wie eine ferne schimmernde, von Gold gebaute Stadt. Bethlehem mit seinen Häusern schaute aus dem Schnee heraus wie ein

frisches Kind aus warmer weißer Schneehaube. Und aus seinen Häusern trat fast noch schöner als sonst hervor die uralte prächtige Gruppe der Geburtskirche, während in der Ferne das einzige sichtbare Haus von Jerusalem, das Syrische Waisenhaus, sich mit seinem Turm deutlich auf der Schneelandschaft abzeichnete.

Aber bald schwindet die Schneedecke und der lichte Frühling bricht siegreich hervor. Denn in gewissem Sinne können wir auch hier von einem Frühling reden, wenn sich gegen Schluß der Regenzeit winterliche und sommerliche Tage freundnachbarlich die Hand reichen.

Und will man das Land in seinem Brautschmuck sehen, so muß man es in dem kurzen, nur wenige Wochen dauernden Frühling sehen, wenn der große Winterregen vorüber ist. Da ist es ein Land der Wonne und Lust. Von dieser Zeit jubelt das Hohelied in das Glockengeläute der sprießenden Blumen und der singenden Vogelwelt hinein: „Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Land, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unsrem Lande, der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch“ (Hohel. 2, 11—13). Im Frühling legt sich eine Pracht über das sonst so dürre Land, und es leuchtet in seinem Festgewand und mit seinem Sonntagsangesicht, daß man's kaum wiedererkennt und an die herrlichen Zeiten erinnert wird, welche die Propheten demselben für eine spätere Zukunft weissagen. Namentlich die purpurrote Anemone (die „Lilie des Feldes“), die oft ganze Strecken mit einem purpurnen Sammetteppich überzieht, giebt dem Lande ein paradiesisches Aussehen, dessen Schönheit mit hinreißender Gewalt auf das Auge wirkt. Da mag einem nachdenkenden Menschen wohl der Gedanke kommen, wie prächtig doch Gott die Lilien kleidet, und wie viel mehr Schönes er dem Menschen

bereitet haben müsse, den er zu seinem Bilde geschaffen, und der nicht nur heute aufblüht und morgen verwelkt wie eine Lilie. Ich denke mir, es war Frühling, als der Herr seine Bergpredigt hielt. Da sah er rings um sich her diese purpurne Pracht der Blumen, wie sie die Abhänge des Berges, auf dem er saß, bedeckten, wies seine Zuhörer darauf hin und sprach: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eines! So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen!“ (Matth. 6, 28 ff.)

Um diese Zeit oder zu Anfang der Regenzeit können wir auch jene Gewitter beobachten, von welchen das Alte Testament so großartige Schilderungen enthält. Nur selten kommen Gewitter vor, um so mehr machen sie Eindruck. Und da der Blitz fast nie einschlägt, auch den Steinhäusern nicht erheblich schaden würde, erblickt der Palästinenser alter und neuer Zeit im Gewitter nur eine Offenbarung der Macht und Pracht, der Majestät Gottes. Wie ein Krieger, so schildern die Propheten das Gewitter, kommt Gott von Edom und der Heilige vom Gebirge Pharan. (Die Gewitter pflegen von Süd und Ost zu kommen.) Er verläßt sein Schloß in den Bergen der Urwelt. Die Wolken ballen sich zusammen, brausend fahren sie als ein Kriegswagen durch die Welt. Cherubim tragen den Wagen, Dunkel ist unter seinen Füßen, er schwebt auf den Fittigen des Windes. Jetzt schwebt er herab und tritt auf die Berge, da erbebt die Erde und die Berge rauchen. Die Wolken sind der Dampf, der aus seiner Nase geht, Wind und Sturm das Schnauben seines Odems. Jetzt zieht er seinen Bogen hervor. Da zuckt Blitz auf Blitz! Das sind seine feurigen Pfeile, die schießt er herab aus seiner

dunkeln Wolkenburg, bald blendend rot, bald gelblich leuchtend, auf die erschrockene Erde. Jetzt stößt er in die Posaune! Der Donner hallt! Jehovahs zornig wilder Kriegsruf, das Schelten des Allmächtigen tönt von Aufgang bis zum Niedergang, er brüllt (Jer. 25, 30 und öfters) um die Häupter der Berge, vor seiner furchtbaren Stimme zergehen seine Feinde, und die ganze Natur zittert und bebt und betet an, während der Allmächtige vorüberzieht.

Oft bringen diese Gewitter im März oder April den Spatregen. Wie willkommen ist dem Landmann ein guter Spatregen! Auch nach einer ganz kargen Regenzeit vermag derselbe noch die Aussichten auf die Ernte zu verdoppeln und zu verdreifachen. Wie zerrissen und traurig lag Palästina nach dem dürren Winter von 1888 da! Aber ein einziger kräftiger Spatregen heilte die schon verdorrte, ersterbende Saat. Daher ruft Hosea (6, 1—3) seinem Volke zu: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn! denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Denn er wird hervorbrechen wie die schöne Morgenröte, und wird zu uns kommen, wie ein Spatregen, der die Erde feuchtet".

Diesen Spatregen, welcher etwa zur Osterzeit fällt, begleiten meist mächtige Westwinde, welche brausend über das ganze Land dahinfahren. Ein solcher Wind stürmte wohl durch die Straßen Jerusalems, als einst zur Osterzeit beim Scheine einer Hängelampe in einem Hause der Stadt zwei Männer in einem tiefen Gespräch auf dem Divan beisammen saßen. Es ist, als hörten wir ihn sausen, wie er über den Tempel und durch die Straßen nach dem Oelberg stürmt, wenn der Herr zu Nikodemus sagt: „Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl. Aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist". (Joh. 3, 8).

Läßt sich die Sonne schon im Winter ihre Macht nie

allzusehr beschränken, im Sommer beherrscht sie alles mit souveräner Gewalt. Schon im April und Mai wird das Getreide eingeerntet, und nun brennt sie alle frischgrüne Vegetation von Feld und Steppe weg, und alle Frühlingspracht flieht dahin wie ein Traum. Nur die Bäume und Reben behalten ihr Grün auch im Sommer. Besonders der treue Oelbaum inmitten heißbestrahlter Felsen, dessen Blätter selbst die Sintflut nicht zu zerstören vermochte, behält seine eigentümliche Schönheit auch in größter Sonnenglut. Äcker, Felder und Steppen aber bedecken sich mehr und mehr mit dem braunen Dornstrauch, welcher unabsehbare Strecken bedeckt und immer mehr verbrannt wird. Blumen und Graswuchs ersterben nie ganz. Aber ihre Farben sind nicht mehr leuchtend, ihre Formen dürftig und unscheinbar. Unter den tausenden von Dornbüschen blüht in manchen Gegenden eine matte rosenfarbene Blüte mit dünnen Blättern, welche der Landschaft fast einen wehmütigen Charakter verleiht. Nur eine ganze Armee von Disteln in mannigfaltigen Arten macht sich breiter und breiter, als wäre jetzt nach dem Tode der Frühlingsblumen endlich ihre Zeit gekommen. Daher finden wir in der Bibel so oft „Dornen und Disteln" als Zeichen des Fluches und der Unfruchtbarkeit des Landes.

Die orientalischen Völker, welche die Sonne anbeteten, verehrten in ihr nicht nur die milde, lichtspendende Gottheit, sondern auch den gewaltigen Herrscher, welcher Volk und Land mit sengender Hitze furchtbar strafen kann. Nur am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang wird man sich im Sommer der Schönheit und Lieblichkeit der Sonne bewußt. Wie gerne verweilt das Alte Testament bei dem Anblick der schönen Morgenröte, des „ersten Blickes der Gottheit!" In der Frühe steigt die Sonne in purpurnen Farben hinter Moabs Bergen herauf, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich, ihren Weg zu laufen als ein Held. (Ps. 19, 5). Über dem

Toten Meere strahlt sie auf und füllt jenen wunderschönen Thalkessel mit unerträglicher Glut, steigt herüber über das Gebirge Juda und beherrscht den Tag mit königlicher Gewalt. Da wird sich kein Europäer ohne Not ihren Glutstrahlen aussetzen. Man flüchtet hinter die dicken, kühlen Steinmauern der Häuser, bis sie mildere Saiten aufzieht. Denn sie läßt nicht mit sich scherzen. Schon manchen, der am Vormittag ausgegangen in brennender Sonnenglut, hat sie in wenigen Stunden getötet und abends ihre letzten Strahlen wie versöhnend auf sein schon geschlossenes Grab gesandt. Nur der abgehärtete Fellach und Beduine, den man auch im Schneefall barfuß durch den Schnee waten sieht, geht, den Kopf mit dichtem Turban umwunden, manchmal sogar barhäuptig durch die lichtgesättigte, in Hitze starrende Welt ruhig seines Weges, welcher sich schatten- und baumlos über die Berge zieht. Oder er sitzt auf dem breiten hölzernen Sattel seines mächtigen Kamels droben und hält dort ein sonniges Mittagsschläfchen, während sein Kamel langsamen Schrittes auf wohlbekannten Pfaden weitergeht.

Ein Meer von Licht zittert an solchen Tagen heiß durch die Welt. Das Auge wird geblendet und schmerzt, wenn man ans Fenster tritt und hinausschaut auf die glühend angestrahlte Erde. Daher kann man sich denken, welche Freude es einem in der Hitze schmachtenden Wanderer bereitet, wenn er auf seinem schattenlosen Pfade einmal ein kühles, schattiges Plätzchen findet, wo er die heißen Glieder den brennenden Strahlen entziehen und in angenehmer Kühle ausruhen kann. Darum in der Schrift so oft das Bild des Schattens. Ein Wandern in der Hitze des Tages ist unsere Reise durchs Leben. Aber der Herr bedeckt die Seinen „mit dem Schatten seiner Hände", „beschirmt sie mit dem Schatten seiner Flügel", als ob er adlergleich über ihnen her flöge in der stechenden Sonnenglut. Wohl daher dem, der „unter dem Schirm des

Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet!" „Wie teuer ist deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel trauen!" Ja, so sehr liebt der Morgenländer das Bild des Schattens, daß er sogar für das Gemälde der ewigen Seligkeit diesen Zug nicht entbehren mag: „Sie wird keine Sonne noch Hitze stechen, denn ihr Erbarmer wird sie führen, denn das Lamm mitten im Stuhle wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen." (Jes. 49, 10; Off. 7, 16).

Zwei feindliche Brüder streiten sich aber unter der Oberhoheit der Sonne um die Herrschaft im Lande: Westwind und Ostwind. Der erste ist der Freund, der zweite der Feind alles Lebens. Der Westwind ist im Sommer ein fast täglicher, auf allen Bergen, in allen Hütten vielwillkommener Gast. Nur wenn der Ostwind seiner Meister wird, muß er ausbleiben. Um Mittag fängt es an, in den Blättern der Bäume zu rauschen. Leise erst, dann stärker und stärker zieht er über das Land, wie ein erquickender Hauch vom Herrn. Wie sehnlich wird er oft erwartet, wie fröhlich wird er überall begrüßt, wenn er gleich einem alten treuen Freunde ankommt. Man öffnet die Fenster und die Thüren und läßt ihn herein; man verläßt die dumpfen Häuser und geht hinaus in's Freie, um sich anwehen zu lassen. Man trinkt mit langen vollen Zügen die edle frische Himmelsluft, welche er vom Meere herüberführt. Darum heißt der Westwind in der Schrift auch einfach Meerwind. Nur in den Thalkesseln und Schluchten bleibt es heiß. Daher ist fast jede Stadt und jedes Dorf eine „Stadt auf dem Berge". (Matth. 5, 14). Selbst wenn reiche, köstliche Quellen in einem Thale fließen, steht das zugehörige Dorf nicht in der ungesunden Tiefe, sondern auf luftiger Bergeshöhe.

Um so schlimmere Wirkungen hat der mächtige Feind dieses Windes, der Ostwind oder Schirokko (von dem

arabischen Scherki Ostwind). Vom Mai bis zum Oktober kommt er von Zeit zu Zeit und dauert, wie die Landeskinder sagen, je 3, 6, 9, 12 Tage und so fort (durch 3 teilbar) bis zu 21 Tagen. Er kommt aus den Glutöfen der syrisch-arabischen Wüste mit heißem Odem dahergefahren. „Da werden — wie Hiob 37, 17 sagt — die Kleider heiß, das Land wird still vom Mittagwind!" Bald ist der Schirokko wie ein müder Adler mit lahmen Flügeln, der langsam über die Erde hin segelt, während kein Lufthauch über die Berge zieht und die heiße Atmosphäre erdrückend wie Blei über der verschmachtenden, ausgedörrten Erde lastet; bald ist er wie ein Gewaltiger, der mit heißem, starkem Flügelschlag über das Land stürmt. Als ich einmal den Garizim bestieg, war der Ostwind so mächtig, daß er mich beinahe von den Ruinen des alten Samaritanertempels herabgeweht hätte. Aber er mag stark oder schwach sein, stets ermattet er Menschen und Tiere aufs äußerste. Als in Ninive der heiße Schirokko zu wehen begann, da wurde der Prophet Jona matt und wünschte seiner Seele den Tod und sprach: „Ich wollte lieber tot sein, denn leben" (Jona 4, 8). Dürre der Gewächse, Krankheiten, Fieber und Seuchen sind in seinem Gefolge. Die Pflanzen lassen Zweige und Blätter hängen, als ob sie sterben wollten. Die Blume, die in der Morgenfrühe noch mit leuchtenden Farben das Licht der Sonne begrüßt, ist am Abend verwelkt und verbrannt, und der Ostwind führt sie geknickt und verdorrt über Stoppeln und Dornen. An diesen Schirokko denkt der Psalmsänger, wenn er sagt: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten." (Ps. 103, 15—18).

Die verderbliche Macht, die dem Ostwinde innewohnt,

gab den alten Israeliten viel zu denken. In den Gleichnissen der Propheten wird er viel öfter erwähnt, als der segensreiche Westwind. Er war ihnen ein Sinnbild feindlicher, widriger Geschicke, des Sterbens und Vergehens aller irdischen Dinge. Wie ein Zornhauch Gottes fährt derselbe über die Erde und alles Lebendige muß unter ihm ersterben. „Alles Fleisch ist wie Heu und alle seine Güte wie eine Blume des Feldes. Das Heu verdorrt, die Blume verwelkt; denn des Herrn Geist (oder Wind) bläst darein. Ja, das Volk ist das Heu“ (Jes. 40, 5). Der Ostwind, der Gras und Blume zu Heu macht, die starken Reben zerbricht, ausdörrt und verbrennt (Hes. 19, 12; 17, 10) erinnerte sie daran, daß der, welcher den Ostwind sendet, alle Menschenherrlichkeit mit einem Hauche seines Mundes vernichten kann.

Welche Wohlthat ist es aber für das ganze Land, wenn nach solchen Schirokkotagen der Tau das durstige Land netzt. Die ganze Schöpfung ist dann erquickt und wie neu geboren. Alle Pflanzen atmen wieder auf und heben die matten und welken Zweige wieder in die Höhe. In früher Dämmerung, wenn die Morgenröte anbricht, ziehen Wolken mit dem Westwinde herauf. Die streichen ganz nahe über den Erdboden weg. Dann erglänzen die feuchten weißen Kalkfelsen im Sonnenstrahl. Millionen und aber Millionen Tropfen scheinen den Strahlen der Morgenröte zu entquellen, hängen glänzend an Gräsern und Blättern, und das Licht der jungen Sonne spiegelt sich in einem Meere schimmernder Wassertropfen. So rasch, so reich, so schön sind der dürstenden Erde diese köstlichen Tropfen geworden. „Also, sagt der 110te Psalm, werden Deine Kinder dir geboren werden wie der Tau aus der Morgenröte“ (Ps. 110, 3). Kein Wunder, daß der Tau in der ganzen Bibel zum Sinnbild der erfrischenden Gnade Gottes geworden ist. „Ich will Israel ein Tau sein, daß es blühen soll wie eine Rose!“ so tönt es im Propheten Hosea

(Hos. 14, 6). Und an anderer Stelle ruft er: „Wie will ich dir so wohl thun, Ephraim! Wie will ich dir so wohl thun, Juda! Denn die Gnade, so ich euch erzeigen will, wird sein wie eine Tauwolke des Morgens, und wie ein Tau, der sich frühmorgens ausbreitet“ (Hos. 6, 4). Und wenn Micha in seinem berühmten fünften Kapitel zeigen will, welch' ein Segen die Kinder dessen sein werden, der aus Bethlehem Ephrata kommen wird, so sagt er: „Sie werden unter vielen Völkern sein wie ein Tau vom Herrn und wie Tröpflein aufs Gras, das auf niemand harret noch auf Menschen wartet“ (Mich. 5, 6). — Brennt aber einmal die heiße Sonne auf den Tau, so verschwindet er gar schnell von Felsen und Pflanzen. Darum vergleicht auch der Prophet die Frömmigkeit Israels, welche sich unter dem Könige Josia eine kurze Zeit lang regte, mit dem rasch enteilenden Tau, wenn er sagt: „Wie das Morgengewölk und wie der Tau, welcher frühe weggeht“, so war eure Liebe zum Herrn.

Bis Anfang November oder oft Dezember herrscht der Sommer unbeschränkt. Wenn der geneigte Leser im wolkenreichen Abendland sich längst wieder der behaglichen Wärme des Ofens freut, herrscht hier, in dem „Land voll Sonnenschein“, im Oktober und November oft noch glühende Hitze. Sonnenschein und goldenes Blau des Himmels sind noch über Berg und Thal wie ein sommerliches Zelt ausgespannt. Rings um Bethlehem herrscht noch fröhliches Treiben. Ist's doch die wonnereiche Zeit der Weinlese! Da ist alt und jung hinausgezogen in die Weinberge, welche das Städtchen umgeben, und welche man von den Dächern der Stadt aus so anmutig daliegen sieht mit ihren Steinhaufen, runden Türmen und Mauern. Es wohnt jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum von Dan bis Bersaba. Alles Volk ist fröhlich. Lohende Feuer erhellen die Dunkelheit und die Stimme des Reigens und Jauchzens erschallt durch die Nächte.

Es ist den Propheten ein Zeichen der traurigen Verödung des Landes, wenn diese „Freude und Wonne im Felde aufhöret und man in Weinbergen nicht mehr jauchzt und ruft und des Gesanges ein Ende gemacht wird.“ (Jes. 16, 10). Erst dann hört dies fröhliche Naturleben auf, wenn die ersten Vorboten der nahen Regenzeit sich zeigen und das Jahr mit dem neuen Winter seinen alten Kreislauf wieder beginnt.

Wasser.

Ein wasserreiches Land ist Palästina heute nicht mehr. Wie einst die Fruchtbarkeit eine Folge menschlichen Fleißes war, so bedurfte auch die Bewässerung des Landes der helfenden menschlichen Hand. Dies muß auch bei jenem Worte 5. Mos. 8, 7 im Auge behalten werden: „Der Herr, dein Gott, führet dich in ein gut Land, ein Land, da Bäche und Brunnen und Seen inne sind, die an den Bergen und in den Auen fließen.“ Der Salzsee, der Genezareth und Merom, der ewig junge Jordan mit seinen großen Zuflüssen aus dem östlichen Gebirge ist zunächst gemeint. Für das westliche Gebirge, Palästina im engeren Sinne, waren jedenfalls die künstlichen Anlagen und Zisternen stets eine Hauptsache. Aber eben dadurch wurde das Westjordanland im Altertume zu einem wasserreichen Lande gemacht. Heute ist das Ostland reicher an Wasser und saftigen Weiden. Aber es ist eine bekannte Sache, daß man einst das Westland noch mehr rühmte. Und die zahllosen Felsenzisternen, welche ehemals wie für die Ewigkeit gemeißelt wurden und heute unbenützt und voll Schutt

daliegen, zeigen, wie fleißig die einstigen Bewohner in dieser Beziehung gewesen sind.

Die westlichen Zuflüsse des Jordans und des Toten Meeres sind größtenteils Winterbäche, welche nur während des Regens fließen. Wenn der Sommer im Lande einzieht, trocknet er die schönsten Bäche im Nu aus. Wo man vor einigen Tagen noch einen mächtigen Bach rauschen hörte, schreitet man nun durch ein trockenes Flußbett, in welchem keine Spur mehr von dem früheren Wasserstrom zu sehen ist. So bilden z. B. der Kidron und der Kilt (Krith?) im Sommer nur wasserlose Thäler, deren weißes Kieselbett, von einer Art von Weiden eingerahmt, weithin sichtbar ist.

An Quellen ist das gebirgige Land nicht so reich, wie man denken sollte, aber auch nicht so arm, wie es oft geschildert wird. Sie sind im ganzen Lande hochgeschätzt, ein Sinnbild des strömenden Segens Gottes. Und das ist kein Wunder. Wo immer man an eine Quelle kommen mag, sei es an die salomonischen Teiche, sei es an deren Wasserleitungen oder an irgend eine der sprudelnden Quellen des Landes, überall ist inmitten des im Sommer ausgedorrten Landes grünes, frisches Leben. Selbst wenn der Schirokko ringsum alles verbrannt hat, die Quellorte sind wie gefeit gegen den heißen Glutodem der Wüste. Welches Labsal sind sie für den Wanderer, der auf staubiger Straße in der Hitze gewandert ist, wenn nun sein Auge mitten in der Dürre fließendes Wasser und grünen Wiesengrund erblickt, und sein Ohr die süße Musik eines murmelnden Baches vernimmt! Da können wir es wohl verstehen, warum der Israelit für die größten Erquickungen seiner Seele kein treffenderes Bild finden kann, als lebendiges Wasser. Dies geht aus einer Menge von Gleichnissen in der Bibel hervor. Will der Psalmensänger seine innige Sehnsucht nach Gott ausdrücken, so sagt er: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser,

so schreiet meine Seele Gott, zu dir!" (Ps. 42, 2). Will er sagen, wie teuer und kostbar ihm sein Gott ist, so spricht er: „Du bist die lebendige Quelle." (Ps. 36, 10 vgl. Jer. 2, 13). Er rühmt von dem guten Hirten: „Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser!" (Ps. 23, 2). Und wenn der Prophet den Frieden des Gottesfürchtigen schildern will, so spricht er: „O daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom!" (Jes. 48, 18). Herrlich ist das Wachstum der Bäume an solchen Wasserströmen und Quellen. Mitten in der allgemeinen Dürre sind sie ein Bild frischesten Lebens voll üppiger Kraft. Also ist der Mann, der den Herrn fürchtet. Er ist, „wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht." (Ps. 1, 3).

Im Altertum müssen die Quellen zahlreicher und reicher gesprudelt haben, als heute. Damals wandte man denselben die größte Sorgfalt zu, während heute kein Mensch Hand und Fuß rührt, um sie zu erhalten und nutzbar zu machen. Auch damals hatten viele Berge, wie z. B. die von Jerusalem, keine Quellen. Man wußte aber diesem Mangel künstlich abzuhelfen, indem das Wasser entfernter starker Quellen zunächst in mächtige Teiche gesammelt und dann in trefflichen meilenlangen Wasserleitungen unterirdisch bis Jerusalem geführt wurde. Mehrere israelitische Könige, namentlich Hiskia, haben sich in dieser Beziehung sehr verdient gemacht. (2. Kön. 20, 20; 2. Chron. 32, 30.) Noch heute bewundern wir die salomonischen Teiche im Westen von Bethlehem, welche ihr Wasser nach Jerusalem entsenden. Und auch in und bei Jerusalem und Hebron und an manchen anderen Orten des Landes finden wir die Reste großartiger Teichanlagen. Auch andere noch nicht wieder entdeckte Wasseranlagen muß Jerusalem gehabt haben. „Ein starker natürlicher Quell, sagt Aristeas, quillt reichlich und fortwährend

im Tempel selbst. Bewunderungswürdig, ja unaussprechlich ist die Größe der unterirdischen Behälter, von denen unter dem Tempel in einem Umfang von fünf Stadien alles voll ist. Durch die Mauern und den Fußboden des Tempels laufen eine Menge von Röhren und Schächten hinab. Es sind häufig versteckte Öffnungen, welche einzig denen bekannt sind, welche den Opferdienst versehen." So wird es uns begreiflich, daß Jerusalem, mit seinen unterirdischen Wasserkanälen und Teichen nebst seinen zahlreichen Zisternen bei Belagerungen niemals Wassermangel hatte. Während das Heer des Titus froh war, oft nur schlechtes stinkendes Wasser von ferne her zu bekommen, während die vor der Stadt lagernden Kreuzfahrer vor Durst fast verschmachteten, so daß an Menschen und Pferden eine große Menge umkam, fanden die Eroberer stets die Stadt selbst noch reichlich mit Wasser versehen.

Im allgemeinen aber war der Privatmann auf unserem Gebirge seit alter Zeit darauf angewiesen, für sich selbst zu sorgen, indem er sich Zisternen baute oder in den Felsen hauen ließ. Schon die einwandernden Israeliten fanden solche von den Urbewohnern gemeißelte Zisternen im Lande vor (5. Mos. 6, 11). In ihnen wurde das Wasser, welches im Winter fiel, sorgfältig gesammelt. Die Zisternen sind unterirdische Brunnen, deren Wände und Boden gut verkittet sind, und deren Größe gewöhnlich derjenigen eines Wohnzimmers, oft auch eines großen Saales gleichkommt. In ihnen bleibt das Wasser selbst im heißesten Sommer kühl und frisch. Die Zisternen sind entweder von Natur durch Felsen oder künstlich durch Gewölbe gedeckt und haben eine Öffnung, durch welche man bequem einen Eimer hinunterlassen kann. Neben dieser Öffnung befinden sich häufig steinerne Wasserbecken und Tränkrinnen für das Vieh. Während des ganzen langen Sommers, von Ende März bis November, fällt kein Regen. Gegen Ende des Sommers wird das Wasser seltener,

die Quellen versiegen, die Zisternen leeren sich, da und dort wird auch das Wasser schlecht. Da muß oft der Wanderer fast vor Durst verschmachten und kann froh sein, wenn er nur noch etwas verdorbenes laues Wasser findet, um seinen brennenden Durst zu löschen. Unter solchen Umständen mag man ermessen, wie wohl einem solchen Wanderer ein Trunk kalten Wassers thun mag. Darum sagt auch der Herr: „Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt in eines Jüngers Namen, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnet bleiben." (Matth. 10, 42).

Bei dieser Wertschätzung des Wassers können wir es auch verstehen, wie man dazu kam, Wasser als Trankopfer darzubringen. So lesen wir z. B. 1. Sam. 7, 6: die Kinder Israels „kamen zusammen gen Mizpa (wo heute noch merkwürdiger Weise auf dem Gipfel des Berges eine herrliche Quelle aus dem Felsen strömt) und schöpften Wasser und gossen es aus vor dem Herrn und fasteten denselben Tag und sprachen: „Wir haben dem Herrn gesündigt." In einem Lande, welches Überfluß an Wasser hat oder gar von Überschwemmungen heimgesucht wird, wäre die Entstehung einer solchen Sitte nicht denkbar.

Auffallend könnte es nun freilich erscheinen, daß die Psalmsänger ihre Seelennot so oft mit Wasserfluten und Strömen vergleichen, welche über ihre Seele gehen. Aber die verderbliche Seite des Wassers ist den Palästinensern durchaus nicht unbekannt. Ist auch die Gewalt des Winters nur von kurzer Dauer, so kann er doch auch hier schrecklich werden. Denn kommt einmal ein recht starker Winterregen, dann strömt und strömt es oft Tage und Nächte hindurch, als sollte eine zweite Sintflut das Land unter ihren Wellen begraben. Die sonst so trockenen Thäler verwandeln sich plötzlich in reißende Bergströme. Bäume, Steine, Mauern werden zuweilen mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben. Kein Wanderer kann

die Thäler mehr überschreiten. Aus diesem Grunde baut man fast nie eine Stadt oder ein Dorf in die Tiefe eines Thales, weil die Häuser zur Winterszeit dort zu sehr gefährdet wären. (Matth. 5, 14). Dies kann man fast jedes Jahr in Hebron beobachten, welches sich durch das Thal Askala lange hinzieht. Mit jedem starken Winterregen ist die Stadt dem ganzen Ansturm der Wasser preisgegeben. Als im Dezember 1888 ein mächtiger Winterregen auf das schon zuvor mit tiefen Schneemassen bedeckte Land fiel, da brauste ein gewaltig tosender Wasserstrom mit unwiderstehlicher Macht durch die niedrigen Straßen der Stadt. Das Wasser stieg über Mannshöhe. Es drang in die Hausthüren ein und überschwemmte die Erdgeschosse ganz und gar. Was dort zu zerstören war, wurde zerstört. Einem jüdischen Kaufmann wurde sein Kornvorrat im Werte von 1000 Franken fortgeschwemmt. Die Bewohner jener Straßen waren 3 bis 4 Tage lang von jeglichem Verkehr abgeschnitten. War doch der Strom, der die Stadt durchbrauste, oft höher als die Oberschwellen ihrer Hausthüren. Wer aber genötigt war, in einem niedrigen Hause zu wohnen, der konnte den Notschrei des Psalmisten wohl verstehen lernen: „Gott, hilf mir, denn das Wasser gehet mir bis an die Seele! Ich bin im tiefen Wasser und die Flut will mich ersäufen!“ (Ps. 69, 2; 124, 4; 144, 7). Wehe aber dem Hause, welches nicht auf einen Felsen gegründet ist, an solchem Tage! Ein orkanartiger Wind pflegt den Regen zu begleiten, und es erfüllen sich die Worte der Bergpredigt oft buchstäblich an einem solchen Hause: der Platzregen fällt, es kommen die Gewässer und Ströme und wehen die Winde, das Haus bekommt einen großen Riß nach dem andern, bis es krachend zusammenstürzt, einen großen Fall thut und von den Fluten hinweggeschwemmt wird. (Matth. 7, 25 ff.; Luk. 6, 48 ff.)

Aber wehe auch dem, welchen an gefährlicher Stelle

solche Wasserströme im Freien überraschen. Da ist oft keine Hilfe und keine Rettung mehr möglich. Manche kennen die Schilderung des Sinaireisenden Holland, welcher bei einem solchen Unfall auf der Sinaihalbinsel nur mit knapper Not sein Leben rettete. Er schildert die Scene als eine entsetzliche. „Ein kochender, brausender Strom füllte das ganze Thal, wälzte die größten Felsblöcke wie Kiesel mit sich fort und riß ganze Familien ins Verderben.“ Noch sind die Spuren der Verwüstung deutlich sichtbar. Große Stämme von Palmbäumen liegen mehr als 30 Meilen von ihrem einstigen Standort entfernt im Bette des Wady. Ein einziges Gewitter mit starken Regenschauern, das auf den nackten Granit fällt, kann diese furchtbare Folgen nach sich ziehen und ein trockenes und ebenes Thal in wenigen Stunden in einen tobenden Strom verwandeln, und verwirklicht so das Gemälde, welches David im achtzehnten Psalm entwirft: „Der Herr donnerte im Himmel und der Höchste ließ seinen Donner aus mit Hagel und Blitzen. Da sah man Wassergüsse und des Erdbodens Grund ward aufgedeckt, Herr, von deinem Schelten!“ (Ps. 18, 14 ff.) Erst im Jahre 1888 ereignete sich ein ähnlicher Fall bei Jerusalem. Mit Pfeifen und Trommelklang war der jährliche Zug muhammedanischer Wallfahrer nach Nebi Musa, Mosis Grab, hinabgezogen, welches die Muhammedaner zwischen Jerusalem und Jericho zeigen. Aber während die Volksscharen bei Nebi Musa waren, brauste plötzlich ein ungestümes Ungewitter daher. Ein Wolkenbruch schüttete das Wasser in Strömen vom Himmel. Ehe man sich's versah, tosten die wilden Fluten zornig durch die trockenen Thäler. Eilig flüchteten die Pilgrime in die Felsenhöhlen an beiden Seiten des Thales. Aber gegen 60 Personen ergriff der tobende Wasserstrom, zerschmetterte sie an den Felsklippen und wälzte die Leichen brausend hinab, dem Toten Meere zu. Mit einem solchen Ereignis vergleicht David

(Psalm 18) seine Errettung durch den Herrn, welcher in Gewitter und Platzregen erschien, um seine Feinde zu vernichten. Hieraus aber werden uns auch jene häufigen Ausdrücke im Psalmbuch anschaulich, wie Psalm 42,8: „Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen, alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.“ (Luth. Übers.) Auch die Fluten des göttlichen Zornes (Ps. 88, 8) oder menschlicher Bosheit (Belial Ps. 18, 5) werden mit diesen grimmigen Winterströmen verglichen. Den Gerechten aber verheißt der Herr seinen Beistand in den Tagen des Wintersturmes der Not und der Anfechtung: „So du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht ersäufen sollen.“ (Jes. 43, 2; Ps. 32, 6.)

Gar manche liebliche Erinnerung aus der heiligen Schrift knüpft sich an die Wasserbrunnen Palästina's. So ließ sich Elieser, als er auszog gen Mesopotamien, seinem Herrn eine Braut zu suchen, mit seinen Kamelen außen vor der Stadt am Wasserbrunnen nieder, abends zu der Zeit, da die Weiber pflegten auszugehen und Wasser zu schöpfen (1. Mos. 24). Dort that er jenes schöne, gläubige Gebet, das nicht nur einem Knecht von Damaskus, sondern auch dem geneigten Leser, ob er wohl vielleicht schon ein alter Christ ist, alle Ehre machen würde, und dort erfuhr er schon die Weise des Herrn: „Ehe sie rufen, will ich sie erhören.“ Denn ehe er ausgeredet hatte, kam Rebekka heraus, eine sehr schöne Dirne, stieg zum Brunnen hinab auf den Stufen, welche zu der tiefliegenden Quelle hinabführten, und füllte ihren Krug, nahm ihn auf ihre Schulter und wollte flugs wieder heimgehen; da bat Elieser sie um Wasser und sie that, wie dieser vorhin am Brunnen von dem Gott Abrahams erbeten hatte. — Solche tiefliegende Quellen, zu denen man auf Stufen hinabsteigen muß, findet man heute noch im Lande. — Wiederum an einem Brunnen war es, der den schönen Namen „Brunnen

des Lebendigen und Sehenden" trug, wohin Isaak eines Abends „hinausgegangen war zu beten." (1. Mos. 24, 62). Da sah er von fern eine Karawane daherziehen, ein Zug von Kamelen nahte sich den Zelten seines Vaters, die brachten ihm seine liebe Braut, die ihn trösten sollte über seine Mutter. Ob wohl deshalb dem Erzvater Isaak die Brunnen so lieb waren? Immer wieder hören wir in seinem Leben von Brunnen erzählen. Er wohnte noch längere Zeit am „Brunnen des Lebendigen und Sehenden." Er hat auch sein gut Teil Ärger wegen der Brunnen erfahren müssen. Wie oft haben ihm die Philister dort und in Gerar seine Brunnen verstopft, wie viel Zank gab es deswegen zwischen seinen Hirten und den Kananitern, bis er sich endlich in Versaba an einem Brunnen niederließ, da scheinen sie ihn im Frieden gelassen zu haben bis an sein Ende.

Auch Rebekka mag sich noch oft an jene Tage ihrer Jugend am Brunnen zu Mesopotamien erinnert und ihrem Liebling Jakob davon erzählt haben. Dieser ahnte wohl nicht, daß es ihm auf mesopotamischem Boden einmal ganz ähnlich ergehen sollte. Nur war jener Brunnen eine lebendige Quelle, dieser aber eine Zisterne. Die Öffnung desselben war, wie man das heute vielfach sieht, mit einem schweren Stein zugedeckt, damit niemand hineinfalle. Der Stein war so schwer, daß die anwesenden Hirten ihn nicht allein wegzurücken vermochten, sondern warteten, bis die anderen Hirten auch da waren. Als aber Jakob Rahel kommen sah, hatte er allein Kraft genug, den Stein abzuwälzen. (1. Mos. 29.) — Solche Brunnen sieht man noch viel in herdenreichen Gegenden. Abends lagern sich die Herden um sie her und werden von ihren Hirten getränkt. Das Wasser wird mit ledernen Schöpfeimern aus der Tiefe geschöpft und den Herden in ihre Tränkrinnen gegossen, welch' letztere ja in der Geschichte von Jakobs Dienstleben in Mesopotamien auch vorkommen.

Eine weit traurigere Brunnengeschichte mußte einst Joseph erleben, als ihn seine neidischen Brüder in den Brunnen warfen, um dem Träumer seine hochfliegenden Träume ein für allemal zu vertreiben. (1. Mose 37). Diese „Grube" war eine leere Zisterne, woraus wohl geschlossen werden darf, daß jenes Ereignis gegen Ende des Sommers sich zutrug. Auch heute noch ist es ein bequemes Mittel, einen Menschen, den man spurlos verschwinden lassen möchte, in eine Zisterne zu stecken, wo ihn kein Mensch mehr sucht bis zum jüngsten Tag. Als wir im Jahre 1888 die Fundamente der evangelischen Kirche in Bethlehem gruben, fanden wir in einer bis dahin verschütteten Zisterne das Skelett eines Menschen, welcher wahrscheinlich einst auf diesem Wege bei Seite geschafft worden war.

Auch Mose hat einst, wie jene beiden Erzväter, seine Frau an einem Brunnen gefunden. (2. Mos. 2.) Die Töchter des Midianiterpriesters hatten die Rinnen gefüllt, ihre Herden zu tränken, da kamen die Hirten und stießen sie davon. Mose hatte aber an seinem Königshof in Egypten mehr Höflichkeit gelernt, trieb die groben Gesellen weg und half den Priestertöchtern. Nachher holten sie den freundlichen egyptischen Mann, der dann eine von ihnen für seine Freundlichkeit zum Weibe bekam. Solche Brunnenszenen wiederholen sich heute noch häufig an den Herdenbrunnen.

Auch mit seinen Wasserverhältnissen hat das heilige Land gewissermaßen Modell gestanden für das Gemälde des ewigen Himmelreiches. Dort wird keine Wassersnot mehr sein. Wasserströme werden durch die Wüste und Einöde rauschen (Jes. 43; 35, 7; 41, 18; 44, 3), frische Wasser werden aus Jerusalem fließen (Sach. 14). Und diejenigen, welche auf Erden von dem lebendigen Wasser Jesu getrunken, von denen auch Ströme des lebendigen Wassers flossen (Joh. 4), die werden auch dort mit Freuden Wasser schöpfen von den

Brunnen des Heils (Jes. 12). Und die Offenbarung schließt das Bild, an Hesekiel anknüpfend: „Und er zeigte mir einen lautern Strom des lebendigen Wassers, klar wie Kristall; der ging von dem Stuhle Gottes und des Lammes. Und auf beiden Seiten des Stromes stand Holz des Lebens, das trug zwölferlei Früchte alle Monate. Und die Blätter dieser Bäume dienten zum Heile der Völker.“ (Offenb. 22, 1). Die Farben des Gemäldes sind dem heiligen Lande entnommen. Sie stammeln von unaussprechlichen Dingen, und wir fühlen wohl, daß sie nicht fähig sind, die Sache selbst gebührend zum Ausdruck zu bringen. Es muß mehr geahnt werden, was sich dahinter verbirgt, wenn wir diese Dinge lesen, oder in unserer deutschen Zunge singen:

Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen!
Führ' uns, Herr, in's Paradies!

Land und Feld.

Herodot, der Vater der Geschichte, schrieb vor mehr als zwei Jahrtausenden folgendes über Babylonien: „Unseres Wissens ist Babylonien am meisten geeignet zum Getreidebau. Es trägt immer 200fältige und in recht guten Jahren 300fältige Frucht. Die Weizen- und Gerstenblätter werden dort leicht über einen Finger breit. Und zu welcher Größe die Hirsen und Sesamstaude wächst, ist mir zwar ebenfalls bekannt, ich will es aber lieber gar nicht erst sagen. Denn ich weiß recht gut, wer nicht in Babylonien gewesen ist, der glaubt schon das nicht, was ich vom Getreide gesagt.“ Wer heute durch die grauen Rohrfelder und über die öden Sümpfe Babyloniens wandert, und, wohin er auch sein suchendes Auge wendet, nichts sieht, als Wüste und Trümmerfelder, der könnte leicht versucht sein, zu glauben, der alte Historiker habe geträumt, was er da niedergeschrieben. Und doch hat er recht gehabt. Ein ähnliches Schicksal aber haben alle einst so blühenden Länder des Ostens erfahren. Denn wer heute Palästina betritt, dem klingt das, was wir aus alten Zeiten von der herrlichen Fruchtbarkeit des heiligen Landes lesen, auch, als wären es lauter Fabeln. Wo sind jene berühmten wasserreichen Gefilde, von denen die Bibel und die alten Schriftsteller berichten? Wo der Reichtum an Getreide, wo die edeln, fruchtbeladenen Bäume, wo der üppige Waldwuchs, der die Höhen einst bedeckte? An ihrer Stelle starren uns von hundert Bergen nur noch unfruchtbare, nackte Felsen an, zwischen denen schüchtern die Nachkömmlinge ehemaligen Waldes kaum manns- oder kniehoch hervortauchen und kaum den Füchsen und den Vögeln des Himmels annehmbare Schlupfwinkel und Nester bieten. Mancher Reisende ist mit dem Eindruck davongegangen, daß Palästina niemals das herrliche

üppig fruchtbare, reiche Land gewesen sein könne, für welches wir dasselbe nach den Beschreibungen der heiligen Schrift von Kind auf gehalten haben.

Und doch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß Palästina im Altertum eines der herrlichsten Länder der bekannten Welt war. Die assyrischen und egyptischen Könige wußten wohl, warum sie sich so blutig um den Besitz desselben stritten. In dem Lande, welches heute kaum mehr so viel Einwohner zählt, wie Berlin, hatte früher nur die eine Landschaft Galiläa nach Josephus Angabe 204 Ortschaften, deren kleinste mindestens 15000 Einwohner hatte. Nur bedarf das Land einer ununterbrochenen sorgfältigen Pflege. Gewaltige, stürmische Regengüsse greifen jeden Winter das bebaute Land des Gebirges heftig an, und ihrem Schaden muß jährlich entgegengetreten werden. Sie reißen Breschen und Löcher in die Terrassenmauern und schwemmen über die herabgestürzten Steine hinweg die schönste rote Ackererde in die Thäler. Und wenn auch das Regiment solcher zornig angeschwollener Winterbäche nur einen oder einige Tage währt, so sind sie doch stark genug, in den Thälern alle diejenigen Felder zu zerstören, welche nicht durch festgefügte Feldmauern gegen ihren Ansturm gepanzert sind. Wenn daher das Land nur ein Jahrzehnt ohne Arbeit bliebe, so würde das Gebirge sicher ein so ödes, verstörtes Bild gewähren, als ob seit undenklichen Zeiten keine Menschenhand sich zu seinem Anbau gerührt hätte. Wir können uns darum wohl vorstellen, wie traurig und verödet das Land ausgesehen haben muß, als die Israeliten nach siebzigjähriger babylonischer Gefangenschaft die dünn bevölkerten Berge der Heimat ihrer Väter zum erstenmal wieder erblickten. Viel Fleiß und viel Sorgfalt muß einst an dies Land gewendet worden sein. Die zahlreichen formlosen Ruinenhaufen des Landes, die zahllosen verschütteten Felsenzisternen, die Trümmer sorgfältiger Ter-

rassenbauten an allen öden Bergen zeigen uns, wie viel tausend Hände sich einst hier fleißig geregt, wie viele Menschen das Land ernährt haben muß. Aber ohne Mühe wurden ihnen die Früchte des Landes nicht zu teil. „Fleiß! Fleiß!“ so ruft noch heute das Land seinen Bewohnern von allen Seiten zu. Und alle jene Ruinen und Steinhaufen sind wie eine gewaltige Lapidarschrift mit großen, traurigen Zügen auf das Angesicht des heiligen Landes geschrieben, welche die Faulheit verurteilt. Sie sagen uns, warum das Land so verfallen ist, worin sein Fluch bestehe, nämlich nicht darin, daß etwa das Land kraft göttlicher Verfluchung nicht mehr fruchtbar sein könnte, sondern darin, daß es Einwohner bekommen hat, welche dasselbe verwahrlosen und mißhandeln. Der Fluch des armen Landes besteht nur in seinen Menschen; einmal in seiner Regierung, bei welcher Bestechung das A und das O ist, welche jeden strebsamen Landbauer bis auf's Blut aussaugt und dadurch jeden Eifer, das Land zu bauen, mit eiserner Faust niederhält; sodann in der auf diesem Wege so tief herabgesunkenen Einwohnerschaft. An sich ist das Land heute noch so willig, wie vor alters, seine besten Gewächse in Fülle zu geben, sobald dasselbe mit verständigem Fleiß bearbeitet wird. Ernste Arbeit zur Anlage einer tüchtigen Waldkultur, solider Terrassenbauten, kühler Brunnen, großer Teiche und meilenweiter Kanäle ist dem Lande freilich nötig. Aber die Israeliten, jenes einst so tüchtige Volk von Landbauern, waren nicht zu faul dazu. Ein Land, welches ohne Mühe dem Menschen alle Früchte in üppiger, verschwenderischer Fülle in den Schoß wirft, hätte auch gar nicht gepaßt für die Erziehung des Volkes Gottes. Dieses mußte von allen Seiten sittlich gestählt werden, und wer möchte leugnen, daß hierzu kaum etwas so viel beiträgt, wie die Natur des Landes, in welchem ein Volk wohnt? Israel mußte bei dem herzerquickenden Anblick seiner schönen

Felder, Weinberge und Baumgärten, der Berge, welche der Wildnis durch angestrengte Arbeit entrissen waren, das Bewußtsein haben, daß dieses alles, so sicher es sich auch erreichen läßt, doch jedenfalls nur durch ernste Arbeit erreicht werden konnte. Arbeit ist der goldene Stab, dessen Berührung den alten Fluch lösen und das Land wieder zu seiner einstigen Blüte bringen kann. Und ohne Zweifel, wenn der Herr wieder anheben wird, dies Land zu segnen, so wird der Segen äußerlich zunächst darin bestehen, daß es ein Volk und eine Regierung erhält, welche willens sind, durch ehrlichen Fleiß den verborgenen Schatz im Acker Palästinas zu heben. Denn bei solchen Bewohnern könnte es auch heute noch sein „ein gut Land, darinnen Milch und Honig fließet, ein edel Land vor allen Ländern." Welche Mannigfaltigkeit und Abwechslung bietet Palästina „vor allen Ländern!" Ein ganz anderes Land ist bei Jerusalem inmitten seines schützenden Walles von Bergen, ein ganz anderes Land drunten am Meeresstrand unter dem berauschenden, meilenweit durch die Lüfte getragenen Duft der blühenden Orangen- und Zitronengärten und Palmenhaine, ein ganz anderes Land bei Bersaba mit dem Blick hinaus in die unermeßliche Wüste, ein ganz anderes Land die tropischen Niederungen der sonnigen, lachenden Jordanau, ein ganz anderes Land die weiten, getreidereichen Marschen der Ebene Jesreel, und wiederum von allen so verschieden der blühende Norddistrikt von Cäsarea Philippi, wo ein grünes Land, den blauen See umrahmend, wie lachender Frühling hinaufschaut zum winterlichen, im Sonnenglanz hellleuchtenden Hermon mit dem ewigen Schnee. Die Erzeugnisse der ganzen Welt könnten hier gebaut werden, die des Äquators im Jordanthal, welches 1300 Fuß tief sich unter den Spiegel des Ozean hinabsenkt und kaum weiß, was Winter heißt, die der nördlichen Zone in den Regionen der drei Schneegebirge im Norden. Abgesehen von den köstlichen

Südfrüchten, welche einst in den herrlichen Ebenen von Jericho wuchsen, trägt das Land noch dieselben Früchte, wie vormals, nur spärlicher: Weintrauben, Feigen, Oliven, Datteln, Granatäpfel, Orangen, Zitronen, Bananen, Melonen, Maulbeeren, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Nüsse, Mandeln, Pistazien, Johannisbrot, Äpfel, Birnen u. a. m. Schon im Januar öffnen sich leise die Kelche des rotblühenden Mandelbaumes, und dann „will das Blühen nicht enden“ fast das ganze Jahr. Gewisse Akazienbäume sind das ganze Jahr hindurch mit leuchtenden Blüten geschmückt. Aber nur noch der geringste Teil des Landes, die unmittelbare Nachbarschaft der dünngesäten Städte und Dörfer, zeigt diese Früchte. Was die Propheten in trüber Ahnung vorausgeschaut, ist längst eingetroffen: — die Gärten und Parkanlagen sind verschwunden, die Wasseranlagen zerstört, wilde Tiere, Schakale, Füchse, Hyänen, Wölfe durchstreifen die einst so fruchtbaren Gefilde. Daher muß der freundliche Leser vom heutigen Palästina die abendländischen Vorstellungen von einem schönen Lande noch mehr beiseite lassen, als bei dem einstigen: große Wälder von Tannen, Fichten, Föhren, Buchen, Eichen, grüne saftige Wiesen, weit und breit keine Hufe Lands unbebaut und unbenützt. Dagegen kann er wohl oft, wenn er einmal dem gelobten Lande einen Besuch abstattet, unabsehbare Felsberge finden, wo kein Baum und kein Strauch wächst, wo Berg an Berg sich reiht, wie aus Fels gebaut, und wo nur in den Thalsohlen schmale grüne Streifen die traurige Wildnis unterbrechen. Selbst die bebauten Ackerfelder sind auf dem Gebirge meist so felsig und steinig, daß man es kaum begreifen kann, daß dies dasselbe Land sein soll, dessen gesegnete Fruchtbarkeit einst in der ganzen Welt gerühmt wurde. Der Grund ist freilich leicht zu erkennen. Da die frühere Einmauerung und Terrassierung der Grundstücke im Gebirge zu Grunde gegangen ist, haben die starken Regengüsse des Winters die

schöne, rote Ackerkrume in die Thäler hinabgeschwemmt, welche dadurch allerdings meist herrliches Getreideland haben. Und wenn das vernachlässigte Land dennoch oft einen so schönen, fast hinreißenden Anblick gewährt, so ist dies, abgesehen von den schönen Linien der Landschaft, lediglich das Werk der Sonne, welche mit unvergleichlichen Farben das Land heute noch ebenso königlich übergießt, wie vor Jahrtausenden.

Eine Hauptursache des Niederganges der früheren Fruchtbarkeit ist die gänzliche Abholzung des Landes. Durchs ganze Land hin finden sich häufige Waldanlagen, wie wir ja in der Bibel oft von Wäldern lesen. Und man brauchte den Wald nur wachsen zu lassen, so würden sich nach etlichen Jahrzehnten die kahlen Berge Judas an manchen Orten wieder in einen herrlichen Mantel von Wald kleiden. Man muß es der türkischen Regierung zum schweren Vorwurf machen, daß sie nicht einen Finger rührt, den Wald zu schützen. Jedermann darf ungescheut denselben zerstören, alles brennbare Holz abhauen, seine Herden hineintreiben, die den Bäumchen ihre Kronen abfressen. Gehen wir jetzt durch die Gebirge, wo in biblischer Zeit hohe Laubwälder gestanden haben, so schauen nur noch wie klagend die Schößlinge und Krüppel von Bäumen, die einem Manne kaum bis an die Hüften reichen, zu uns herauf. Nur eine Anzahl von heilig gehaltenen Hainen mit gewaltigen Bäumen zeigen uns, wie schön es im Lande sein könnte, wenn man sich desselben von oben herab etwas mehr annehmen wollte.

Mit abendländischem Maßstabe darf freilich das Land auch in dieser Beziehung nicht gemessen werden, und es wäre verkehrt, die Herrlichkeit des Landes in seiner Blüteperiode etwa im Reichtum an Wäldern suchen zu wollen. Im farbenreichen Morgenlande lernt das Auge auch die Schönheit der nackten Linien der Berglandschaft bewundern, auch wenn ihr das dunkle Waldhabit fehlt. Um so freieren Spielraum

hat die Sonne, ihre mannigfaltigen Farben verschwenderisch auszustreuen, um so empfänglicher ist dafür die Landschaft. Viel wichtiger als Wälder waren dem Lande seit grauer Vorzeit seine ausgedehnten Weidetriften, wie wir schon in Abrahams Geschichte sehen. Und wenn auch das Volk Israel nachmals zum Teil ein Volk von tüchtigen Landbauern wurde, so blieb doch ein bedeutender Teil desselben der Schaf- und Viehzucht stets treu. Manche Gegend des Landes mit ihrem Reichtum an würzigen und salzigen Kräutern ist auch so sehr für Viehweide geschaffen, daß sie selbst bei einer etwa eintretenden neuen Kulturblüte dieses Landes diesem Zwecke ebenso gewiß dienen würde, wie dies seit den ältesten Zeiten der Fall war. Die Gestalt des freien Beduinen, der einst mit Spieß, Pfeil und Bogen, jetzt mit Feuerrohr, Krummschwert und Gürteldolch seine Herden begleitet, im Winter die warmen Niederungen am Jordan und Toten Meer, im Sommer die kühleren Berge aufsuchend, würde auch dann nicht verschwinden. Es ist wahrhaft erstaunlich, welcher Menge von Viehherden die Weidesteppen jahraus jahrein genügende und fette Nahrung geben, so daß jene ihren Herren durch ihre Milch und Wolle reichen Lebensunterhalt liefern. Wenn uns erzählt wird, daß Hiob 7000 Schafe, 3000 Kamele, 500 Joch Rinder und 500 Esel besaß; wenn uns berichtet wird, daß Israel an einem Tage 675 000 Schafe von den Midianitern erbeutete (4. Mos, 31, 32); wenn uns gesagt wird, daß das kleine Moabiterland einen jährlichen Tribut von 120 000 Lämmern und 120 000 Widdern an die Könige Israels liefern mußte: so mag das einem mit dem Lande wenig Vertrauten den Mund sehr voll genommen scheinen. Aber ein Moabiter aus unseren Tagen würde sich darüber keineswegs verwundern, denn noch heute kommt es dort nicht selten vor, daß ein Mann seine Herden nach Tausenden zählt.

Daß das Volk Israel nicht nur von Hirten abstammte,

sondern zu allen Zeiten auch zum Teil aus Hirten bestand, hat auf den religiösen Sprachgebrauch der Bibel und der christlichen Kirche einen großen Einfluß gehabt. Es ist nicht möglich, hier auch nur annähernd die Stellen aufzuzählen, in welchen sich bei Propheten und Psalmsängern des Alten Testaments das Hirtenleben Israels wiederspiegelt Aber auch in den Reden des Herrn begegnen wir wieder und wieder denselben Anschauungen. Das Volk erscheint ihm wie Schafe, die keinen Hirten haben (Matth. 9, 36); darum sendet er seine Jünger zu den verlorenen Schafen vom Hause Israels (Matth. 10, 6; 15, 24), und sie selbst gehen wie Schafe mitten unter die Wölfe (10, 16). Er ist der gute Hirte, der seine Schafe mit Namen ruft und sein Leben für sie läßt (Joh. 10, 3 ff.), wenn einmal der Hirte geschlagen wird (Matth. 26, 31) und selbst leiden muß wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufthut (Jes. 53, 7) Und auch der Auferstandene bittet noch zum Abschied: Weide meine Schafe! (Joh. 21, 16), und wird dermaleinst als Weltrichter die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zu seiner Linken (Matth. 25, 33).

Die Blumenschar des Landes, welche sich seit Jahrtausenden von einem Jahr auf das andere vererbt und die auf einanderfolgenden Menschengeschlechter erfreut hat, bindet sich nicht an die Markungen der Städte und Dörfer, wie die Kulturpflanzen, auch kann sie kein Unverstand der Menschen „abholzen." Überall blüht und sprießt es im Frühling. Alle überstrahlt an Schönheit die purpurrote Anemone, welche für die „Lilie des Feldes" in der Bergpredigt gehalten wird. In verschwenderischer Fülle bedeckt sie Berg und Thal. Gerade auch auf ihre Menge scheint der Herr anzuspielen (die eigentliche Lilie blüht nur vereinzelt), wenn er sagt: „Ich sage euch, daß Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine"; und doch sind sie nur Gras; denn ein einziger Schirokko kann Tausende in ihrer mehr als

salomonischen Pracht vernichten. Aber auch abgesehen von dieser Anemone, welche oft ganze Felder wie mit einem Purpurteppich bedeckt, ist die Mannigfaltigkeit der Blumen im Frühling geradezu entzückend. Auch die im Norden bekannten Blumen sind hier schöner, haben edlere Formen, feurigere Augen, leuchtendere Farben. Was für ein blasses, armes Kind ist ein Alpenveilchen aus deutschen Bergen gegen unsere reizenden Cyklamen! Diese bunte Blumenwelt, auch heute noch kann sie das Herz eines sinnigen Menschen emporlenken zu dem Vater im Himmel, wie einst in den Tagen der Bergpredigt. Es sind die kleinen, sorglosen Feldprediger Gottes, die mit tausend Glöcklein durch's Land läuten und in ihrer stillen Sprache dem unruhigen, geschäftigen Menschenherzen so manches sagen wollen, wie es der Herr dort so schön ausgelegt hat. Vom Dezember an ist es wie eine farbenprächtige Parade, welche der liebe Gott auf den Feldern des heiligen Landes aufmarschieren läßt. Zwischen einem Meer von verschiedenartigen Gräsern und Blättern tritt die Armee, Regiment für Regiment, hervor, zuerst die feingezeichneten, zarten Krokus, dann die köstlich duftenden Tazetten und Narzissen, dann die rosig angehauchten Alpenveilchen, dann die rot erglühenden Anemonen, und darauf die andern Regimenter und Kompagnieen ohne Zahl: Sternblumen, Ranunkeln, Immortellen, Butterblumen, Adonisröschen oder Blutströpfchen, Tulpen, Lilien u. s. w. Die Regimenter mit den strahlenden Paradeuniformen erscheinen freilich nur bis April, denn auch ihnen ist der Sommer zu heiß. Aber auch die bescheideneren Truppen, welche nachher in staubigem, werktäglichem Gewande das Feld behaupten, selbst die zahllosen, in leuchtendem Violett prunkenden Disteln, sind nicht ohne eigentümliche Schönheit.

Das Eintreffen der verschiedenartigen Früchte und Gewächse im Laufe des Jahres ist heute wie in alter Zeit der eigentliche Kalender des Volkes. Bekanntlich hatten die

beiden großen Feste, Pfingsten und Laubhüttenfest, für das Volk zunächst landwirtschaftliche Bedeutung. Beides waren Erntedankfeste, das erstere etwa im Mai, wenn die ersten Brote der neuen Ernte dargebracht wurden, das zweite im September oder Oktober, wenn auch die letzten der zahlreichen Früchte des Sommers, Trauben (vom Juli bis Oktober) und Oliven eingeheimst wurden. Gerade seiner landwirtschaftlichen Bedeutung wegen war das Laubhüttenfest das populärste und fröhlichste aller Feste, weshalb selbst die Könige des Zehnstämmereiches dasselbe nicht abzuschaffen wagten.

Selbst jetzt noch, wenn man im September und Oktober durch's Land wandert, ist's fast, als zöge man durch ein allgemeines Laubhüttenfest, weil in dieser Zeit jedermann am liebsten im Freien, in Weinbergen und Gärten, haust. Und wie die Israeliten die Feste als „Ziele" und Termine gebrauchten, „bis zum Pfingstfest" oder „bis zum Laubhüttenfest", so rechnet der heutige Palästinenser auch nicht nach einem papierenen, sondern nach seinem landwirtschaftlichen Kalender. „Zur Zeit der Weizenernte, Weinlese" ꝛc. sind allgemein übliche Bezeichnungen der Jahreszeit. Auch der Herr spielt einmal darauf an, wenn er Matth. 24, 32 das Ausschlagen des Feigenbaums als allgemein anerkanntes Zeichen des nahenden Sommers nennt.

Der Feigenbaum*) ist ja in mancher Beziehung ein merkwürdiger Baum, und für einen Bibelleser ist es immerhin anziehend, sich mit seiner Natur bekannt zu machen. Unter den edelsten Früchten des gelobten Landes wird derselbe in der Schrift stets genannt. Stolz auf seine Süßigkeit (Richt. 9, 11) steht er freundnachbarlich neben dem Weinstock (1. Kön. 4, 25), neben und mit welchem er, wenn auch in ganz anderer Form,

*) Über die Verfluchung des Feigenbaums s. den Abschnitt in der „Leidensgeschichte."

die süßen Säfte des Erdbodens ans Tageslicht fördert und dem Menschen, eingehüllt in edel geformte, große Blätter, von seinen Zweigen herab bietet. Der Feigenbaum hat nichts Knorriges, fast Steinhartes, wie der ernste Olivenbaum. Er gleicht vielmehr mit seinem weichen und geschmeidigen Stamme jenen sanften Naturen, welche niemals hart und eigensinnig Widerstand leisten, und doch alles durchsetzen, was sie wollen. Denn, was sonst der Mensch nur mit Sprengpulver und schweren, eisernen Brechstangen zu thun vermag, das bringt der sanfte, biegsame Feigenbaum in aller Stille, ohne Kraftanstrengung und Rumor zu stande. Seine feinsten, zarten Wurzeln senkt er leise hinab in den harten Felsen. Und dieser, so spröde er auch sein mag, kann den kleinen, weichen Händchen des Feigenbaums auf die Dauer nicht widerstehen. Er öffnet ihnen seine Poren, die Wurzeln wachsen und wachsen, sprengen das Gestein und dringen in die Tiefe, wohin sie größere Feuchtigkeit lockt.

Im November und Dezember verliert der Feigenbaum seine Blätter und streckt seine fetten, weißen Äste nackt und traurig von sich. Aber wie er der letzte Baum ist, der seine Blätter abgiebt, so ist er auch wieder der erste, der den Schmuck grüner Blätter anlegt. Schon im Dezember und Januar, wenn kaum das alte Laub abgefallen, treiben die neuen Augen schon wieder, als ob es den Säften drin keine Ruhe ließe. Diese Augen bleiben aber längere Zeit ungeöffnet. Wer sich nun während der kühlen Winterwinde nach dem Sommer sehnt, sieht immer wieder nach den Augen des Feigenbaums und wird allmählich ungeduldig, bis sie endlich anfangs März hellgrün aufbrechen und mit den Knotenansätzen der Frühfeigen rasch wachsen. Dann heißt es im ganzen Lande: „Jetzt hat der Feigenbaum ausgeschlagen, jetzt wird's Sommer!“ So ruft auch das Hohelied in seinem jauchzenden Frühlingsgruß: „Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg

und dahin, die Blumen sind hervorgekommen, der Feigenbaum hat Knoten gewonnen!“ u. s. w. (Hohel. 2, 11 ff.) Es war anfangs April, als der Herr mit seinen Jüngern auf der Höhe von Bethphage stand. Rings grünten schon alle Bäume: die Mandel-, Granaten-, Johannisbrot-, Maulbeer- und Palmbäume (Joh. 12, 13), aber grün vor allen waren wie immer, und zumal in jener berühmten Feigengegend, die Feigenbäume. Da wies der Herr auf die Bäume, welche rings mit Frühlingsgewalt ihre Blätter hervortrieben, und sprach: Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume (Luk. 21, 29); wenn sein Zweig saftig („weich“) wird und Blätter gewinnt, so wißt ihr, daß der Sommer nahe ist.“ (Matth. 24, 32.) So giebt es auch in der Entwicklung der Weltgeschichte und des Reiches Gottes gewisse Zeichen, welche jedem verständigen und mit Gottes Wort vertrauten Beobachter zweifellos sagen, wie viel Uhr es geschlagen habe.

Wenn die Blätter des Feigenbaumes sich einmal aus ihrer Hülle herauswickeln, wachsen sie mit einer ganz erstaunlichen Schnelligkeit. Ihre Fortschritte sind von Tag zu Tag leicht zu bemerken. In kurzer Zeit ist der ganze Baum von einer Fülle dichter, breiter Blätter bedeckt, deren Grün die Landschaft belebt. Tief hängen die Zweige herab, so daß man oft nur gebückt unter den Schatten des Baumes treten kann und dann unter dem undurchsichtigen, gemütlichen Blätterzelt vor jedem unberufenen Auge auf's beste geschützt ist. Daher sitzen die Araber im Sommer so gerne unter dem Feigenbaum. Daher heißt es in der Schrift so oft, ein jeder werde sitzen unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und nicht etwa Olivenbaum. Daher hatte sich Nathanael in jener Stunde, als ihn der Herr im Geiste wohl beten sah, gerade einen Feigenbaum erwählt, und daher war er auch nachher so verwundert, daß ihn jemand dort gesehen haben sollte. (Joh. 1, 43 ff.) Die Fruchtbarkeit dieses Baumes ist

groß. Selbst kleine Bäumchen, welche kaum kniehoch gewachsen sind, tragen nicht nur gewöhnliche Sommerfeigen, sondern stehen schon im März sogar mit Frühfeigen da, deren Zahl uns im Verhältnis zu der geringen Größe des Bäumchens oft in Erstaunen setzt.

Eine große Rolle spielt im Leben der Palästinenser der Olivenbaum. Er liebt die Gesellschaft. Nur selten steht er einzeln auf einsamer Höhe und dient den Wanderern als Richtzeichen. Aber meist hält sich derselbe gleich den Haustieren in der nächsten Nachbarschaft der Menschen. Fast überall, wo man sich einem Dorfe naht, sieht man schon von weitem einen dunkeln Kranz von Olivenbäumen um dasselbe stehen Schon Mose sagt ja zu Israel: „Du wirst Oelbäume haben in allen deinen Grenzen." (5. Mos. 28, 40). Oft sieht man uralte Exemplare, welche wohl ein Jahrtausend an ihrem Platze treue Wacht gehalten haben mögen. Solch' ein alter, knorriger Geselle, der das Licht der Welt an einem sonnigen Frühlingstage zu den Zeiten Karls des Großen und Harun al Raschids erblickt haben mag, sieht auch in der That ehrwürdig und verwittert genug aus Daß die Stürme der Jahrhunderte nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind, sondern ihn tüchtig zerzaust haben, sieht man auf den ersten Blick. Das Mark des Lebens scheinen sie ihm aus dem Leibe genagt zu haben, so daß der ganz ausgehöhlte Stamm nur noch wie dicke ausgebrannte Rinde aussieht. Aber laß nur den Herbst kommen, und du wirst sehen, daß in der dürren Rinde noch frisches Leben quillt und noch manches Tröpflein köstlichen Olivenöls durch die Adern rinnt. So nützlich der Oelbaum ist, so anspruchslos ist er auch. Pflanze ihn mitten unter die starren Felsen, und er wird dich bei einiger Pflege mit reicher Frucht belohnen. Der Grund des Olivenwaldes um Beit-Djâla war früher eine große Felsenwildnis, wie alle Nachbarberge, jetzt fließen mitten aus den Felsen Jahr für

Jahr ganze Ströme von Oel. Daher heißt es auch 5. Mos. 32, 13: „Er giebt Oel aus den harten Steinen."

Freilich, auch wo die Olivenbäume einen Wald bilden, wie bei Beit-Djâla, ist es nicht der hochgemute Stolz der Tannen- und Eichenwälder, durch deren Hallen die nördlichen Winde brausen. Der Oelbaum ist aus einer andern Welt, als die schlanken Tannen und Buchen. Aber schön ist er doch, und wer einige Zeit in Palästina gelebt hat, gewinnt ihn lieb. Sehr unpassend hat man ihn mit der Weide verglichen. Das mag auf die italienischen Olivenbäume passen, auf die hiesigen aber nicht. Wie schön sieht der Oelbaum aus, wenn nach dem Regen seine Blätter glänzen wie eine silberne Krone, wenn der Frühlingswind seine mit reizenden Blüten bedeckten Zweige leise bewegt. Nimm einen solchen langen, schlanken, blühenden Zweig und biege ihn um zum Kranze, und du wirst dich nicht mehr wundern, warum der olympische Siegerkranz aus einem solchen Zweige bestand, den ein Knabe mit goldenem Messer von dem heiligen Oelbaum schnitt, und welcher das höchste Ziel des Ehrgeizes für die hellenische Jugend war. Wie tief und vornehm ist seine Farbe, wie edel geformt und zugleich unverwüstlich sind seine Blätter, welche schon in der Geschichte der Taube des Noah vor allen andern Blättern zum Symbol des Friedensgrußes geadelt wurden.

Aber dieser Baum ist nicht nur schön, sondern wegen seines großen Nutzens ist er seit alters einer der besten Freunde und Ernährer der Landleute Palästinas. Kananitern, Israeliten, Muhammedanern, Kreuzfahrern und Arabern hat er mit gleicher Treue und Freigebigkeit gedient und das Leben angenehm gemacht. Seine ganze Kraft verwendet er darauf, das köstliche Olivenöl der scheinbar dürren Erde zu entlocken, und auch in seinen eingesalzenen Fruchtbeeren bietet er arm und reich eine ebenso schmackhafte wie nahrhafte und gesunde Zukost. Wie bei jedem ernsten und schönen Werk für das

gemeine Beste, geht auch hier die Hauptsache ganz in der Stille und Verborgenheit, in der Tiefe der Erde vor sich. Dort entfaltet der Oelbaum eine rastlose, weitverzweigte Thätigkeit. Es ist ganz erstaunlich, welche Menge von Wurzeln er aussendet, um wie mit tausend Händen in der Tiefe zu suchen und zu sammeln, und das köstliche Mark der Erde durch viele tausend Kanäle durch den mächtigen Wurzelstock, den Stamm und die Zweige hinauf zu dirigieren in die Tausende von Olivenbeeren, welche droben im Sonnenlichte an den Zweigen hangen. Schau' einmal die merkwürdige, ebenso feine wie großartige Maschinerie eines Olivenbaumes an, wenn in einem Thale Palästinas soeben ein starker Winterregen hindurchgestürmt ist und die Erde neben dem Oelbaume vielleicht mannshoch blos gelegt hat, wie sich die großen Wurzeln strecken nach allen Richtungen, wie ein Gewebe von zahllosen kleinen Saugwurzeln den ganzen Erdboden wie mit einem Netzwerk förmlich durchflochten hat, und du wirst dich nicht mehr wundern, warum in der Schrift stets „Weinstock und Feigenbaum", niemals Weinstock und Oelbaum zusammengestellt sind. Denn zwei so fleißige, selbständige und gründliche Arbeiter, wie diese beiden, haben ebenso wenig neben einander Platz, wie zwei bedeutende selbständige Charaktere, welche ein und dasselbe Gebiet gleichzeitig beherrschen sollen. Aus diesem Grunde finden sich in den Weinbergen zwar sehr oft Feigenbäume, niemals aber, wenn man wenigstens nicht Reben und Bäumen die Kraft rauben will, Olivenbäume.

Daher war der Oelbaum in Israel stets hochgeachtet und ein Sinnbild der angenehmsten Dinge. Seiner fröhlichsten Hoffnung giebt der Psalmsänger Ausdruck, wenn er sagt: „Ich aber werde bleiben wie ein grüner Oelbaum im Hause Gottes!" (Ps. 52, 10). Auch der Friede häuslichen Glückes erinnert ihn an die Oelzweige, welche sich wie kleine Stämmchen üppig um den großen Wurzelstock des einen Stammes

drängen: „Deine Kinder sind wie Oelzweige um deinen Tisch her“ (Ps. 128, 3). Aber auch die Palästinenser wissen diesen treuen Baum wohl zu schätzen. Das Oel, welches er ihnen liefert, ist ihr Labsal in guten und bösen Tagen. Dem Gesunden macht es sein täglich Brot schmackhaft, indem er dasselbe, wie einst die Witwe zu Zarpath, in Oel eintaucht, und in langen Winternächten erhellt es seine dunkle Hütte, wie schon in der Wüste den Israeliten ihre Stiftshütte (2. Mos. 27, 20). Dem Kranken aber dient es als Arznei in allerlei Leibesnot. Schon den Gesunden soll es ja die Gesundheit stärken. Manchen begegnet man, die ein fettglänzendes Gesicht haben. Die Araber salben sich auch heute noch gern, wie in biblischer Zeit. Sie reiben sich von Kopf bis zu Fuß mit Oel ein und behaupten, davon sehr stark und kräftig zu werden. So, sagt der Herr, sollen diejenigen thun, welche fasten, damit sie nicht vor den Leuten scheinen: „Wenn du fastest, so salbe dein Angesicht.“ (Matth. 6, 17). Und wie der barmherzige Samariter jenem Unglücklichen zwischen Jerusalem und Jericho seine Wunden mit Oel und Wein linderte, so gebrauchen auch heute noch die Fellachen das Olivenöl fast bei allen inneren und äußeren Krankheiten als Heilmittel. (Luk. 10, 34). Die Jünger, welche der Herr ausgesandt hatte, Kranke zu heilen, sprachen nicht nur Machtworte, sondern wandten die landesübliche Arznei, das Olivenöl, an. (Mark. 6, 13). Auch Jakobus ermahnt, diese Arznei zu gebrauchen: „Ist jemand krank, der rufe die Ältesten von der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben mit Oel in dem Namen des Herrn.“ (Jak. 5, 15). Das will natürlich nicht sagen, daß man nun etwa auch im fernen Abendlande mit Oel kurieren soll, sondern es will so viel sagen, als: Laßt die Ältesten über euch beten, nehmet Arznei, so gut ihr sie haben könnt, und gebraucht sie im Namen des Herrn. Dem seltsamsten und zugleich gedankenlosesten Mißverständnis dieser Stelle begegnen wir aller-

dings bei der katholischen Kirche, welche aus dieser Aufforderung, die Arznei zur Wiedergenesung zu gebrauchen, willkürlich ein Sakrament gemacht hat, wobei Todkranke durch Oelsalbung, „die letzte Oelung", zum Sterben eingeweiht werden sollen. Auf diese Weise wird das Heilmittel zum „Sterbesakrament", über welches sich wohl niemand mehr wundern würde, als der unschuldige Urheber Jakobus selbst.

Im Altertum wurde das Olivenöl bei Gastmählern dem Gast auf's Haupt gegossen. Darum sagt der Herr zu seinem Gastwirte Simon: „Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbt!" (Luk. 7, 46). So sagt auch der Sänger des 23. Psalms (Ps. 23, 5) dankbar zum Herrn: „Du salbest mein Haupt mit Oel" (wie man einem besonders lieben und besonders geehrten Gaste in zuvorkommender Höflichkeit thut), nachdem du mir „einen Tisch bereitet hast im Angesicht meiner Feinde", so daß sie, anstatt mich zu verfolgen und zu ängsten, zusehen müssen, wie ich als dein hochgeehrter Gast an deiner Tafel sitze.

Alle diese Gebräuche gehen auf eine der kindlichsten und frühesten Sitten der Morgenländer zurück. Weil sie den Oelbaum so sehr liebten, der ihnen in so mancher Lebenslage Erquickung und Hülfe brachte, glaubten sie diejenigen Dinge, welche sie liebten und verehrten, nicht besser vor allen anderen auszeichnen zu können, als wenn sie dieselben mit dem Oel dieses treuen Freundes begossen und glänzend machten. So sehen wir, daß Jakob in dem glücklichen, ahnungsreichen Gefühl, daß bei dem Steine, auf dem sein Haupt bei jenem seligen Traum in Bethel geruht, nichts anderes sei, als Gottes Haus und die Pforte des Himmels, seine Oelflasche hervorzog und den Stein salbte. (1. Mos. 28, 18). Auch die Stiftshütte samt Bundeslade, Altären und allen köstlichen Geräten wurde in Übereinstimmung mit dieser anmutig naiven Volkssitte mit Oel gesalbt, damit sie also „geweihet

das Allerheiligste seien." (2. Mos. 30, 25, 29). Ja, auch auf Menschen, welche vor anderen ausgezeichnet werden sollten, übertrug sich dieser Gebrauch. Aaron und seine Söhne, die Priester, wurden mit Oel gesalbt. (2. Mos. 30, 30). Samuel der Seher, nachdem er bei der ersten Königssalbung sein Oelglas genommen und auf Sauls Haupt ausgegossen, küßt den jungen Fürsten tiefbewegt und spricht: „Siehest du, daß dich der Herr zum Fürsten über sein Erbteil gesalbt hat?" (1. Sam. 10, 1). Später wurden nicht mehr blos die Priester und Fürsten gesalbt, sondern auch der Privatmann salbte nach derselben Sitte den Gast, den er ehren und auszeichnen wollte. Und entsprechend der Bedeutung jener Salbungen im alten Bunde wurde schließlich diese Salbung nicht nur zum sinnbildlichen Ausdruck für die Auszeichnung der Kinder Gottes durch die Gabe des heiligen Geistes, sondern unser Herr selbst hat von dieser Sitte jenen ewig gesegneten Namen erhalten, den wir täglich in unseren Gebeten mit anbetender Ehrfurcht nennen: Christus, der Gesalbte.

Von Olivenbäumen hat auch der Oelberg seinen Namen erhalten, jedem Christen ein Ort heiliger Erinnerungen. Wie einst David, Christi Vorfahr, weinend den Oelberg hinabging, weil die Seinen ihn verstießen (2. Sam. 15, 30), so ritt auch Jesus selbst nachmals an einem leuchtenden Frühlingsmorgen weinend den Oelberg herab, weil ihn die Seinen nicht aufnahmen. Und drüben am Oelberg lag Gethsemane, die Oelkelter. (Matth. 26, 36). Als den Herrn alle Getreuen verließen und schliefen, da rauschten, vom blassen Mondlicht der Osternacht beschienen, vom Nachtwinde bewegt, die silbernen Zweige und Kronen der treuen Oelbäume leise über dem einsam ringenden Beter, als ob wenigstens sie mit ihm wachen und beten wollten.

Auch der Weinstock wird in der heiligen Schrift oft genannt. Von Geburt ist er ein echtes Kind des Morgen-

landes und nimmt sein sonnenhaftes Licht und seine feurige Glut als Heimatschein in alle Zonen der Welt mit. Ohne Zweifel haben wir sein Heimatland dort zu suchen, wo schon die heilige Schrift in Noahs Geschichte den Weinbau zum erstenmal erwähnt. (1. Mos. 9, 20). Denn nur in den Ländern zwischen Ararat, Taurus und Kaukasus wächst noch heute die Weinrebe wild in üppigster Fülle und Pracht. An den Bäumen des Waldes windet sie sich empor und schwingt sich mit ihren Ranken von Wipfel zu Wipfel, ein hellgrünes, sonniges Blätterdach bildend. Wie man im Abendlande lange nicht alle Waldbeeren pflückt, so erntet man dort von den zahllosen Weintrauben nur so viel, als man eben Lust hat.

So üppig ist die Weinrebe Palästinas nicht, wenn ich auch im Barada-Thale, nördlich von Damaskus, manche Rebe gesehen habe, welche wild wachsend an den höchsten Pappeln kühn emporkletterte, mit ihrem unteren Stamme manchem benachbarten jüngeren Pappelbaum gleichkommend. Heutzutage ist der Weinbau in Palästina nur noch der Schatten von dem, was er einst in Israels Blütezeiten war. Wie in manchem Lande des Orientes hat ihm auch hier der Muhammedanismus fast den Todesstoß versetzt. Die feurige berauschende Glut, welche in der leuchtenden Flüssigkeit des Weines heimlich ruht und besonders in einem südlichen Klima allzuleicht den Kopf beschwert, den Mann bethört und der klaren Besonnenheit beraubt, erschien schon im Altertum manchen als etwas Unheimliches, Dämonisches. Aus diesem Grunde sollten die Gottgeweihten, wie die Nasiräer, Simson, Aaron und seine Söhne vor dem Dienste im Heiligtum, Johannes der Täufer u. s. w. keinen Wein trinken. (3. Mos. 10, 9; 4 Mos. 6, 3; Luk. 1, 15). Auch die alten Egypter hielten den Wein aus demselben Grunde für eine Erfindung des bösen Geistes Typhon und sollten daher nur den frisch ausgepreßten süßen Saft der Traube trinken. Aus der Geschichte Josephs

wird sich der geneigte Leser jenes Mundschenken erinnern, welcher bei der königlichen Tafel den Becher Pharaos in der einen Hand hat und mit der anderen Hand die köstlichen Traubenbeeren in den Becher zerdrückt und so dem Könige den frisch den Beeren entströmenden jungen Wein kredenzt. (1. Mos. 40, 11). So verbot auch Muhammed seinen Gläubigen den Genuß gegohrenen Weines und vernichtete dadurch die Blüte so manches gesegneten Weinlandes. Die Israeliten waren frei von solchem Vorurteil. Bei ihnen war der edle Wein hochgeschätzt, und Psalmsänger und Propheten wissen viel Rühmliches und Herrliches von ihm zu sagen. „Der Wein, sagt Jesus Sirach, ist geschaffen, daß er Menschen fröhlich soll machen. Und was ist das Leben, da kein Wein ist!“ (Sir. 31, 33. 34). „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ rühmt an mancher Stelle das Alte Testament. (Ps. 104, 15; Pred. 10, 19; Sir. 40, 20). Und Jotham läßt in seiner berühmten Fabel den Weinstock sagen: „Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht, und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe?“ (Richt. 9, 13). Zwar warnt das Alte Testament oft genug vor dem Übermaß: „Siehe den Wein nicht an, daß er so rot ist!“ (Spr. 23, 31) und ruft sein Wehe über die Helden im Weinsaufen. (Jes. 5, 22). Aber im Gegensatz zu denen, welche auch in unserer Zeit gleich Muhammed selbst den mäßigen Genuß zur Sünde machen wollen, giebt es den freundlichen Rat: „Trink deinen Wein mit gutem Mut!“ (Pred. 9, 7) oder: „Gebet den Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Elends vergessen.“ (Spr. 31, 6. 7).

Alles dies zeigt uns, daß Palästina mit seinen sonnigen Hügeln und heißen Thälern seit alters ein gesegnetes Weinland gewesen ist. Und der edle, feurige Wein, welchen die wiederbeginnende Weinkultur Palästinas in den verschiedensten Sorten

hervorbringt, zeigt, daß das Land seine Fähigkeit in dieser Beziehung auch heute noch nicht verloren hat. Wie schon die Kundschafter Israels vor 3 Jahrtausenden jene köstliche Weintraube als einen Hauptzeugen der Fruchtbarkeit des Landes, „da Milch und Honig fließt", ihren in der Wüste harrenden Volksgenossen aus der Gegend von Hebron mitbrachten, so kann man auch heute noch in jener Gegend mit ihren rebenumkränzten Bergen gar manche Traube finden, welche gegen 12 Pfund wiegt. (4. Mos. 13, 24). Aber wie schön muß das Land Juda erst in seinen guten Zeiten ausgesehen haben! Auf dem Gebirge, z. B. in der Gegend von Bethlehem, kann man große, weit ausgedehnte Berge finden, die dem flüchtigen Wanderer nur als starre Felswildnis erscheinen, aber bei näherem Zusehen von der Sohle bis zum Scheitel überall mit Trümmern ehemaliger sorgfältiger Terrassen und in den Fels gehauener Keltern bedeckt sind. Und auch die Namen, welche hierzulande die einzelnen Grundstücke der Markungen führen, deuten auf den früheren Weinreichtum. So heißen die meisten der als gänzliche Wildnis angekauften Ländereien des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem im Volksmunde Kerm d. i. Weinberg, z. B. Kerm es safûti ꝛc., wie denn auch die ganze Bergformation des Landes für den Weinbau wie geschaffen ist. Bildete doch der Weinstock neben dem Oelbaum den Hauptreichtum des Landes Juda. Auch heute noch, wenn unseren Bergen das Glück einer fleißigen und verständigen Landwirtschaft zu teil werden könnte, würde das Land niemals hervorragende Erträge an Getreide liefern. Aber der Weinbau könnte im Vergleich zu jetzt leicht auf eine hundertfältige Blüte gebracht werden. Auch die bekannte, von Moses an durch alle Propheten hindurch gehende Bezeichnung Palästinas als des Landes, „da Milch und Honig fließet" (2. Mos. 3, 8), deutet entschieden auf dessen Reichtum an Weinreben. Denn an Bienenhonig können

wir bei diesem Ausdruck kaum denken. Ist auch der hiesige Bienenhonig wegen seines feinen Aromas besonders gerühmt, so hat das Land denselben doch niemals in solcher Menge hervorgebracht, daß dies Produkt für das ganze Volk von so hoher Wichtigkeit und Bedeutung hätte werden können, um neben der Milch als größter Vorzug des Landes genannt zu werden. Immer hätten nur wenige Familien von diesem Erwerbszweige leben können. Ja, ein reicher Ertrag an Bienenhonig wird Jes. 7, 15. 16 geradezu als ein Zeichen der Verwüstung und Verödung des Landes bezeichnet, weil alsdann auf den früheren Saatfeldern und Weinbergen, „woselbst tausend Weinstöcke waren um tausend Silberschekel", nur noch das wilde Gestrüpp des Dornbusches und des Thymians mit seinen honigreichen Blüten wachsen wird, von welchem letzteren auch heute noch die Haupthonigernte Palästinas eingesammelt wird. (Jes. 7, 23. 24). Das einwandernde Israel übernahm Palästina von den Kanaanitern nicht als unbebaute Steppe, welche der Erzeugung von Honig besonders günstig gewesen wäre, sondern im Zustande blühender Kultur. Denn, sagt Moses zu Israel, der Herr bringt dich in ein Land, darin nicht nur große und feine Städte, fertige, mit allerlei Gut gefüllte Häuser und gemeißelte Zisternen sind, sondern auch „Weinberge und Oelberge, die du nicht gepflanzet hast" (5. Mos. 6, 11). Die Beziehung auf Bienenhonig erscheint somit ganz und gar unpassend. Denn wenn es darauf ankam, das Land mit zwei Worten „Milch und Honig" zu kennzeichnen, so mußten notwendig die beiden Hauptprodukte des Landes genannt werden. Wie ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn wir unter diesem Honig den Traubenhonig verstehen, womit im weiteren Sinne überhaupt der süße, honigartige Saft der edlen Weinrebe gemeint ist! Denn während die Biene nur selten erwähnt wird, ist das ganze Alte Testament voll von Reden und Gleichnissen über den

Weinstock. In allen Weinbergen wird auch heute noch in rechten Traubengegenden kurz vor der eigentlichen Kelterzeit eine Menge von frischausgekeltertem Wein in großen Kesseln zu einer dicken Masse eingekocht und dadurch der süße köstliche Traubenhonig gewonnen, der auch in biblischer Zeit eine so große Rolle gespielt zu haben scheint. Daß die Auffassung sprachlich nicht nur zulässig ist, sondern sogar sehr nahe liegt, ist jedem des Hebräischen Kundigen bekannt. Denn das betreffende Wort debasch heißt buchstäblich „Eingedicktes," für jenen eingekochten Traubensaft eine ganz zutreffende Bezeichnung. Daß das Wort im Alten Testament diese Bedeutung auch hatte, ist überhaupt nichts Neues. In der Egypten am nächsten gelegenen Gegend von Hebron wird heute noch am meisten Traubenhonig „eingedickt" und nach Egypten verkauft. Einst aber, in den Tagen Mosis, reichten die Weinberge noch mehrere Tagereisen weiter nach Süden, fast bis nach Kades Barnea (Gadis), in jene Gegenden, wo heute nur noch der Beduine, dieser Erzfeind aller Kultur, haust, und wo nur noch die zahlreichen Terrassentrümmer an den verödeten Bergen von einem blühenden Weinbau längst verflossener Zeiten Zeugnis geben. Es wird aber dadurch um so wahrscheinlicher, daß man schon in den ältesten Zeiten diesen Traubenhonig nach Egypten verkaufte, welches seinerseits von seinem Kornreichtum an Kanaan abgab. Wenn daher die Söhne Jakobs (1. Mos. 43, 11) dem mächtigen Joseph in Egypten den „Preis des Landes" aus Hebron mitbringen, nämlich außer Balsam, Gummi, Pistazien und Mandeln, hauptsächlich auch debasch, so werden wir sehr wahrscheinlich nicht an Naturhonig, sondern an jenen Kunsthonig zu denken haben, welcher auch heute noch einen Hauptartikel der Ausfuhr aus Hebron nach Egypten bildet.

Und da die Egypter damals gegohrenen Wein nicht tranken, somit auch solcher nicht importiert werden konnte,

so führen die Kamelskarawanen aus dem weinreichen Lande die Produkte des Weinstocks nur als debasch ein, d. h. als eingekochten Traubenhonig. Dann aber war wirklich für die Egypter und die in Egypten wohnenden Israeliten dieses „Eingedickte", dieser Traubenhonig, neben der Milch der kanaanitischen Weidetriften das bezeichnendste Hauptprodukt des benachbarten nördlichen Berglandes. — Und, merkwürdig genug, fragen wir nach dem Namen, womit die Araber heute diesen Traubenhonig bezeichnen, so finden wir genau dasselbe hebräische Wort, welches schon Moses vor mehr als 3000 Jahren in jener Bezeichnung des Landes anwandte, debasch oder in arabischer Umlautung dibs. Was bedeutet sonach die Bezeichnung „da Milch und Honig fließt"? Die Israeliten sollten in ein Land kommen, wo sie außer dem täglichen Brot noch die beiden für einen Orientalen köstlichen Zuthaten haben sollten, nämlich 1) Milch d. h. vorzügliche, ausgedehnte Weidetriften, wie sie im Süden von Hebron, auch südlich von Bethlehem bei Thekoa und in der Wüste Juda und jenseits des Jordans sich befanden; 2) Traubenhonig d. h. ein herrliches Weinland, von dessen sonnenwarmen Hügeln der Wein geradezu in Strömen floß. Als daher die beiden Kundschafter im August oder September (4. Mos. 13, 21) zu dem in Kades harrenden Volke zurückkamen, sagten sie: „Wir sind wirklich in das Land gekommen, da Milch und Honig fließet", und dabei hoben sie nicht etwa Bienenwaben, sondern die große Weintraube vom Bache Eskol vor allem Volk in die Höhe — „dies ist seine Frucht!" Die Schrift bestätigt aber unsere Auffassung auch sonst, wenn sie gelegentlich statt des sprichwörtlichen und poetischen Ausdruckes „da Milch und Honig fließt" eine Umschreibung wählt, wie z. B. im Segen Jakobs 1. Mos. 49, 11. 12: „Juda wird sein Kleid in Wein waschen und seinen Mantel in Traubenblut; trübe sind seine Augen von Wein und weiß seine

Zähne von Milch!“ (Bienenhonig ist in diesem alle Teile des Landes ebenso kurz wie treffend charakterisierenden Segen gar nicht erwähnt). Auch bei Joel (3, 23), wo das glückliche Palästina der Zukunft wiederum als ein Land bezeichnet wird, da Milch und Weinhonig fließen soll, heißt es: „Zu derselbigen Zeit werden die Berge mit süßem Wein triefen und die Hügel mit Milch fließen.“ (Vergl. Amos 9, 13). Und weil der Weinstock gleich dem Oelbaum selbst auf dem felsigsten Gebiete, wenn er nur unterirdische Nahrung findet, oft am besten gedeiht, heißt es 5. Mos. 32, 13: „Gott ernährete Israel mit den Früchten des Feldes und ließ ihn (Trauben-)Honig saugen aus den Felsen und Oel aus den harten Steinen.“

Wie die Israeliten ihre Weingärten einrichteten und pflegten, das kann man heute noch von Palästinas Bergen ebenso deutlich ablesen, wie vom Buche Jesaja 5, 1 ff. (Vergl. Mark. 12, 1 ff.). Dort wird von einem Weingärtner erzählt, der hat seinen Weinberg umgegraben, von Steinen gereinigt und edle Reben drein gesenkt. Er bauete auch einen Turm und grub eine Kelter drein und wartete, daß er Trauben brächte. So besteht auch heute die erste und notwendigste Arbeit bei Anlegung eines Weinberges darin, daß man ihn umgräbt, Steine und Felsen aus demselben entfernt und aus diesen rings herum und an den Terassenabsätzen starke, schützende Mauern erbaut. Wer daher mit einem Esel auf einem Wege inmitten von Weinbergen reitet, dem kann es leicht gehen wie dem Propheten Bileam „auf dem Pfade bei den Weinbergen, da auf beiden Seiten Mauern waren“, als sich die Eselin an die Mauer drängte und Bileam den Fuß an die Mauer klemmte (4. Mos. 22, 25). Man kann auch heute noch stets auf einen faulen und thörichten Weinbauer schließen, wenn man sieht, daß an seinem Weinberg die Mauer eingefallen ist, ohne daß er sie sofort wieder

aufbaut (Spr. 24, 31). Denn ein einziger starker Winterregen kann alsdann die Arbeit vieler Jahre in wenigen Stunden zu nichte machen. Erst vor wenigen Tagen ritt ich durch ein tiefes Thal, welchem der letzte ungestüme Winterregen arg mitgespielt hatte. Große Felsblöcke hatten sich von den Felswänden abgelöst und waren mit Donnergepolter zu Thal gestürzt, unterwegs manchen Weinberg zerstörend. Zornig durchtoste ein wilder Strom das sonst so trockene Thal. Die Terrassenmauern mancher dicht vom Bachbett an aufsteigender Weinberge waren nicht mehr fest gewesen, wahrscheinlich beim ersten Loslösen und Lockerwerden vor einigen Wochen nicht sogleich wieder aufgebaut worden. Da waren denn ganze Hälften von Weinbergen, oft sogar über eine Manneshöhe tief, weggerissen. Wie klagend hingen da die Wurzeln der Weinstöcke in langen dunkeln Strähnen in die Felsblöcke und Kiesel des trockenen Bachbettes hinein. Aber auch in solchem Zustande waren sie noch ein beredtes Zeugnis der geheimnisvollen unterirdischen Thätigkeit des Weinstockes, welcher weithin durch den dunklen Schoß des Erdreiches seine Wurzeln aussendet, um mit rastlosem Fleiße köstlichen Saft aus der Erde aufzusaugen und diesen droben in seinen wunderbaren chemischen Laboratorien, den lichten Weinbeeren, in Verbindung mit den himmlischen Sonnenstrahlen zu edlem süßem Wein zu kochen. Denn selbst von nur mittelgroßen Weinstöcken hingen die starken Wurzeln wohl 8 bis 10 m lang in das Bachbett hinein, auf den heißbestrahlten Felsen und Kieseln rasch verdorrend. Solch ein Beispiel zeigt deutlich, wie notwendig die Ummauerung der Weinberge ist. Jene zerrissenen Weinberge machten es besonders klar, warum der Sänger des 80. Psalms das darniederliegende Israel gerade hiermit vergleicht, wenn er sagt: „Du hast einen Weinstock aus Egypten geholet und denselben gepflanzt. Und er schlug Wurzeln und füllete das Land. Berge sind mit seinem

Schatten bedeckt und mit seinen Reben die Cedern Gottes. Du hast sein Gewächs ausgebreitet bis an's Meer und seine Zweige bis an's Wasser. Warum hast du denn seine Mauern zerbrochen, daß ihn zerreißet alles, was vorübergeht?" (Ps. 80, 9—13). In diesem Psalm ist freilich, seinem Inhalte entsprechend, mehr der Schutz gegen wilde Tiere hervorgehoben, welchen die Mauern gewährten. Natürlich haben die Weinbergmauern auch heute noch diese Bedeutung, wenn auch die leidenschaftlichsten Weindiebe, die Schakale, sich nicht immer durch hohe Mauern von ihren nächtlichen Entdeckungsreisen abhalten lassen. Darum stellen die Weingärtner in der Traubenzeit häufig verborgene Fuchsfallen auf. Und wehe dem Schakal, dem auf diese Weise „sein Tisch vor ihm zum Stricke" (Ps. 69, 23) wird, so daß er seinem Jäger in die Hände fällt! Das scheinen die Füchse auch wohl zu wissen. Denn oft genug kommt es vor, daß der Schakal sich lieber das in der Falle eingeklemmte Bein selbst abbeißt und mit den drei übrigen wehmütig, aber ohne Klagelaut davonhumpelt, als daß er es auf das Erbarmen und Mitleid des Menschen ankommen ließe, über welches er sich absolut keinen Illusionen hingiebt. Nichtsdestoweniger kommen die Füchse immer wieder in ganzen Rudeln in die Weinberge, um frohen Herbst zu feiern. Und fast scheint es, als ob der süße Wein sogar diese rotpelzigen, nächtlichen Zecher berauschte. Denn selbst sie verläßt im Glück ihre weltberühmte Schlauheit, so daß sie, anstatt dem Weinherrn ein Schnippchen zu schlagen und sich stillvergnügt hinter die Weinstöcke zu setzen und zu schmausen, bei der ersten glücklichen Entdeckung im Chorus ein Freudengeschrei aus vollem Halse anstimmen, welches fast wie Kindergeschrei klingt, worauf der Weinhüter schaden- und rachefroh mit der längst bereit gehaltenen Flinte herbeischleicht und eine Ladung Schrot unter die lustigen Brüder hineinpfeffert, welche meist von blutigen Folgen begleitet ist. (Reh.

4, 3; Klagelied. 5, 18; Hohel. 2, 15). Noch viel weniger freilich lassen sich die ärgsten aller Traubendiebe, die Spatzen, verscheuchen. Über alle wohlgemeinte Künste des Menschen, als da sind: Fallstricke (Ps. 124, 7; Spr. 7, 23; Spr. 1, 17), Leimruten, Strohmänner, Windmühlen u. s. w., lachen sie sich heimlich ins Fäustchen und lassen sich dabei die süßen Trauben trefflich schmecken.

Außer den Mauern ist Jesaja 5 bei der Anlage eines Weinberges noch der Turm erwähnt. Auch heute noch sieht man diese Türme in großer Zahl in den Weinbergen. Sie sind aus Feldsteinen erbaut, kreisrund und meist ohne Mörtel zusammengefügt. Sie dienen der Weinlandschaft zur anmutigsten Zierde. Hier schlägt die Familie ihre Sommerwohnung auf und bewacht den Weinberg. Viele behelfen sich aber auch ohne Turm, da sich in der Traubenzeit vom August bis November im Weinberge stets ein gemütliches Blätterdach findet. Bildet doch ein einziger großer Weinstock mit einigen einfachen Stützen mit Leichtigkeit ein Sommerhaus für die ganze Familie! Aus der kleinen Rebe mag bei gutem Boden und sorgfältiger Behandlung ein baumdicker Stamm werden, durch welchen in einem Jahre der Saft von mehr als 1000 Trauben hindurchfließt, während seine Zweige einem weiten Hofe Schatten spenden. Wahrscheinlich hat der Herr selbst, bevor er sein öffentliches Amt antrat, den Weinstock oft bearbeitet, beschnitten, gepflegt. Das wunderbare Quellen und Treiben der Säfte, die durch seinen Stamm strömen, dieser überraschende Reichtum einer anfangs so unscheinbaren Pflanze, die sich in hunderte von entfernten Reben teilt, denen der Stamm bis in die entfernteste Ecke des Hofes Kraft und Saft und Süßigkeit sendet, während es andererseits für das Gedeihen der Reben die Hauptsache ist, daß gerade die in den Augen eines Unerfahrenen schönsten Triebe Jahr für Jahr mit scharfer Hippe weggeschnitten werden — dies alles

veranlaßte auch den Herrn, dies Gewächs, und sonst keines, im Worte und im Sakramente zum Sinnbilde seiner Person zu machen: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben! Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringet, wird mein Vater, der Weingärtner, wegnehmen. Und einen jeglichen, der da Frucht bringt, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe.“ (Joh. 15, 1. 2) — Auch an sein Haus in Dorf und Stadt liebte der Israelit einen Weinstock zu pflanzen, und ihn um das ganze Haus derart herumzuziehen, daß er mit seinem Schatten und seiner Süßigkeit das ganze Haus umfing. Bis oben auf das platte Dach rankten sich seine grünen Zweige, so daß das ganze Haus, von allen Seiten mit köstlichen Trauben behangen, durch Reben und Ranken wie mit vielen Segens- und Liebesarmen innig umschlungen war. Einen solchen Weinstock, der vielleicht sein eigenes Heim umrankte, hat jener Psalmsänger im Sinn, wenn er den Segen und die herzerquickende Liebe der Hausfrau in jenes sinnige Gleichnis kleidet: „Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum!“ (Wörtlich: „an den beiden Seiten deines Hauses“ Ps. 128, 3).

Nach dem Turme im Weinberge erwähnt Jesaja die Kelter, welche der Weingärtner grub. Diese Keltern, welche meistens in die Felsen gemeißelt wurden, sind zwar in unseren Tagen, wo die eigentliche Weinbereitung schon so lange darniederliegt, nicht mehr gebräuchlich. Wer aber heute über die Berge Judas reitet, und zwar gerade über weglose, felsige Berge, der wird staunen, wie fleißig die Landesbewohner eines längst entschwundenen Jahrtausends in dieser Beziehung gewesen sind. Viele hunderte dieser Felsenkeltern finden wir auf den Höhen, gleich einer urkundlichen Schrift, in die harten Kalkfelsen des Landes gegraben, um späten Jahrhunderten zu bezeugen, welch' gesegneter Weingau einst hier gewesen ist und wiederum erstehen soll, und wie trefflich das Land schon

im Segen Jakobs gekennzeichnet ist: „Juda wird sein Füllen an den Weinstock binden und seiner Eselin Sohn an den edlen Reben“ u. s. w. (1. Mos. 49, 11). Diese Felsenkeltern bedurften nicht wie die heutigen Pressen fast jährlicher teurer Reparaturen. Sie schienen für die Ewigkeit gebaut. Und in der That, während das Volk Israel mit all seinen Tempeln, Häusern, Trümmern durch die Stürme der Weltgeschichte vom Lande wie weggefegt ist, seine Felsenkeltern sind heute noch da, sehr oft sogar so unversehrt, daß sie heute noch ebenso wieder in Gebrauch genommen werden könnten, wie sie einst an einem schönen Herbstabende vor zweitausend Jahren der letzte frohe israelitische Winzer zum letzten Male in der fröhlichen Weinlese auf dem Gebirge Juda unter dem Jubel der Keltertreter benutzt hat. Denn das Weinkeltern war damals wohl das froheste Fest im ganzen Lande und stand mit dem Laubhüttenfeste in engster Beziehung. Die Keltertreter standen in der Felskelter, einer viereckigen etwa $^1/_3$ m tiefen Aushöhlung des Felsen, welche $1^1/_2$ bis 3, ja sogar 4 m im Geviert maß. Mittelst eines Felsenkanals floß der ausgetretene Saft der Trauben in das Felsenfaß, eine gleichfalls ausgemeißelte Weinzisterne. Zuerst wurden die Trauben mit bloßen Füßen getreten und zum Schluß noch die zertretene Masse mit Brettern belegt und so vollends gänzlich ausgepreßt. Eine ausgelassene Freude bemächtigte sich des Volkes an der Weinkelter, und wohl jedermann wird sich das Vergnügen gemacht haben, eine Zeit lang Keltertreter zu sein. Das Traubentreten gestaltete sich zu einem förmlichen Reigentanz, und in demselben Rhythmus, den die Füße auf die Trauben traten, während das Traubenblut hoch aufspritzte auf ihre Kleider, sangen sie springend den fröhlichen Chorgesang, dessen Takt außer mit den Füßen wohl auch mit Cymbel, Tamburin und Triangel geschlagen wurde. Glückliche, ungetrübte Zeiten eines nun so unglücklichen Volkes,

wenn die Freudengesänge hallten von Hügel zu Hügel, von Gebirge zu Gebirge, denn auch von Moab drüben ertönten jenseits des Toten Meeres dieselben jauchzenden Lieder der Weintreter. (Jer. 48, 33; Jes. 16, 10). Und neben den Keltern ergötzte sich die übrige Gesellschaft an Reigentanz und Gesang, Harfen-, Zither- und Paukenklang. (Richt. 9, 27). Kein größerer Gegensatz war daher dem Volke denkbar, als wenn das Unglück mitten in diese Freude einschlug. (Jer. 48, 32). Aber gerade um dieses Gegensatzes willen haben die Propheten die Schilderung des Gerichtes in diese allem Volk so geläufigen und vertrauten Bilder gekleidet. Waren die Trauben einmal in der Felsenkelter, so konnte auch nicht eine einzige Beere dem Fuße des Treters entschlüpfen. Denn das Gitter vor dem Ausflußkanal ließ nur das ausgepreßte Traubenblut hindurchrinnen. Dies Bild hat der Prophet vor Augen, wenn er den Herrn schildert, wie er aus dem Gerichtskriege wider die Heiden kommt: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit hochrotem Kleide von Boßra? So majestätisch sein Aufzug, das Haupt zurückgeworfen in der Fülle seiner Kraft! Warum ist denn dein Gewand so rotfarb und dein Kleid wie eines Keltertreters? Antwort: Ich trat die Kelter allein in meinem Zorn! Ich stampfte sie in meinem Grimm und es spritzte ihr Saft auf meine Kleider. Ich zertrat die Völker in meinem Zorn und ließ zur Erde rinnen ihren Lebenssaft.“ (Jes. 63, 1 ff.; Off. 19, 15; Joel 3, 18).

Auch auf dem Gebiete des eigentlichen Feldbaues begegnen wir zahlreichen biblischen Spuren. Der Herr Jesus hat in seinen Reden Himmel und Erde durchsucht, um Gleichnisse für sein ewiges Gottesreich zu finden. Da er nach unserer Annahme in Nazareth wahrscheinlich selbst Landbau betrieben hat, bot sich ihm Feld und Feldbau zu diesem Zweck besonders leicht dar. In jedem Zuge seiner Reden, welche hierher gehören, erkennen wir das heutige Land wieder, nur

nicht in dem, was er über die Fruchtbarkeit sagt. Auch heute noch findet der Ackersmann bei seiner Aussaat, wie auch aus dem schon oben Mitgeteilten hervorgeht, viererlei Ackerfeld, Weg, steiniges, dorniges und gutes Feld. (Matth. 13, 3—8).

Sobald der Herbst eingetreten, sieht man über alle Felder, welche überhaupt gebaut werden, den Pflug gehen. Einen Räderpflug mit breiter Pflugschar wie in Deutschland kann man in diesem steinigen Boden nicht brauchen, denn oft genug befinden sich Felsen oder mächtige Steine im Feld, über die man den Pflug rasch hinwegheben muß. Derselbe besteht daher nur aus einer ziemlich schmalen, aber starken Pflugschar, daran eine Stange nach oben dem Pflüger als Handgriff dient, eine nach vorwärts die Deichsel bildet. Wegen der vielen Felsen und Steine im Ackerfeld oder wegen der Weinstöcke und Bäumchen, über welche hinweg geackert wird, muß der Pflüger stets genau auf Pflug und Furche schauen, wenn er nicht mehr schaden, als nützen soll. Vielleicht hat der Herr in Nazareth einst selbst geackert oder doch Pflüger angestellt. Einer, der niemals mit Pflügen zu thun gehabt hat, würde wohl kaum das Gleichnis gewählt haben: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ (Luk. 9, 62).

Zur Zeit Christi scheinen böse Leute ihre Feinde dadurch geärgert zu haben, daß sie ihnen nach der Aussaat Unkraut auf ihr Weizenfeld streuten. Dies Unkraut, eine Lolchart, lolium tumulentum, wächst heute noch in Menge unter dem Weizen, bildet dem Weizen ähnliche Körner und wird als Hühnerfutter verkauft. Heute geben die Leute ihrem Haß auf noch boshaftere Weise Ausdruck. Wenn sich jemand oft 10 bis 20 Jahre lang geplagt hat, um einen schönen Baumgarten zu bekommen, und hat seine Bäumchen groß gezogen und hat seine Lust daran, so kommt oft über Nacht, wenn

er schläft, sein Feind und haut ihm alle um. Und wenn der Besitzer am Morgen hinauskommt und sieht, wie ihn nur noch die abgehauenen, blutenden Stümpfe traurig anstarren und möchte weinen vor Schmerz und Zorn, dann ist auch sein erster Gedanke: „Das hat der Feind gethan!“ (Matth. 13, 28).

Das Gesetz Mosis, das in seinen Bestimmungen so viel Freundlichkeit auch gegen die Tiere zeigt, verbot den Israeliten, verschiedenartige Tiere an den Pflug zu spannen, weil natürlich der schwächere Teil gewöhnlich darunter leiden mußte. So human sind die heutigen Palästinenser nicht. Man sieht häufig ein Pferd und einen Esel, ja sogar ein Kamel mit einem Esel oder einer Kuh an einen Pflug gespannt, und es sieht halb kläglich halb possierlich aus, wenn so ein ungleiches Brüderpaar voraus und der Fellache im Hemd und mit seinem Ochsenstachel hinterherläuft. Ja, der Verfasser hat sogar einmal gesehen, daß einer seinen Esel und sein Weib an den Pflug gespannt hatte, was freilich traurig genug aussah und für die Stellung der Frau im Orient sehr bezeichnend ist.

Getrieben werden die Tiere beim Pflügen mit einer 2 bis 3 Meter langen Stange, an deren Ende sich ein eiserner Stachel befindet. Dumme Tiere, die sich noch nicht recht in's Joch fügen wollen, schlagen zuweilen hinten aus, und es geschieht dann oft, daß sie mit ihrem Fuße gerade in den spitzen Stachel hineinschlagen und sich schmerzlich verwunden. Da sie ins Joch eingespannt sind, merken sie bald, daß dies Ausschlagen nur ein ohnmächtiger Versuch ist, sich gegen den Pflüger zu wehren. Darauf spielte der Herr Jesus an, als er dem Paulus auf der Straße nach Damaskus erschien und zu ihm sagte: „Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken.“ Damit scheint ihm der Herr sagen zu wollen: „Du gehst eigentlich schon in meinem Joch, all'

dein Wüten ist ein ohnmächtiges Bemühen, dich mir zu entziehen, bis du deinen Willen gebrochen und dich in meine Wege gefügt hast." (Apostelgesch. 9, 5.)

Das Pflügen findet gewöhnlich sofort nach dem ersten Frühregen statt. Und mit dem Sprießen der Blumen und Gräser treibt auch die junge Saat kräftig hervor und bedeckt das Land mit saftigem Grün. Mit Wonne schweift dann das Auge über die schönen Fluren, welche dasselbe so lange kahl und dürr gesehen. Doch diese Pracht verschwindet schnell wie eine Morgenwolke, der heiße Sommer brennt sie hinweg, und bald ist's nur noch wie ein Traum, daß das Land so herrlich war. Nun kommt die Feldfrucht schnell zur Reife. Schon im April und Mai wird geerntet. In seinem Gleichnis sagt der Herr: „Auf dem guten Lande trug etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig." (Matth. 13, 8.) Heute ist der Ertrag nicht mehr so reich. An besonders gut gedüngten, fetten Stellen kommen wohl auch jetzt noch Beispiele einer enormen Fruchtbarkeit vor. Im Garten des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem hat einmal ein Gerstenkorn eine große Zahl von Ähren emporgetrieben, welche aus dem einen Korn 200 bis 300 zur Reife brachten. Im allgemeinen aber muß man sich mit einem 4- bis 13fachen Ertrag zufrieden geben. Andere Gewächse bringen ja viel mehr Frucht. Darin zeichnet sich besonders das Senfkorn aus, welches das kleinste unter den Samen ist und doch einen Strauch in Manneshöhe erzeugt, welcher vieltausendfältige Früchte trägt, und unter dem die Vögel des Himmels Schatten suchen. Daher nimmt der Herr auch dies Körnlein zum Gleichnis für die Ausbreitung seines Reiches über die Welt; denn wie ein kleines Samenkorn wurde es in den Boden Palästinas gelegt und schien sterben zu wollen, als der Herr am Kreuze hing, jetzt aber ist's ein mächtiger Baum geworden, der seine Schatten über den ganzen Erdkreis hin ausbreitet (Matth. 13, 31. 32).

Die Ernte ist eine fröhliche Arbeit, wenn sie nicht durch Ausbleiben des Früh- oder Spatregens fast vernichtet ist. Da zieht alles hinaus aufs Feld, um die Gaben der Erde einzuheimsen. Da die Früchte zur bestimmten Zeit hereingeholt werden müssen und die Kräfte in der eigenen Familie nicht ausreichen, so muß man dazu oft Tagelöhner zu Hilfe nehmen. Am Markte oder am Thor stehen dann müßige Arbeiter genug, welche warten, bis jemand sie um den festgesetzten Lohn dinget. Es wäre ein trauriger Anblick, wenn eine Menge solcher Arbeiter lässig dastünde, während draußen die Ernte aus Mangel an Arbeitskräften zu Grunde gehen müßte. Solche Trauer hat unser Herr empfunden im Hinblick auf die große Ernte, die in die Scheunen des himmlischen Vaters eingebracht werden soll. Dort heißt es: „Da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." (Matth. 9, 36.) Und auch jene Lohnarbeiter, welche müßig auf dem Markte stehen, dienen dem Herrn zum Gleichnis für die, welche er vom Markte des Lebens hinwegruft zur Arbeit an seiner großen Ernte. (Matth. 20, 1.)

Hinter der Reihe der Schnitter sieht man gewöhnlich arme Leute in einiger Entfernung den Schnittern nachgehen. Es sind meist Frauen und Kinder, welche Ähren lesen. Wer dächte dabei nicht an jene liebliche Geschichte aus grauer Vorzeit, als die treue Moabitin Ruth auf den Feldern von Bethlehem hinter den Schnittern Ähren auflas und sich den ganzen Tag keine Ruhe gönnte, wie ihr der Aufseher der Schnitter nachrühmte! Barmherzige Leute lassen wohl auch einmal „zwischen den Garben" lesen, wie dies Boas der Ruth erlaubte. Freilich mag es selten vorkommen, daß einer in

seiner Freundlichkeit so weit geht wie Boas, welcher seinen Knaben ausdrücklich gebot, sie sollten auch von dem Haufen liegen lassen, damit es Ruth auflese. (Ruth 2, 15.)

Ist die Ernte geschnitten, so wird dieselbe auf die Tenne gebracht. Die Tennen befinden sich meist auf großen, flachen Felsplatten, welche von einer kleinen Mauer umgeben sind. Dort werden die aufgelösten Garben in ziemlich hoher Schicht auf der Tenne ausgebreitet und dann gedroschen. Das geht aber etwas anders zu als im deutschen Vaterlande, wo Hans und Kunz und meist auch Grete den Dreschflegel durch die Luft schwingen und drauf losschlagen, als wollten sie alles kurz und klein hauen, was ihnen vor den Strich kommt, und nachher so hungrig und durstig werden, daß ihr Appetit sprichwörtlich geworden ist. Bei uns im Morgenlande geht es dabei viel gemütlicher zu. Einige Ochsen und Kühe werden den ganzen Tag hindurch über die so ausgebreiteten Garben im Kreise herumgetrieben, bis alles klein getreten ist.

Das alte Testament hatte die freundliche Bestimmung, daß man dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden solle. (5. Mos. 25, 4.) Diese Regel wird auch heute noch beobachtet. Die Tiere dürfen während ihrer Arbeit von der Ernte fressen, wenn sie Eigentum des Dreschers sind. Dem fremden, nur für die Arbeit gemieteten Vieh wird aber das Maul verbunden.

Während die Feldfrucht auf der Tenne liegt, bleibt der Eigentümer Tag und Nacht auf der Tenne. So auch Boas. Wer diese Vorsichtsmaßregel außer Acht ließe, würde wohl bald nichts mehr zu dreschen haben. Es ist nicht nur Diebstahl, vor dem man sich zu fürchten hat, sondern zuweilen auch das Feuer, welches Feinde des Eigentümers nicht selten in seine Tenne legen. Als ich einmal kurz nach der Ernte bei Nacht von Bethlehem nach Jerusalem ritt, sah ich plötzlich den östlichen Horizont jenseits des Toten Meeres

erhellt; eine blutrote Flamme, rasch wachsend, leuchtete herüber. Das Feuer war wohl acht bis zehn Meilen weit entfernt, aber es schien, als brenne ein ganzer Berg, so wild und unheimlich loderte die Flamme. Später erfuhr ich, daß dort eine große, mit reicher Fruchtmenge angefüllte Tenne angesteckt worden sei.

Die Tennen sind schöne und hochgelegene Orte, über deren Platte der Wind hinfahren und die Spreu forttreiben kann. Eine solche Tenne war einst der herrliche Platz, auf dem sich später der mächtige Bau des Salomonischen Tempels erhob, ehemals die Tenne Arafnas. Sind die Halme und Ähren gehörig zertreten, so wird alles wieder auf einen Haufen gebracht und dann geworfelt. In Deutschland thut das jetzt die Dreschmaschine alles auf einmal. Im heiligen Lande aber warten die Leute die Winde Gottes ab, die müssen ihnen helfen, den Weizen von der Spreu zu sondern. Wenn ein Wind weht, wirft man Weizen und Stroh (welches auch klein getreten ist) mit einer Schaufel in die Höhe, dann fällt der schwere Weizen zur Erde, während die Spreu vom Winde bis an das andere Ende der Tenne fortgetragen wird. Also, sagt der erste Psalm, sind die Gottlosen wie Spreu, die der Wind verstreuet, drum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht. (Ps. 1, 4). — Ist diese Sichtung geschehen, so wird die Tenne gefegt, der Weizen wird heimgetragen in die Scheune, der bessere Teil des Strohs, der ganz klein und fein geworden ist, als Viehfutter mitgenommen, der geringere Teil dagegen zur Feuerung benutzt. Eine solche Sichtung durch den, welcher nach ihm kommen sollte, verkündigte Johannes der Täufer, als sich die Stadt Jerusalem und das ganze jüdische Land an den Ufern des Jordan um ihn gesammelt hatte. Er stellte ihn als einen Drescher dar, der Spreu und Weizen von einander scheidet: „Er hat seine Worfschaufel in seiner Hand, er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune

sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer." (Matth. 3. 12.)

Auch die Verhältnisse des Feld- und Landbaues im heiligen Lande dienen den Propheten dazu, die Züge der künftigen Erlösung und Vollendung zu entwerfen. Zu derselben Zeit wird man die Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sicheln machen und zum Landbau verwenden. Ein jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu (Mich. 4, 4) und einer wird den andern in seine Sommerwohnung in den Gärten einladen (Sach. 3, 10). Der Herr wird den Himmel erhören, der Himmel wird die Erde erhören, und die Erde wird Korn, Most und Oel erhören (Hos. 2, 21 f.). Man wird Weinberge pflanzen (Jes. 64, 21), alle Bäche in Juda werden voll Wassers gehen (Joel 3, 23), man wird zugleich ackern und ernten, zugleich keltern und säen, die Berge werden mit süßem Wein triefen und die Hügel mit Milch fließen und alle Berge werden fruchtbar sein (Amos 9, 13). Lauter herrliche Bilder, von den Verhältnissen Palästinas gleich Schattenrissen auf den lichten Grund einer großen, noch ungekannten, aber gewissen Zukunft entworfen, welche dieselben verklären und weit überholen wird.

Speisen.

Im Essen und Trinken ist das Landvolk in Palästina ungemein einfach. Ein Stück Brot und ein Trunk frischen Wassers ist im allgemeinen für jeden genug. Kann der Landmann sein Brot noch in etwas Oel eintauchen, so gilt dies schon als ein besonders guter Bissen. Auf großen Wüstenreisen nehmen die Beduinen gewöhnlich weiter nichts mit sich, als das nötige Brot und einen Schlauch Wasser. Doch schließt dies natürlich nicht aus, daß in den Städten und bei besonderen Gelegenheiten ein größerer Luxus entfaltet wird. Für uns kommen aber hier nur diejenigen Züge in Betracht, welche uns an die heilige Schrift und ihre Geschichte erinnern. Die Früchte, die wir in der Bibel kennen lernen, bilden natürlich auch heute noch einen Teil der Nahrung des Volkes: Linsen, Bohnen, Erbsen, Gurken, Melonen, Orangen, Datteln, Oliven und hauptsächlich Trauben, welche man vom Juli bis zum November im ganzen Lande essen kann. In einem Lande, in welchem die einzige Nahrung oft nur aus Brot besteht, ist natürlich der Weizen die wichtigste Frucht. In der Erntezeit dient derselbe auch ungemahlen zur Speise. Die vollen Ähren werden auf einem Kohlenfeuer gebraten, dann ausgerieben, die Körner, während man sie von einer Hand in die andere gleiten läßt, durch Blasen von der Spreu gereinigt und dann gegessen. In unserer deutschen Bibel heißt diese Speise „Sangen“. Wer seine biblische Geschichte noch im Kopfe hat, wird sich erinnern, wie Isai seinen jüngsten Sohn David in das Heer Sauls sandte, welches gegen die Philister mit ihrem Goliath kämpfen sollte, um seinen Brüdern ein Epha Sangen und zehn Brote zu bringen, dem Hauptmann aber zehn frische Käse. (Ruth 2, 14; 1. Sam. 17, 17. 2. Sam. 17, 28).

Wie damals, so wird auch heute noch in jeder ländlichen Haushaltung täglich nicht nur frisches Brot gebacken, sondern auch frisches Mehl gemahlen. Dazu benutzt man immer noch die Handmühle, von welcher in der Bibel oft die Rede ist. Mit dem ersten Hahnenschrei, noch lange ehe der Morgen graut, muß die Frau aufstehen, um das nötige Mehl zu mahlen. Darum rühmen die Sprüche Salomonis von der tugendsamen Hausfrau: „Gar frühe stehet sie auf, daß sie ihrem Hause Speise austeile; sie lässet ihr Licht die ganze Nacht nicht auslöschen.“ (Spr. 31, 15. 18). Freilich ist es eine ermüdende und gar langweilige Arbeit. Darum mußten meist die Geringsten sie thun, bei den Armen die Frau selbst, deren Los überhaupt gewöhnlich ein Sklavenlos ist, bei Wohlhabenden die Magd oder das Kebsweib. Schon in Egypten zu Moses Zeiten muß das so gewesen sein, denn er sagt: „Alle Erstgeburt in Egyptenland soll sterben von dem ersten Sohne Pharaos an bis an den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühle sitzt.“ (2. Mos. 11, 5). Es gehörte auch zu der Rache der Philister, daß sie den Simson dazu verurteilten, in seinem Kerker die Handmühle zu drehen. Man versteht, welche Qual das dem kühnen Krieger gewesen sein muß, wenn man sich diese Heldengestalt denkt, im dunkeln Gefängnis an zwei Ketten gefesselt und in trostloser Monotonie die Handmühle drehend. — Daß auch zu Christi Zeiten die Handmühlen im Gebrauch waren, geht aus seinen Worten Matth. 24, 41 hervor: „Zwo werden mahlen auf einer Mühle: eine wird angenommen, die andere wird verlassen werden.“ Diese Handmühle besteht aus zwei übereinander gelegten runden Mahlsteinen; der obere dreht sich um um eine Achse, welche in dem untern befestigt ist. Durch die Öffnung, in welcher diese Achse steht, wird auch das Korn eingeschüttet und unten auf einem Tuch als Mehl aufgefangen. An einem Pflock, der im oberen Stein befestigt ist, wird dieser gedreht, sei es

von einer oder zwei Personen, welche einander auf zwei Seiten dieser kunstlosen Mühle auf dem Boden gegenübersitzen. Übernachtet ein Reisender einmal in einem Dorf, so wird ihm sein süßer Schlaf meist in sehr unliebsamer Weise gestört oder geraubt, denn schon von zwei Uhr früh an reibt's im ganzen Dorf auf hundert Mühlen; dafür ist aber auch sein Brot, das er am andern Morgen bekommt, ganz frisch, denn da er sich zur Ruhe legte, ist's noch Weizen gewesen. Die Eingeborenen gewöhnen sich von Jugend auf an diesen Lärm, wie der deutsche Müller an das Klappern seiner Räder.

Eine andere Speise, von welcher in der Bibel die Rede ist, dürfte dem freundlichen Leser wohl auch interessant sein. Der Evangelist erzählt uns, daß Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig gelebt habe. (Matth. 3, 4). Heuschrecken — hu! Wer diese langbeinigen Gesellen schon einmal beobachtet hat, wie sie in Wald und Wiese so unverschämt herumhüpfen können, den wird's nicht sonderlich darnach gelüsten, sie zu verspeisen, und er wird ebensowenig begreifen, wie andere Leute so einen Heuschreckenbraten mit gutem Appetit verzehren können. Dennoch werden sie auch heute noch im heiligen Lande gegessen. Der Verfasser hat das bei Gelegenheit von Heuschreckenstürmen, die übers Land kamen, selbst gesehen. Man konnte damals an Johannes den Täufer erinnert werden, welcher sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte; denn die Leute griffen die gefräßigen Gesellen und vertrieben ihnen alle Freßlust, indem sie dieselben selbst aßen, — nicht etwa nur, um sich an diesen zu rächen, sondern weil ihnen das Heuschreckenfleisch vorzüglich mundete. Drüben jenseits des Jordans werden sie in große Säcke eingefüllt, Füße und Flügel werden ihnen heruntergerissen, die Eingeweide herausgenommen; dann werden sie auf dem Dache gedörrt und eingesalzen und endlich gemahlen und zu Brot gebacken. Ob nun der Täufer in der Jordanau

auch solches Heuschreckenbrot gegessen, kann der Verfasser natürlich nicht bestimmt sagen. Wahrscheinlich ist es aber. Denn wir können uns nicht vorstellen, daß der Täufer bei seinem gewaltigen Amt Zeit gefunden hat, jeden Tag auf die Heuschreckenjagd zu gehen. Auch wäre es sonst kaum möglich gewesen, daß er das ganze Jahr hindurch von dieser Speise lebte, was doch aus den Worten hervorzugehen scheint. Bei uns in Jerusalem wurde das Fleisch verzehrt; namentlich die Heuschreckenschenkel wurden als ein ganz besonders saftiger Braten gepriesen. Es mag ja auch ein sehr zartes Fleisch sein, das sich in einem so feinen Organismus bildet; auch hat der Verfasser einmal den Braten probiert und ein halbes Dutzend Heuschreckenschenkel verzehrt, muß aber aufrichtig gestehen, daß er in diesem Punkt sehr schlecht zu Johannes dem Täufer gepaßt hätte; denn es erging ihm wie weiland dem alten Christophorus, der hinauszog in die Welt, den gekreuzigten Heiland zu suchen, und dem der Abt riet, ein Leben wie Johannes Baptista in der Wüste zu führen:

Doch dieser: „Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr, sind gänzlich wider meine Natur!
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am Ende lieber draußen bleiben!“

Diese

Heuschreckenstürme

sind eine seltene aber furchtbare Plage des Landes, und der geneigte Leser wird sich erinnern, mit wie beredten Worten der Prophet Joel ihren kriegerischen Ansturm schildert. Als ich diese schreckliche Plage in den Jahren 1866 bis 1868 beobachtete, konnte sich niemand erinnern, je etwas Ähnliches erlebt zu haben, wie auch Joel sagt: „Höret dies, ihr Ältesten des Volkes, und merket auf, alle Einwohner des Landes,

ob ein solches geschehen zu euren Zeiten oder bei eurer Väter Zeiten!" (Joel 1, 2 ff). In unzählbaren Scharen kamen damals Wanderheuschrecken, rötliche Tiere, welche etwa Fingerlänge haben und ihre Flügel weit ausbreiten können wie ein Vogel, vom Osten über unser Land geflogen. „Ein Tag der Finsternis und Dunkelheit!" so ruft der Prophet Joel aus, „ein Tag des Gewölks und der Wolkennacht! Wie Morgenrot auf den Bergen, so ein zahlreich, mächtig Volk! Vor ihm her frißt Feuer, hinter ihm lodert Lohe! Es zeucht herauf in mein Land ein mächtig Volk, und das ohne Zahl; das hat Zähne wie Löwen, und Backenzähne wie Löwinnen; dasselbe verwüstet meinen Weinberg und streifet meinen Feigenbaum, schälet ihn, daß seine Zweige weiß dastehen. Sie sind gestaltet wie Rosse, und rennen wie Reiter, sie springen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln und die Flamme knistert im Stroh, wie ein mächtig Volk, das zum Streite gerüstet ist. Sie laufen wie die Riesen, und die Mauern ersteigen sie wie Krieger; ein jeglicher zieht stracks vor sich daher und säumet sich nicht, keiner irret den andern, zwischen Waffen stürzen sie hindurch und brechen den Zug nicht. Sie reiten in der Stadt umher, auf die Mauern laufen sie und kommen wie ein Dieb durch die Fenster. Vor ihnen erzittert das Land und bebt der Himmel; Sonne und Mond werden finster und verhalten ihren Schein." Treffender, bezeichnender kann man einen solchen Heuschreckensturm nicht beschreiben als der Prophet mit diesen Worten gethan. Gerade so hat sie der Verfasser mehrmals gesehen, dieses leichtgefiederte, gefräßige Kriegsheer, welches seine Schwingen über unser Land ausspannte, dasselbe verwüstete und alles auffraß, selbst die Baumrinden, so daß nach seinem Abzug die kahlen, trauernden Bäume dastanden, wie abgeschälte Korbweiden. Der Himmel verfinsterte sich, und wir sahen nicht Sonne noch Mond, und das Rauschen und Schwirren und Knistern über unsern Häup-

tern verkündigte uns fort und fort die Gegenwart dieses furchtbaren Feindes. Die Welt sah aus wie bei einem dichten, großflockigen Schneegestöber, nur daß die Luft statt mit Frost mit Gluthitze gefüllt war. Eine brausende, unheimlich schwirrende, lebendige Wolke bedeckte Himmel und Sonne, so daß die armen Menschen gleich jenen Spartanern im Schatten kämpfen konnten. Wie anrückende Kriegsheere mit gleißenden Waffen von Erz und kupfernen, strahlenden Schilden sahen sie aus, wenn die Sonne ihre Flügel beschien.

Wie furchtbar aber waren die Bäume zugerichtet! Es war ein Anblick zum Weinen. Vor wenigen Tagen noch war alles in schönster Blüte, nun weit und breit gräßliche Verwüstung. „Wie Edens Garten das Land vor ihm, und hinter ihm ist öde Wüste", so sagt der Prophet Joel. Von der Krone bis herab auf die Steine und die Erde wurden die armen Bäume abgefressen, Blätter, Blüten, Früchte, Rinden. Die Gemüsegärten waren im Nu dahin und in Wüste verwandelt. Im Laufe eines Tages war der ganze herrliche Olivenwald von Beit-Djâla mit seinen 100 000 Olivenbäumen radikal abgefressen, so daß die nackten Stämme nur noch die kahlen Äste traurig von sich streckten. Wohl suchten sich die armen Landesbewohner zu wehren. In den ersten zehn Tagen kämpften sie mit eiserner Energie Tag und Nacht gegen den Feind, um ihre Feigen- und Olivenbäume wenigstens zum Teil zu retten. Aber allmählich erlahmten die Kräfte, denn alle Anstrengungen waren nutzlos. Immer dichter kamen die Scharen, immer wilder wurde ihre Gefräßigkeit. Bäume und Erde waren schließlich dermaßen mit Heuschrecken bedeckt, daß man den Boden ebensowenig mehr sah wie den Himmel. Einer saß am andern. Wie ein Heer von Soldaten blieben sie in Reih' und Glied, und „keiner irrte den andern." Und wenn man Tausende tötete, so kamen Millionen nach. Es lag wohl manchmal ein Stück Galgenhumor mit darin, wenn

die Landleute nach allen fruchtlosen Anstrengungen einzelne aus den Milliarden packten, Kopf, Hinterleib und Flügel ausrissen, sie in heißer Asche brieten und dann bei der Familientafel zum Brot verzehrten. Es war aber ein trauriges Brot, auf welches bei manchem armen Fellachen die Thränen über die Backen herabliefen.

Aber auch hier kommt das Unglück selten allein. So furchtbar die ungeheure Schar der Heuschrecken ist, fast furchtbarer noch sind ihre zahllosen Nachkommen. Die das Land abweidenden Heuschrecken legen überall ihre Eier. Aus diesen kriechen schwarze Larven hervor. Fliegen können diese in verschiedenen Entwicklungsstadien noch nicht. Aber in eherner Schlachtreihe rücken sie vor, oft eine Hand breit hoch über einander kriechend. Und was je die Heuschrecken übrig gelassen haben, das fressen sie vollends auf. Ihre Gefräßigkeit ist ebenso furchtbar wie ihre Hartnäckigkeit. Haben sie einmal die Richtung eines Feldes eingeschlagen, so wird sie keine Mauer noch irgend eine menschliche Macht von ihrem Wege abbringen. „Wie Helden laufen sie", sagt Joel, „wie Krieger ersteigen sie die Mauern, sie wechseln nicht ihre Pfade. Ein jeglicher zieht stracks vor sich hin, durch Waffen stürzen sie hindurch! Was die Heuschrecken übrig lassen, das fressen die Käfer, und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß." Damit deutet auch Joel auf die verschiedenen Entwicklungsstadien jener Larven.

Alle menschliche Macht kann gegenüber diesem Feinde nichts erreichen als die Erkenntnis ihrer Ohnmacht. Sie ist gleich einer Flintenkugel gegen Festungen, gleich einem schwachen Mühlendamm gegen den mächtigen Rheinstrom. Hier muß eine höhere Hand eingreifen. Darum ruft Joel, der in den furchtbaren Tagen eines solchen Heuschreckensturmes auftrat: „Bekehret euch von ganzem Herzen mit Fasten, mit Weinen, mit Klagen. Blaset mit Posaunen zu Zion, heiliget ein Fasten,

rufet die Gemeinde zusammen! Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott. Wer weiß, es mag ihn wiederum gereuen; denn er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte, und reut ihn bald der Strafe." Und in der That, wo alle menschliche Anstrengung vergebens ist, da genügt ein Hauch vom Herrn, die Not zu wenden. Ein kalter Westwind mit kaltem Regen oder Tau kann die ganze feindliche Armee, so unendlich groß sie ist, bis auf den letzten Streiter über Nacht vertilgen, so daß nur noch ihre zahllosen Leichname bezeugen, wer das arme Land so schrecklich verwüstet hat. So erging es uns in den sechziger Jahren. Starke Westwinde bliesen die Heuschrecken über Nacht hinüber über die Wüste Juda nach dem Toten Meer und nach der östlichen Wüste. So heißt es auch bei Joel (2, 20): „Ich will den von Mitternacht ferne von euch treiben und ihn in ein dürres und wüstes Land (die syrisch-arabische Wüste) verstoßen, nämlich seinen Vortrab hin zum Meere gegen Morgen (zum Toten Meer) und seinen Nachtrab hin zum äußersten Meer (zum Persischen Meerbusen); er soll verfaulen und stinken, nachdem er große Dinge gethan."

Selbst bis Egypten ziehen die Heuschrecken auf dem Landwege über Gaza und El'Arisch. So geschah es zu Zeiten Mose's, als der Herr den Pharao durch Heuschrecken strafte. Auch dort „trieb der Herr einen Ostwind in's Land, den ganzen Tag und die ganze Nacht; und des Morgens führte der Ostwind die Heuschrecken her. Und sie kamen über ganz Egyptenland und bedeckten das ganze Land und verfinsterten es, und fraßen alles Kraut und alle Früchte auf den Bäumen, und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde in ganz Egyptenland." (2. Mos. 10, 13—15.) Und ebenso wieder, als der Herr die Plage wieder wandte, heißt es: „Da wendete der Herr einen sehr starken

Westwind und hob die Heuschrecken auf und warf sie in's (östliche) Schilfmeer,. daß nicht eine übrig blieb an allen Orten Egyptens." (2. Mos. 10, 19.)

Kleidung.

Wer zum ersten Male in Jaffa den Strand des gelobten Landes betritt, pflegt sich über die Kleidung der einfachen Landleute nicht wenig zu verwundern. Denn wenn einer in der deutschen Heimat so auf der Straße herumlaufen wollte, so würde sich der geneigte Leser wahrscheinlich versucht fühlen, ihn am Hemdzipfel zu fassen, ihn beiseite zu nehmen und ihm zu sagen: „Höre, guter Freund, schämst du dich nicht? Komm, geh' lieber noch einmal hübsch nach Hause und zieh' dich ordentlich an, bevor du auf der Straße herumspazierst, denn du hast von deinem Anzug vergessen: zum ersten deinen Rock, zum andern deine Hose, zum dritten deine Strümpfe und Stiefel und zum vierten deinen Kragen und Halstuch." Die Leute marschieren nämlich dort in bloßen Hemden ganz ungeniert durch Stadt und Land, wie wenn sich das von selbst verstände. So einfach mögen sich auch die Jünger des Herrn gekleidet haben, als sie noch galiläische Fischer waren. Beim Fischfang gürteten sie ihr Hemd auf, wie das heute noch die Leute thun, um in ihrer Arbeit ungehindert zu sein. Vom Apostel Petrus lesen wir ja auch, daß er sein Hemd einmal ganz abwarf, um seine Fische im galiläischen Meer besser fangen zu können, bevor ihn der Befehl seines Meisters hinausführte auf das große Meer der Menschheit, um Fische

einer höheren, himmlischen Gattung zu fangen. Luther übersetzt das betreffende hebräische Wort Ketonet gewöhnlich mit „Leibrock"; das war ein Hemd, das, wie noch heute bei den Fellachen (Bauern), bis an die Kniee reichte. Der Herr trug vor seiner Kreuzigung ein besonders wertvolles Ketonet (griechisch: Kitōn). Es war ungenäht, aus einem Stück gearbeitet, wahrscheinlich ein Geschenk der Frauen, welche die Gesellschaft Jesu begleiteten und mit für deren Unterhalt sorgten. Den Soldaten unterm Kreuz war es zu kostbar, dasselbe zu teilen, darum warfen sie das Los darüber. Dies Hemd oder Unterkleid wird mit einem Gürtel um die Lenden befestigt. Derselbe ist bei Landleuten aus Leder, bei Städtern oft aus feinen leinenen, wollenen oder seidenen Stoffen. Vielfach enthält dieser Gürtel Taschen, in welchem Geld und andere Wertsachen getragen werden. Daher sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Ihr sollt nicht Gold oder Silber noch Erz in euern Gürteln haben." (Matth. 10, 9.) Da das Hemd vorn über der Brust offen ist, bildet dasselbe, vom Gürtel fest an den Leib gebunden, mit der Brust zwei weite Taschen, in welche der Landmann nicht nur oft die Hand steckt, wie Mose 2. Mos. 4, 6, sondern auch allerlei Dinge z. B. sein Brot bei sich trägt. Zuweilen sieht man wohl auch einen Hirten, der ein schwaches Lämmchen, das zum Gehen zu müde ist, so in seinem Busen trägt. Also will der Herr nach Jes. 40, 11 die erlösten Gefangenen Zions wie ein treuer Hirte mit zarter Sorgfalt wieder heimtragen in das verödete Jerusalem: „Er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen."

Über dem Hemd trug und trägt man, wenn man nicht gerade bei der Arbeit ist oder sich in den Sonntagsstaat werfen will, einen Mantel. Dieser, in der Bibel gewöhnlich „Oberkleid" genannt, ist aus Schaf-, Kamel- oder Ziegenwolle gesponnen oder gewoben. Derselbe wird meistens frei um die

Schultern geschlagen und fällt faltenreich über den Leib herab. In und bei den Städten liebt man schwarze oder weiße Mäntel aus Wolle, welche mit farbigen Stickereien kunstvoll verziert sind. Dieser Mantel, und zwar der erstgenannte, einfachere, die „Abâye", ist gemeint, wenn Markus von dem blinden Bartimäus in Jericho erzählt: „er warf sein Kleid von sich, stand auf und kam zu Jesu." (Mark. 10, 50.) In einen solchen Mantel pflegte sich auch Jesus zu hüllen, wenn er im Freien, etwa in Gethsemane oder am See Genezareth, übernachtete.

Statt der Schuhe trug man zu Jesu Zeit Sandalen. Eine kältere Zone macht die völlige Bedeckung des Fußes nötig, wiewohl dadurch dieses schön gebildete Glied des menschlichen Körpers nicht zur Geltung kommt oder gar gänzlich verunstaltet wird. Nicht so im Orient. Dort ging man entweder barfuß, oder die Fußsohle wurde nur durch eine Sandale, d. i. eine untergebundene Ledersohle unterstützt, welche mit mehr oder minder zierlichen Riemen um Fuß und Knöchel befestigt wurde. Bei dieser Bekleidungsweise wurden die Füße beim Gehen auf der Straße natürlich bestaubt. Daher wurde es beim Eintritt in ein Haus, wo ein Gastmahl stattfand, zu einer Pflicht der Höflichkeit, bevor man die Teppiche betrat, die staubigen Füße zu waschen, ähnlich wie wir die Hände waschen, wenn wir von der Straße kommen. In besseren Häusern hielt man hiefür zierliche Becken, in welchen der Hausherr oder ein Diener dem Gaste sofort bei seinem Eintritt ein Fußbad anbot. Diese Höflichkeit durfte der Herr mit Recht erwarten, als er bei dem Pharisäer Simon zu Gaste war. Darum sagte er auch zu ihm: „Ich bin gekommen in dein Haus! du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; — diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzet und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet." (Luk. 7, 44.) Wo diese Sitte befolgt wurde, da pflegte ein Diener zu kommen

und dem Gaste die Riemen der Schuhe oder Sandalen zu lösen, — eine Dienstleistung, zu welcher bekanntlich Johannes der Täufer sich dem Herrn gegenüber nicht würdig genug erachtete. (Joh. 1, 27.) Die heutigen Bewohner des Landes tragen meist einfache, vorn zugespitzte Schuhe aus rotem Leder, wenn sie überhaupt Schuhe tragen. Nur bei den Beduinen findet man noch die alten Sandalen.

Ihre Schuhe ziehen die Leute gewöhnlich aus, wenn sie in ein Haus eintreten, um einen Besuch zu machen. Das soll ein Zeichen ihres Respektes sein und ist dort dasselbe, wie wenn der geneigte Leser seinen Hut abzieht, wenn er in ein Zimmer hineintritt. So rief auch der Herr aus dem feurigen Busche dem Mose zu: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land!“ (2. Mos. 3, 5.) Will soviel sagen wie bei uns: „Zieh' deinen Hut ab, wenn du vor Gott stehst.“

Eine Hauptsache ist in diesem Lande eine gute, für die Sonnenstrahlen undurchdringliche Kopfbedeckung. Wer diese nicht hat, dem geht's wie weiland dem Sohn der Sunamitin oder dem Verfasser selbst: er bekommt einen Sonnenstich, was immer eine lebensgefährliche Sache ist. Der wohlbekannte Tarbusch oder Fes wird zu diesem Behuf mit einem Turban (einem großen, dichten, meist farbigen Tuch) umwickelt. Ja, selbst des Nachts soll man nicht ohne Kopfbedeckung sein. Eine mir bekannte Frau in Jerusalem wurde neulich mehrmals von Krämpfen befallen, sobald sie sich den intensiven Strahlen des Mondes aussetzte. Daher sagt auch der 121. Psalm: „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“

Johannes der Täufer trug einen härenen Rock aus Kamelshaaren. Damit ist jedenfalls nicht der auch heute noch gebräuchliche, aus Kamelshaaren gewobene Mantel gemeint, denn das wäre ja nichts Auffallendes gewesen, wie diese Klei-

dung doch im Evangelium bezeichnet wird, hätte auch wenig zu jenem strengen und merkwürdigen Bußprediger an den Ufern des Jordan gepaßt, weil nur Wohlhabendere die teuren „Abâyes“ aus der feinen Kamelswolle tragen. Von Johannes aber sagt Jesus: „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern!“ (Matth. 11, 8). Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß der Täufer einfach ein Kamelsfell um den Leib geschlagen hatte, das mit einem Gürtel an seinen Lenden befestigt war. Solch ein Fell hatte auch der gewaltige Thisbit Elias an, von welchem die Boten dem Könige Ahasja melden: „Er hatte eine rauhe Haut an und einen ledernen Gürtel um seine Lenden.“ (Matth. 3, 4; 2. Kön. 1, 8). Freilich in Kamelsfell habe ich noch keinen gekleidet gesehen, wohl aber manche in einen Schafpelz, unter dem wie immer ein einfacher, lederner Gürtel das Hemd zusammenhält. Die Städter sind freilich reicher gekleidet; sie lieben es, wie zu Jesaias Zeiten, möglichst viele und reiche Gewänder an sich zu tragen und suchen es in manchen Stücken den Europäern nicht nur gleich zu thun, sondern sogar sie zu überbieten.

Auf den Straßen und Märkten sieht man oft Bettler und heruntergekommene Leute in der elendesten Kleidung einhergehen, welche den Namen einer Kleidung kaum mehr verdient. An Stelle des Hemdes und Mantels schlottert ein in alle Schmutzfarben getauchter Lappen, der in besseren Tagen weiß gewesen sein mag, um die Glieder. Ein Riemen hält denselben um den Leib fest, während eine alte, ehemals rot gewesene Mütze den Bettelanzug vervollständigt, welchen anzurühren jeder reinliche Mensch Bedenken tragen wird. So kam auch jener verlorene Sohn in's Vaterhaus zurück. Sein Vater aber, als er ihn von Weitem kommen sah, und an Gang und Haltung trotz der Bettlertracht den Sohn erkannte,

schämte sich seiner nicht, sondern lief ihm entgegen und fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Es ist ein rührender Eifer, mit welchem der glückliche Vater durch's Haus eilt und sich nicht genug thun kann, um auch die letzte Spur der traurigen Vergangenheit auszutilgen: Rasch, rasch! das schönste Festkleid her! (lang herabwallend, aus Seide, heute entweder ganz weiß, oder rot und gelb gestreift). Bringt Schuhe, Sandalen an seine wunden, müden Füße! Und die armen schmutzigen Hände — einen köstlichen Fingerreif dran! Schnell das gemästete Kalb geschlachtet und ein Festessen bereitet! denn dieser mein Sohn war verloren und ist gefunden worden! (Luk. 15, 22 ff.).

Die orientalische Kleidung ist äußerst malerisch und übertrifft an geschmackvoller Schönheit die abendländische bei weitem. Durch besondere Schönheit zeichnet sich die berühmte Kleidung der Frauen und Männer in Bethlehem aus. Tuch und Seide kommen in den verschiedensten Farben und Zusammenstellungen in Anwendung. Und die feinen zierlichen Stickereien, welche die Kleider auf's reichste bedecken, erregen stets die höchste Bewunderung abendländischer Besucherinnen. Schon die Israeliten hatten denselben Geschmack, wie wir aus vielen Stellen der Schrift erkennen (z. B. Hes. 16, 10). Auch damals wurden wie bei der bethlehemitischen Kleidung allerlei Blätter und bunte Blumen, Rosen, Tulpen, Narzissen u. s. w. kunstreich eingestickt. Erst wenn man sich hieran erinnert, kann man das Wort des Herrn Matth. 8, 29 recht verstehen: „Schauet die Lilien an — ich sage euch, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine." Denn im Blicke auf die möglichst schwarzen Festanzüge abendländischer Herren wären diese Worte gar nicht zu verstehen. Aber im allgemeinen bedarf es keines großen Aufwandes an kostbaren Stoffen. Mit einfachen Mitteln, anmutigen frischen Farben und faltenreichem Wurf, weiß der Morgenländer seinen Leib aufs angemessenste zu bekleiden und zu schmücken. Dazu

kommt nun noch die edle, stolze Haltung der Orientalen. Wenn man von den Italienern mit ziemlicher Übertreibung gesagt hat, daß dort selbst die Bettler ihre Lumpen mit Grazie zu tragen wissen, so gilt dies im heiligen Lande zwar nicht von den Bettlern, aber vom ganzen arabischen Volke, insbesondere dem Landvolke, in noch höherem Grade, solange dessen Kinder nicht auf die unglückliche Idee gekommen sind, daß europäische Kleidung feiner sei als ihre Volkstracht. Ähnlich haben wir uns wohl auch die Gestalt des Herrn zu denken: eine hohe Männergestalt in edler Haltung, in der malerischen Tracht der Morgenländer, die Abâye (Mantel) frei über die Schulter geschlagen, so daß das weiße Unterkleid sichtbar war, das Haupt mit dem weißen oder farbigen Turban bedeckt. Man muß diese stattlichen, morgenländischen Gestalten, denen sich die einheimischen Juden im Lande ihrer Väter fast ebenbürtig an die Seite stellen, mit ihren schönen, einfachen Trachten gesehen haben, um die Verkehrtheit einer gewissen sich „realistisch“ nennenden Richtung unserer neueren Kunst in Darstellung heiliger Gegenstände, deren Schauplatz Palästina ist, gänzlich einzusehen. Wer gute biblische Bilder malen will, muß durchaus Palästina selbst gesehen haben. Die Gestalten eines Gebhard in der Berliner Nationalgallerie sind nichts weniger als orientalisch. Vollends aber Bilder wie das Uhde'sche „Selig sind, die da geistlich arm sind“ mit jener unmännlichen, kraftlosen Gestalt, welche er dem Herrn, dem Mutigsten der Mutigen giebt, mit jenem ehemals violett gewesenen verschossenen Gewand und den deutschen Bäuerinnen dazu, welche die geistlich Armen darstellen sollen, (von der Landschaft ganz zu schweigen), verletzen ein mit den Formen und Gestalten des Orients vertrautes Auge nicht minder, wie das christliche Zartgefühl. Da muß man nur einmal die oft königliche Haltung sehen, welche einfache Männer aus dem Volke unbewußt zur Schau tragen. Wie graziös wissen

sie sich zu bewegen, wenn sie mit edlem Anstand zum Gruße die Hand an Brust und Stirne führen, diese Gebärde mit ebenso höflicher Rede begleitend. Wir loben den Realismus in der Malerei. Wer aber realistisch sein will, der muß wenigstens wissen, wie die Leute auf dem historischen Schauplatz seines Gemäldes aussehen, sich halten und kleiden. Wenn der geneigte Leser einmal ein gewaltiges biblisches Gemälde sehen will, dessen kleinste Züge mit feinem Verständnis und liebendem Auge dem heutigen heiligen Lande abgelauscht sind, so rate ich ihm, sich einmal das herrliche Panorama „die Kreuzigung Christi" von Bruno Piglhein in München anzusehen. Meister und Gesellen zogen zuvor in froher Künstlerfahrt herüber ins gelobte Land, studierten die Landschaft, Berge und Thäler, Bäume und Felsen, Häuser und Zelte, Gesichter und Trachten. Und so zauberten sie jenes große, echt orientalische Bild auf die Leinwand, welches Zug für Zug dem Morgenlande entstammt. Wohl hat es Piglhein verstanden, mit meisterhafter Originalität einen Hauch hoheitsvoller Weihe und Würde über das Ganze auszugießen. Aber er ist durchaus Realist. Und gerade die Naturwahrheit seines Bildes, welches so sehr unter orientalischem Himmel gleichsam atmet, daß ein Bewohner Palästinas sich im ersten Moment auf die fernen Berge Jerusalems hinübergezaubert wähnt, sie ist es, welche den Zuschauer zu der herz- und welterschütternden Idee des Versöhnungstodes Christi erhebt.*

* Das einzige, was an dem inzwischen leider in Flammen aufgegangenen Gemälde auszusetzen war, ist, daß die Landschaft Jerusalems, zur Zeit des Todes Jesu in Frühlingsfarben prangend, entschieden, zu düster und öde dargestellt war, teils infolge der Sonnenfinsternis teils wegen der tragischen Idee, welche das Ganze beherrscht.

Wohnungen.

Beim Bau der Häuser sieht man immer darauf, daß ihr Fundament auf Felsen gestellt werde, selbst wenn man 5, 10, 15 Meter oder noch tiefer graben müßte. In Jerusalem, wo ein zerstörtes Jerusalem über dem andern liegt, muß man oft 70, 80, ja 100 Fuß tief graben, um Felsengrund zu finden. Beobachtet man diese alte Vorsichtsmaßregel nicht, so hat man sicher zu erwarten, daß in der Regenzeit, wenn die Platzregen fallen, „und wehen die Winde und kommen die Gewässer", der Bau gewaltige Risse bekommt und schließlich mit großem Gekrach zusammenfällt. Darum würde ein solcher Baumeister mit Recht von jedermann als ein Thor ausgelacht. Durch die großen Wassermassen, welche in der Regenzeit vom Himmel fallen, wird die Erde nämlich mehrere Fuß tief gänzlich durchweicht. Ist nun ein Haus nicht tief gegründet, so steht es auf sehr schlüpfrigem Boden und kann den orkanartigen Winterstürmen, welche diese Regen regelmäßig begleiten, nicht den gehörigen Widerstand leisten. Darum paßt das Gleichnis so gut, welches der Herr am Schluß der Bergpredigt gebraucht hat: „Wer nun diese Worte höret und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand baute. Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewässer und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall." (Matth. 7, 24 ff.) Da habe ich einmal von einem Baumeister in Berlin gehört, der meinte, das hätte der Herr Jesu besser wissen können, „auf den Sand bauen". Denn kein Haus stehe fester als die, welche man in der Mark Brandenburg, der berühmten Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches, in den märkischen Sand hineinbaue. Der Herr Baumeister hat sich aber vergaloppiert, irrte und wußte die Schrift nicht, wie im Evan-

gelium Lucä am sechsten nachzulesen ist. Dort heißt es nämlich genauer: „Wer die Rede des Herrn hört und thut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute und grub tief und legte den Grund auf Fels. Wer sie aber höret und nicht thut, der ist einem Menschen gleich, der ein Haus baute auf die Erde ohne Grund, und der Strom riß zu ihm zu, und es fiel bald, und das Haus gewann einen großen Riß." (Luc. 6, 47 ff.) Als Thoren bezeichnet also der Herr diejenigen, welche ohne tief zu graben, einfach auf den bloßen Erdboden oder Sand bauen wollen.

Wenn man hier zu Lande einmal bauen muß, ohne Felsgrund zu finden, so gilt die Regel, daß dann das Fundament mindestens ebenso tief in die Erde hineingebaut werden muß, als der Bau nachher über der Erdoberfläche emporragt, sonst droht dem Hause der Einsturz. Denn da im heiligen Lande alle Häuser von massiven Steinen gebaut und gewölbt werden, (nur in den Ebenen werden die Hütten auch aus Luftziegeln gebaut) sind sie wohl zwanzigmal schwerer als die gewöhnlichen Häuser in Deutschland. Den ganzen Bau aber haben die Ecken und Pfeiler zu tragen. Auf ihre Festigkeit muß daher viel Sorgfalt verwandt werden. Für die Ecken nimmt man die besten Steine, welche man aus dem zum Bau vorhandenen Material aussucht; denn nicht jeder Stein wird dafür passend gefunden, auch wenn er die richtige Größe hätte. Und mancher Stein, der vielleicht schon dafür bestimmt war, wird noch kurz vor seiner Einfügung als unbrauchbar verworfen. Es ist das eine so allgemeine Vorsichtsmaßregel, daß jeder der Zuhörer es sofort verstehen mußte, wenn der Herr sagte: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden." (Matth. 21, 42.)

Es giebt allerdings manche, welche unter dem Eckstein etwas anderes verstehen. Sie denken dabei an den Schlußstein des Gewölbes, der hoch oben eingesetzt ist und den festen

Zusammenschluß des Gewölbes sichert. Ist dieser Stein nicht ganz gut und genau gearbeitet und eingefügt, so ist der ganze Bau nicht fest und kann über Nacht einstürzen, mag auch der übrige Bau noch so massiv und gediegen ausgeführt sein. Es ist wahr, der Sinn, der dabei herauskommt, ist fast schöner, um die Bedeutung des Herrn im Bau des Reiches Gottes zu bezeichnen. Denn ein Haus hat natürlich nicht nur einen, sondern viele Ecksteine, und auf einem Eckstein ruht nicht der ganze Bau. Der Schlußstein des Gewölbes aber ist unstreitig der wichtigste Stein am ganzen Bau. Aber der Ausdruck Eckstein, wörtlich übersetzt „Haupt der Ecke", wie es auch im Arabischen heißt, läßt doch diese Deutung als gezwungen erscheinen. Auch unser arabischer Baumeister, der unser Missionshaus in Beit-Djâla baut, zeigte mir heute auf meine Frage nach dem Eckstein der Schrift sofort die rechtwinkligen Steine der Ecke und sagte: „Natürlich, das ist ein Bild des Heilandes, denn dieser Stein muß nicht nur das Gewölbe tragen, sondern auch dem ganzen Bau seine Richtung geben."

Bei der Einweihung der Häuser begegnen wir im heutigen Palästina einer merkwürdigen Sitte, die unsere Erinnerung unwillkürlich zurückführt in die ersten Passahtage, als die Kinder Israel aus Egyptenland auszogen. Vor einiger Zeit weihte der protestantische Gemeindeälteste sein neugebautes Haus. Vor dieser Feierlichkeit darf niemand in dem Hause wohnen. Er schlachtete zu diesem Zwecke zwei Ziegenböcke. Das Blut wurde in einem Gefäß aufgefangen, und mit einem Büschel, der darein eingetaucht wurde, wurden alle Thüren, ja die beiden Pfosten und die Unterschwelle mit Blut bestrichen und zwar in Gestalt von Kreuzen, wie es bei den Christen Sitte ist. Dann erst folgte die religiöse Einweihung und Ansprache über den Text: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen." Die Muhammedaner beobachten diese uralte Sitte des Bestreichens der Thüren

mit Blut ganz ebenso, nur weihen sie ihre Häuser nicht mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, sondern vielfach mit formlosen, großen, roten Punkten. Aber was bedeutet diese merkwürdige Sitte? Das Volk ist überzeugt, das ein neuzubewohnendes Haus unweigerlich sein Opfer fordert, wenn man nicht zuvor in der erwähnten Weise eine Art blutige Versöhnung an demselben vollzieht. Sonst muß binnen kurzem die Hausfrau oder eins der Kinder oder gar der Hausherr sterben. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß wir es mit einem verstümmelten Rest des alten Passahfestes zu thun haben; denn auch die Deutung erinnert an den Auszug aus Egypten, bei dem Mose dem Volke sagte: „Der Herr wird umhergehen und die Egypter plagen. Und wenn er das Blut sehen wird an der Überschwelle und an den zween Pfosten, wird er vor der Thür übergehen und den Verderber nicht in eure Häuser kommen lassen zu plagen.“ (2. Mos. 12, 23).

Daß die Häuser auf dem Lande in gewöhnlichen Fellachendörfern keine Fenster haben, ist dem durchreisenden Fremden meistens sehr merkwürdig. Er würde sich aber nicht mehr wundern, wenn er einmal bei einem unserer ungestümen Winterregen in einem solchen Hause Zuflucht suchen müßte. Denn so gewaltig rüttelt und dröhnt der Sturm an dem Hause, daß in solcher Lage selbst der Europäer froh ist, daß das Haus fensterlos ist. Einen Tischler, selbst in Städten eine moderne Erscheinung, kennt man ja auf dem Lande nicht, und so würden die armen Fellachen in der Regenzeit kein trockenes Plätzchen im Hause haben weil der Sturm das Wasser in Mengen hereinpeitschen würde. In solchen Regenzeiten versammelt sich dann alles, was an Menschen und Tieren zur Familie gehört, in dem einen Raume, der eine um mehrere Stufen erhöhte Abteilung für die menschlichen Hausbewohner hat. Die behagliche Wärme, welche durch keinen Luftzug gestört ist, wird oft noch wesentlich erhöht, wenn in

dem dunkeln Raum noch ein Feuer angezündet wird. Zu solcher Stunde möchte ich freilich den freundlichen Lesern nicht raten, einem Fellachenhause einen Besuch abzustatten. Denn da das ganze Haus alsdann mit einem undurchdringlichen, erstickenden Rauch und Qualm angefüllt ist, könnte ihnen dieser Besuch manche heiße Thräne kosten, obschon die übrigen Bewohner nichts davon merken und sich höchst gemütlich dabei befinden.

Man könnte denken, daß diese von Licht und Luft abgesperrten dumpfen Häuser ihren Bewohnern im Sommer eine wahre Qual sein müßten. Aber die Landleute führen kein häusliches Leben. Sobald die Witterung es gestattet, sitzen die Männer viel lieber am Thor oder am Markt, oder sonst an einem öffentlichen Platze, wo alle großen und kleinen Angelegenheiten verhandelt werden. (Spr. 24, 7; Klagel. 5, 14; Psalm 69, 13.) Und auch die Familie hält sich im Sommer nicht in dem dumpfen Hause auf, sondern meist im Hofe oder auf dem Dache, auf welches oft noch eine Laubhütte oder ein Zelt hinaufgestellt wird. Wem es seine Mittel gestatten, der baut sich auch heute noch mit Vorliebe eine Ullije, d. h. einen Söller auf das flache Dach. So hatte ich in Hebron, solange wir eine Missionsstation daselbst hatten, stets den Söller unseres gemieteten Missionshauses zur Verfügung, wenn ich mich einige Tage dort aufhielt. Es war ein Zimmer, welches die Hälfte des ebenen Daches bedeckte, während die andere Hälfte, mit einer Brustwehr versehen, eine sehr angenehme und schöne Terrasse bildete. In der heiligen Schrift wird dieser Söller des öfteren erwähnt. (2. Kön. 17, 19; 2. Kön. 4, 10; Apg. 9, 37 f.; 1, 13).

Häuser, Dörfer und Städte baut man am liebsten hinauf auf luftige Höhen und Berge. Dort sind die Bewohner vor den tosenden Winterstürmen beschützt, welche durch die Thäler brausen. Die Regenwasser laufen vom Gipfel oder von

halber Höhe des Berges schnell ab, während jede Ebene beim Winterregen in einen undurchdringlichen Sumpf verwandelt wird. Auch entwickeln sich in Thälern und Niederungen viel mehr Fiebermiasmen als auf den Bergen. Von ihrer Höhe schauen die Städte oft wie Hochwarten weit hinaus ins Land und grüßen weithin in die Runde. Solch' eine Stadt hat der Herr im Sinn gehabt, als er sie zum Gleichnis nahm für die Kinder des Lichts, deren himmlischer Wandel leuchten muß und niemand verborgen sein kann: „Ihr seid das Licht der Welt; es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein." (Matth. 5, 14.)

Andere Wohnungen treffen wir bei den Wüstenbewohnern, den Beduinen. Sie halten es am liebsten mit ihrem Erzvater Abraham, der einst auch wie sie in Zelten gewohnt und mit seiner Herde von Ort zu Ort gezogen ist. Diese Zelte ruhen auf einigen Stangen, oft auch nur auf einer einzigen in der Mitte, zugleich sind sie durch Stricke und Pflöcke am Boden befestigt. Meistens sind die Zelte gerade so hoch, daß ein Mann darin stehen kann, oft nicht ein Mal so hoch. In diesen einfachen Wohnhäusern wissen sich's die Leute mit ihren unglaublich geringen Bedürfnissen nach ihrer Weise ganz behaglich zu machen. Hängt man ein Tuch oder einen Teppich im innern auf, gleich ist ein apartes Zimmerchen gebildet; darin sich's um so gemütlicher auf der lieben Mutter Erde sitzt. Dort giebts weder Stühle, noch Sophas, denn an ihrer Stelle besitzt der Beduine den festen Erdboden, von dem man nicht herunterfallen kann, den der liebe Gott schon vor Jahrtausenden geschaffen hat und den kein Tischler und Polierer und Tapezierer für sein gutes Geld zu hobeln und zu polstern braucht. Aber die Beduinen sind zufrieden mit ihrem Los und würden keine andere Lebensart ihrem freien Wüstenleben vorziehen. — Hat einmal ein Stamm rings um sein Zeltdorf kein genügendes Futter für sein Vieh und kein Wasser

mehr, so wird schnell die kleine Stadt mit ihren 20—50 Zelten abgeschlagen, auf Kamele gepackt, und man wandert weiter, bis sich ein passenderer Ort zur Niederlassung findet, gerade so wie einst die Erzväter thaten, welche das ganze Land von Dan bis gen Bersaba, ja bis Egyptenland hin mit ihren großen Herden durchkreuzt haben. Am liebsten verfertigt man diese Zelte aus den schwarzen Ziegenhaaren; sie sind so dicht, daß kein Regen durch dieselben hindurchdringen kann. Unter den gewöhnlichen Zelten stehen in der Regel ein oder mehrere bessere; wie denn der Vater Abraham gewiß ein größeres, schöneres Zelt hatte, als seine Hirten. Als ihm die drei Männer ihren Besuch machten im Hain Mamre, saß er unter seines Zeltes Thür, während hinter seinem Gemach durch eine Wand ein besonderes Zimmer abgeteilt war, in welchem sich sein Weib Sarah aufhielt. — Die Zelttuchfabrikation ist heute noch ein in manchen Gegenden schwunghaft betriebenes Handwerk. Da und dort, wenn man durchs Land reitet, sieht man Männer und Frauen damit beschäftigt. Und dies Handwerk hat für uns Christen einen besonders guten Klang. Denn so oft wir sie so dasitzen sehen, und ihre einfachen Weberpflöcke betrachten, müssen wir an den Apostel Paulus denken, der einst dies Handwerk betrieben und sich damit sein Brot verdient hat, selbst in der Zeit, in welcher ihn sein Herr hinausgesandt hatte, der Welt die selige Botschaft vom Erlöser zu bringen.

Man wohnt aber nicht nur in Häusern und Zelten. Nicht nur der Beduine der Wüste, sondern der Orientale überhaupt ist nicht so fest ans Haus gebunden, wie der Abendländer. Im Sommer verläßt man fast ganz allgemein das Dorf, welches dann oft wie ausgestorben ist, und wandert hinaus in die Felder, Weinberge und Olivengärten. Dort sitzt dann jeder, wie die Schrift so oft sagt, unter seinem Weinstock und Feigenbaum. Gewöhnlich wird in dieser Zeit

eine Laubhütte im Feld oder in dem Garten gebaut. Sie dient dann als Sommerresidenz und befindet sich in nächster Nachbarschaft der Sommerschlösser von Füchsen, Hasen, Spatzen und Distelfinken. Man sieht, das Laubhüttenfest der Israeliten hatte einen sehr natürlichen und naheliegenden Anknüpfungspunkt, denn schon damals hat man im Sommer in Gärten und Feldern unter Weinstöcken und Obstbäumen gewohnt.

Mahlzeiten.

Im Abendlande ist es ziemlich allgemeine Sitte, das Mittagessen als Hauptmahlzeit des Tages anzusehen. Der Palästinenser dagegen hält die heiße Mittagszeit hierzu nicht für geeignet. Der Abend mit seinen kühlen Winden, die vom Mittelmeer her wehen, scheint ihm für die Freuden der Tafel viel passender. Daher kommt es, daß in der heiligen Schrift niemals von einem Mittagessen, sehr oft aber von einem „Abendmahl" die Rede ist. Herodes veranstaltete seinen Großen ein „Abendmahl", auf welchem die Tochter der Herodias vor ihm tanzt. (Mark. 6, 21.) Sechs Tage vor Ostern wird Jesus zu einem „Abendmahl" eingeladen. (Joh. 12, 1. 2.) Lukas 14, 16 vergleicht Jesus die Einladung des Himmelsherrn mit der Einladung, welche ein reicher Herr zu einem „Abendmahl" ergehen ließ. Das Festessen beim Passah war ein „Abendmahl", und so ist der Name auch dem Sakramente des Leibes und des Blutes Christi geblieben. (Matth. 26.)

Auch heute noch nennt man die Hauptmahlzeit in Palästina stets 'Ascha d. i. Abendmahl.

Bei uns Europäern sucht ein Gastgeber je nach seinen Verhältnissen ein festliches Mahl auch durch kostbare Weine zu zieren. Diese spielen bei morgenländischen Gastmählern eine mehr untergeordnete Rolle, wiewohl der Wein Palästinas gut und feurig ist. Die Muhammedaner dürfen ja bekanntlich „eigentlich" gar keinen Wein trinken. Frisches Wasser, von jedermann hochgeschätzt, Limonade, Kaffee, das sind die Hauptgetränke. Wo aber Wein gereicht wird, thut man dies gewöhnlich für die ganze Gesellschaft in ein und demselben Becher, wie auch Jesus bei Einsetzung des heiligen Abendmahles nichts Außergewöhnliches that, als er den Jüngern den Becher gab, damit „alle daraus trinken" sollten. (Matth. 26, 27.) Das Hauptgericht aber und die Hauptfreude beim Gastmahl besteht im Fleischgenuß. „Wir schlachten!" schon der frohe Klang dieses Rufes im Munde eines Palästinensers läßt uns erkennen, daß es ihm etwas besonders Festliches und Frohes gilt, daß Freude in seinem Hause eingekehrt ist. Und wie einst Abraham sofort schlachten ließ, als ihn jene drei Gäste in seinem Zelt am Haine Mamre besuchten (1. Mos. 18, 7), so begrüßt uns auch heute bei einem Besuche im Beduinenlager sofort der Ruf: „Auf! laßt uns schlachten!", worauf, wenn der Gast annimmt, ein oder mehrere Schafe oder Böcklein herbeigeschleppt, geschlachtet und zubereitet werden. Da es an den meisten Orten keine besonderen Fleischer giebt und zumal die Beduinen gar keinen brauchen, weil ihnen ihre eigenen Herden zur Verfügung stehen, können sich die Bewohner Palästinas im allgemeinen eine rechte Festlichkeit gar nicht vorstellen, ohne daß geschlachtet wird. Bei den Festlichkeiten, von welchen das Neue Testament berichtet, war es nicht anders. In jenem Gleichnisse des Herrn läßt der königliche Hochzeitgeber seinen Gästen sagen: „Siehe, meine Mahlzeit habe ich

bereitet, meine Ochsen und mein Mastvieh ist geschlachtet und alles bereit — kommt zur Hochzeit!" (Matth. 22, 4.) Jener beglückte Vater, dessen verlorener Sohn ins väterliche Haus heimgekehrt war, ruft voll Freuden seinen Knechten: „Bringet ein gemästetes Kalb her und schlachtet es, laßt uns essen und fröhlich sein!" (Luk. 15, 23.) Und wie wir bei näherer Bekanntschaft mit den Sitten des Morgenlandes immer mehr sehen, daß sich der israelitische Kultus so gerne an beliebte Gebräuche des Volkes anlehnte, nur daß er einen höheren Sinn in dieselben hineinlegte, sie sozusagen sakramental machte, damit der Blick von den irdischen Gaben und Freuden auf den gnädigen Geber emporgelenkt werde — so schloß sich auch das Passahfest und so manches Opfermahl an die soeben erwähnten Gebräuche an. Jede Familie feierte in landesüblicher Weise, nur mit besonders vorgeschriebenen Formen, ein Festmahl, wenn am Passahabend ein Lamm geschlachtet wurde, und um so fröhlicher gedachte man der gnädigen Errettung aus dem Diensthause Egyptens. Als Zukost ißt man heute noch mit besonderer Vorliebe Brot mit pulverisierten, würzigen, „bitteren Kräutern", besonders das ebenso wohlduftende, wie wohlschmeckende „Sa'tar".

Einem Gaste zu Ehren ein Abendmahl zuzurichten, ist eine altorientalische Sitte, wie auch aus der Geschichte Jesu ersichtlich ist. Wie geht es bei einem solchen Gastmahle zu? Am einfachsten sind die Gebräuche der Beduinen, welche wie die Erzväter in härenen Zelten wohnen. Dort besteht das Essen bei solchen Anlässen aus Ziegen- oder Schaffleisch, Reis, heißem Schmalz und ungesäuerten Brotfladen, zu welchen die „bitteren Kräuter" nicht fehlen dürfen. Aus der allgemeinen mächtigen Holzschüssel oder Wanne, in welcher sonst wohl auch Gesicht, Hände und Füße nebst Hemden gewaschen werden, ißt man mit den Händen. Das Brot wird in Schmalz oder eine fette Brühe getaucht. Häufig übernimmt

der Hausvater oder sonst eine Respektsperson die Verteilung des Fleisches, weil sehr richtig vermutet wird, daß sonst manch' ein tapferer Held sich zu früh den Löwenanteil sichern würde. Größeres Stück bedeutet größere Ehre und Würde. So sehen wir auch bei dem ersten Besuche Sauls bei dem Seher Samuel, daß dieser beim Opfermahl, zu welchem dreißig Personen geladen waren, seinem Gaste das schönste Stück aufgehoben hat. Der Austeiler nun setzt sich an das gekochte oder gebratene Tier, zerreißt dasselbe unter den aufmerksamen Blicken von zwanzig bis sechzig Augen in kleinere Stücke und legt jedem der Geladenen seinen Anteil an die vor ihm befindliche Stelle der großen Reisschüssel. Meistens sitzt außer den Geladenen noch eine Anzahl von Beduinen an den Zeltwänden herum und schaut der Speisung mit wehmütigen Blicken zu. Von den noch übrigen Stücken pflegt dann der Austeiler je etwa die Hälfte noch für sich abzureißen. Den Rest wirft er einem der Herumsitzenden zu, welcher denselben vergnüglich aufzehrt.

In ähnlichen Formen, in den Städten oft mit etwas mehr Schliff, bewegt sich das Essen im ganzen Lande, wo noch nicht europäische Sitten dieselben etwas geändert haben. Hierzu gehört namentlich der Gebrauch von Tellern, Löffeln und Gabeln, welcher da und dort in den Städten aufgekommen ist. Diejenigen aber, deren Löffel die Hand ist, wissen die zu einem Ball zusammengedrückten Speisen aus gewisser Entfernung so zierlich und geschickt in den Mund zu werfen, daß wir sie oft bewundern müssen. Im allgemeinen sind die Sitten aller Landesbewohner bei Tische dieselben. Man ißt mit den Fingern, in derselben Lage, mit gleichem Benehmen. Daher kommen bei Einladungen auch keine solchen Unterschiede in Betracht, wie sie der geneigte Leser in seiner Heimat beobachtet sieht, wo man nicht nur auf Rock oder Frack, sondern auch auf Gleichheit der Bildung u. s. w. zu sehen pflegt.

Hier giebt es nur geringe Unterschiede der Bildung, in den meisten Gegenden gar keine. Darum verlangt man von einem Gaste nur, daß er in einem der festlichen Gelegenheit entsprechenden Anzuge erscheint. So sehen wir im Alten Testament, daß die Gäste in Feierkleidern zu erscheinen pflegten. Daher läßt auch der Herr in jenem Gleichnis den Herrn der Hochzeit zu einem der Gäste sagen: „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?“ (Matth. 22, 12.) Daraus wird uns auch klar, daß es viel mehr den Sitten des Morgenlandes entspricht, als denen des Abendlandes, bei einer Einladung Leute aus allerlei Verhältnissen und Ständen zusammen einzuladen, weshalb der Herr auch Luk. 14, 12—14 zu seinem Gastwirte sagt: „Wenn du ein Mahl machst, so lade die Armen, die Lahmen, die Blinden — so bist du selig. Denn sie haben es dir nicht zu vergelten. Es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten.“ Eine Ermahnung des Herrn, welche auch heute noch, wörtlich verstanden, dem Segen bringen wird, der sie befolgt, aber berechtigter Weise unter ganz anderen gesellschaftlichen Zuständen auch andere Formen annehmen darf. Der Herr will den Hochmut der Reichen strafen, welche sich für eine höhere Sorte von Menschen halten als die Armen, und es fast für eine Entwürdigung ansehen, sich einmal brüderlich zu ihren geringen Brüdern zu thun. In dem nachfolgenden Gleichnis vom großen Abendmahl stellt er jenen Hausherrn zum Vorbild, welcher seine Knechte hinausschickte auf die Straßen und Gassen der Stadt, um die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden hereinzuführen und hereinzunötigen. Wenn auch der Herr damit eine auffallende Gastfreiheit bezeichnen will, so läßt sich doch die ganze Sache unter den orientalischen Verhältnissen viel eher denken, als unter den abendländischen. Das Haus ist ja in ländlichen Verhältnissen (welche allein über das biblische Altertum Aus-

kunft geben) lange nicht so in sich geschlossen und abgeschlossen wie im Abendlande. (Die später entstandenen Haremsverhältnisse ziehen wir hier nicht in Betracht.) Von einer Anmeldung ist beim Eintritt in ein solches Haus, in welchem ein Gastmahl stattfindet, nicht die Rede. Die Thüren nach der Straße stehen offen. Daher konnte auch nach Luk. 7, 37 bei jenem Gastmahl, zu welchem ein Pharisäer den Herrn geladen hatte, jene Sünderin, obwohl sie weder eingeladen noch erwünscht war, unbehelligt ins Haus hereinkommen, hinter Jesum hintreten, welcher auf Teppich und Polster lag, und seine Füße salben.

Die altberühmte Gastfreundschaft der Orientalen muß bei einem solchen Gastmahle besonders glänzen. Freigebigkeit und zuvorkommende Höflichkeit sind eine Zierde des Hausherrn. Frohe Stimmung beherrscht die Tischgesellschaft. Gemeinsam zu essen und in dieselbe Schüssel zu tauchen gilt ja allerorten als Zeichen des Friedens und guten Einvernehmens. Nur Feinde werden niemals aus einer Schüssel essen. Wenn nach vorangegangener Feindschaft wieder Friede geschlossen wird, so muß derselbe nach althergebrachtem Gebrauche durch ein gemeinsames Mahl besiegelt werden. Fast mutet es uns wie eine Art von Friedens- und Versöhnungsopfer an, wenn zur Versöhnung der schuldige Teil nach oft langwierigen Verhandlungen zu dem Beleidigten in's Haus gehen und je nach der Vereinbarung im Verhältnis zur Größe des Streites ein oder mehrere Schafe, einen Kessel Reis nebst Kaffee mitbringen muß, wozu auch andere Freunde und Nachbarn geladen werden. Eben weil diese Besiegelung des Friedens und der gegenseitigen Verzeihung so wichtig ist, wird sie auch in Jakobs Geschichte einmal ausdrücklich erwähnt. Verbittert war er von seinem Schwiegervater Laban entflohen. Der aber war ihm in hellem Zorn nachgejagt sieben Tagereisen weit. Auf dem Berge Gilead ereilte er ihn. Aber einer höhern

Warnung folgend hütete er sich, mit Jakob anders zu sprechen, denn freundlich. Zum Zeichen des Friedens und der Versöhnung opferten sie daher auf dem Berge (im Hebräischen und Arabischen hat man für Opfern und Schlachten ein und dasselbe Wort sabach), aßen mit einander und luden auch die andern dazu ein (1. Mos. 31, 54). Am nächsten Morgen schieden sie mit Segenswünschen. Laban zog gen Osten nach Mesopotamien, Jakob gen Westen nach Kanaan. — Ist dieses Friedensmahl beendet, bei welchem die bisherigen Feinde oft nach langer Zeit zum erstenmal wieder aus einer Schüssel essen, so ist auch nach festem Volksrecht der Streit für immer abgethan, Friede und Freundschaft aufrichtig wiederhergestellt. Um so empörender und wehthuender war das Verhalten des Judas, von welchem der Herr sagt: „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel tauchet, der wird mich verraten." (Matth. 26, 23; Mark. 14, 20). Das Gegenstück hierzu bildet die Entrüstung der Pharisäer darüber, daß der Herr mit Zöllnern und Sündern aß und trank. (Matth. 9, 11; 11, 19). Denn deutlicher und rückhaltloser konnte er nach orientalischen Begriffen seine Liebe und Freundschaft zu ihnen nicht aussprechen, als dadurch, daß er zutraulich und herzlich mit den „Sündern" wie mit seinen Brüdern auf einem Teppich zu Tisch lag, aus einer Schüssel aß!

In das Bild dieses traulichen Zusammenliegens bei der Mahlzeit (welches später in dem Kapitel vom heiligen Abendmahl noch näher beschrieben wird) kleidet der Herr auch die herzliche und traute Gemeinschaft, welche er mit den Seinen pflegen wird, die er bei seiner Wiederkunft wachend findet. Er steht vor der Thür wie einer, der mit dem Freunde am Gastmahl teilnehmen will. „So jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir." (Off. 3, 20). Zum Bilde der erhabensten Dinge werden diese orientalischen

Gastmähler auch dort, wo der Herr im Blick auf die selige Vollendung seines Reiches verheißt, daß die Gläubigen kommen werden vom Morgen und vom Abend und zu Tische liegen im Reiche Gottes. „Selig sind, die zu dem Abendmahl des Lammes berufen sind.“ (Off. 19, 9).

Musik.

Töne, Harmonien, Melodien schweben auf den Lüften und mit den Lüften schweben sie auch vorüber. Daher wissen wir so wenig über die Musik des Altertums. Denn die Noten, welche die Töne über Zeit und Raum hinweg festhalten, kamen bekanntlich erst lange nach Karl dem Großen auf. So viel wir daher vom Text der Lieder z. B. der Griechen und Römer wissen, von ihren Melodien haben wir keine Spur mehr. Auch bezüglich des Volkes Israel scheint die Sache nicht besser zu stehen. Man hat viele Vermutungen über die hebräische Musik und die Psalmenmelodien aufgestellt, deren Text noch heute das verbreitetste Liederbuch der Welt bildet, aber Sicheres hat man nicht finden können. Darum scheint es nicht überflüssig zu sein, auch in diesem Stücke die heutigen Kinder des Landes Israels zu befragen. Denn in der That klingen seine Lieder wie Kinder jener hebräischen Gesänge, welche aus grauer Vorzeit zu uns herübertönen von Palästinas Bergen.

Die erste Stufe der Form der Dichtkunst ist der Rhythmus, die taktmäßige Folge von Hebungen und Senkungen der Stimme. Erst auf einer höheren Stufe kommt die

Melodie hinzu, welche sich durch Modulation der Töne dem Texte aufs innigste anschmiegt, denselben gleichsam in einer anderen Sprache ausdrückt. Die orientalischen Völker sind auf jener ersten Stufe stehen geblieben. Das, was wir Abendländer Melodie nennen, geht dem Morgenländer fast gänzlich ab. Nur soweit es für ein allgemeines Anstimmen ohne fortwährendes Ableiern eines und desselben Tones unumgänglich notwendig ist, hat auch er Melodie. Aber man wird vom Nil bis zum Euphrat nirgends ein melodisches Volkslied, nirgends Sinn für harmonische Accorde und kunstmäßige Tonfolge finden. Es ist zu befürchten, daß wir Europäer, selbst wenn wir einem Tempelgottesdienst im alten Jerusalem hätten beiwohnen können, wo Davids Harfe von Priesterschar und Volk angestimmt wurde, von ihren Tönen sehr wenig erbaut gewesen wären.

Dagegen war und ist bei den Gesängen Palästinas der Rhythmus alles. Kaum ein anderes Volk der Erde mag hierfür einen so ausgebildeten Sinn haben, kaum eine andere Sprache sich so geschmeidig dem Rhythmus fügen. Die kleinsten Kinder auf der Straße, die kaum lallen können, stimmen rhythmische Lieder an. Die kleinsten Schüler unsrer Schule können Konjugationen, Sprüche und vollends Lieder nicht anders als im genauesten Rhythmus sagen, in welchem sie sich geradezu wiegen. Und wenn sie einem durchreitenden Fremdling nach landesüblicher Sitte Schimpfworte nachrufen, so wird dies selten anders als in einem rhythmischen und gereimten Verschen geschehen. Wer das Morgenland kennt, wird niemals jenes Urteil unterschreiben, daß die hebräische Poesie auf den Rhythmus der Worte verzichtet und sich mit dem Rhythmus der Gedanken, dem sogenannten Parallelismus, begnügt habe, wo der Gedanke der zweiten Vershälfte stets demjenigen der ersten entspricht. Ich glaube, daß alle Psalmen von den Israeliten in ebenso freiem, fröhlichem, natür-

lichem Rhythmus angestimmt wurden, wie die Lieder der heutigen Palästinenser. Ein bloßer Gedanken-Rhythmus paßt allenfalls für Dichter, welche für Bücher und Drucker schreiben, nicht aber für jene Gesänge Israels, welche durchaus für lebendigen Volksgesang geschaffen waren. Bei gemeinsamem Anstimmen eines Liedes aber wird der Rhythmus zu einer Naturnotwendigkeit.

Gegen unsere Behauptung, daß an eine Melodie in unserem Sinne nicht zu denken sei, hat man eingewendet, daß der früher auf höherer Stufe stehende Gesang sehr wohl allmählich ebenso heruntergekommen sein könne, wie das ehemals so blühende Land Israels, und daß daher der heutige Gesang in diesem Lande keinen sicheren Rückschluß auf jene Zeiten gestatte. Aber dieser rhythmische Gesang, von welchem nachher einige Beispiele aus ältester und neuester Zeit angeführt werden sollen, macht einen so originellen Eindruck, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, darin etwas Heruntergekommenes vor sich zu haben. Es ist vielmehr die dem Orient eigentümliche Art zu singen in ihrer Vollendung darin zu erkennen. Sobald unser melodischer Gesang eingeführt wird, geht dieser eigentümlich orientalische Charakter gänzlich verloren, um einer ganz anderen Art von Gesang Platz zu machen. Unsere Gesänge mit Klavier- und Orchesterbegleitung sind auch vollendeter und schöner als die Weisen des alten Homer und der alten griechischen Meliker; aber sie sind auch etwas ganz anderes, gehören einer anderen Welt an. Wohl lernen unsere arabischen Gemeinden in den Gottesdiensten auch unsere Choralmelodien singen, wenn die Schulung im Gesang schon in der Kindheit geschehen ist. Auch entwickelt sich dann oft eine so begeisterte Liebe zur Musik, daß man wohl fühlt, wie etwas aufgewacht ist nach langem, langem Schlummer in der Seele, und daß auch vom Herzen des arabischen Volkes jenes Dichterwort gilt:

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Dennoch darf uns dies nicht verleiten anzunehmen, daß die alten Israeliten eine ähnliche, ausgebildete melodische Musik gehabt haben, wie wir. Schon die Notwendigkeit eines Vorsängers, welcher nicht sowohl die Melodie, als vielmehr den jedesmal zu singenden Text dem Chore vorsang, schon die Pauken in seinen Händen, welche den Rhythmus für Gesang und Reigentanz bestimmten, und die ganze dramatische Art des Wechselgesanges, wie sie weiter unten noch näher besprochen wird, dies alles läßt uns erkennen, daß sich der israelitische Gesang in ähnlichen Weisen bewegt haben muß, wie sie noch heute auf Palästinas Bergen erschallen.

Hier wird dem Leser vielleicht manches einfallen, was er in Reisebeschreibungen von dem näselnden, leiernden Gesang der Araber gelesen hat, welcher das Entsetzen aller Europäer dermaßen erregt, daß sie bei dessen Ertönen glauben, die holden Musen des Gesanges hätten unsere Berge auf ewig verlassen. Dieses Winseln aber, welches man „Singen" zu nennen den Mut hat, hat nichts mit dem Chorgesang der Araber zu thun. Der eigentliche Volksgesang wird niemals von einem einzelnen angestimmt, sondern stets von Chören, so bei Hochzeiten, Begräbnissen und anderen Gelegenheiten. Tanz und gesetzmäßige Bewegung im Reigen gehören untrennbar dazu, und der Rhythmus des Körpers ist auch der Rhythmus des Liedes. Gesang und Tanz, wobei damals wie heute die Geschlechter getrennt waren, konnten ja auch in Israel nicht ohne einander gedacht werden. (2. Mos. 15, 20; Richt. 9, 27; 21, 21; 1. Sam. 18, 6; Jer. 31, 13; Luk. 15, 25.) Nichts wäre dem ursprünglichen Orientalen unnatürlicher, als wenn bei einem Volksgesang alle ebenso steif und feierlich

dastünden oder säßen, wie etwa bei uns eine Gemeinde beim Anstimmen eines Chorals. Mirjam am roten Meer, Jephthas Tochter mit dem Jungfrauenchor, David vor der Bundeslade tanzten im Reigen, die Propheten schildern ihn als ein Zeichen der Blüte des Volkes, die Psalmen rufen: „Lobet ihn mit Pauken und Reigentänzen!“ Die Pauke ist noch heute ein Lieblingsinstrument des Volkes. Wer einmal im April Gelegenheit hat, die malerischen Züge muhammedanischer Festpilger zu betrachten, welche nach Mosis Grab hinabziehen, wird selten einer Schar begegnen, in welcher Pauken und Cymbeln fehlen. Meistens teilen sich die Sänger in zwei Chöre, welche einander die Worte des Liedes gegenseitig zurufen, so daß die Lieder in ihrer Ausführung die größte dramatische Lebendigkeit erhalten. Bei Hochzeiten und Begräbnissen sind diese Lieder noch heute oft Augenblicksgedichte, welche der Vorsinger oder die Vorsingerin ersinnt. Der erste Chor singt die vorgesungenen Worte nach, worauf Vorsänger und Chor der andern Seite sofort bestätigende Antwort zurückgeben. Meist sind es kurze rhythmische Zurufe. Nachdem der Vorsänger sie zum ersten Male ausgesprochen, werden dieselben oft zwanzig, vierzig bis hundert Mal hintereinander mit unermüdlicher, fröhlicher Ausdauer von Chor zu Chor gesungen, bis der Vorsänger ein anderes Motto giebt. Allgemeines fröhliches Händeklatschen mit gleichzeitigen Tanzbewegungen der Arme und Beine geben den Takt zum Gesange an, wobei auch der Hauptton des Rhythmus durch besonders starkes Klatschen und markierte Bewegungen hervorgehoben wird. Daß die Israeliten ähnliche Sitten hatten, ist zweifellos Nur wenige Proben unmittelbarer Volkspoesie sind uns freilich erhalten. Aber sie genügen, um die Gleichartigkeit der damaligen Volkssitte mit der heutigen evident darzuthun. Einige Beispiele sollen dies erläutern. Hier ist ein Kinderlied, inhaltlich zwar sehr dürftig, aber charakteristisch

und im ganzen Lande bekannt [A = erster Chor, B = zweiter Chor]:

A: Sálli saláatak B: iá hardóon;
A: Immak matáat B: fit tabóon!

Natürlich kann auch so geteilt werden, daß A die ganze erste, B die ganze zweite Zeile singt oder aber das ganze Liedchen ohne getrennte Chöre von allen zugleich gesungen wird.

Neulich sangen die Klageweiber, als ein Mann von seinem Kamel getötet worden war:

A: Léesch da'ásto B: ér ridjál
A: Léesch qatálto B: já dijamál!
(Warum hast du ihn zertreten, den Mann,
Warum hast du ihn getötet, o Kamel?)

Die Rhythmen sind natürlich mannigfaltig. Eine Zeile kann zwei bis acht Hebungen haben, und zwischen zwei Hebungen werden oft drei Silben bequem untergebracht. Es herrscht in diesen Volksgesängen, von denen ich absichtlich nur zwei ganz einfache anführte, eine ähnliche Freiheit wie bei den Israeliten; Herzensbewegung und Affekt bestimmen Gleichmaß und Abwechslung.

Nun auch einige der ältesten Beispiele aus Israel. Am Ufer des Schilfmeeres lagert Israel. Vor seinen Augen hat der Herr den König Pharao und seine Kriegsmacht in den Fluten des Roten Meeres begraben. Da geht Mirjam, Aarons Schwester, aus dem Lager hinaus, Pauken in der Hand, und alle Weiber Israels folgen ihr im Reigentanz, Schritte und Gesang mit Tambourin, Cymbel und Pauke begleitend. Mirjam ist Vorsängerin, die andern singen nach:

A: Schiru l'jahvéh B: ki gaóh gaáh
A: Sús verokbó B: ramáh bajjám;

d. i. A: Laßt uns dem Herrn singen B: Denn er hat eine herrliche That gethan!
A: Mann und Roß B: Hat er in's Meer gestürzt.

Auch hier teilten sich die Chöre beim Tanze in die Versglieder, oder aber Mirjam sang immer A, während B jedesmal vom ganzen Chor gesungen wurde, wie auch dies heute noch oft vorkommt. Ein Wechselgesang zwischen einem Frauenchor und einem Männerchor, wie hier vermutet wurde, findet niemals statt. Das Lied scheint kurz, und wer die morgenländischen Sitten nicht kennt, wird versucht sein, zu denken, daß es nur eine Zusammenfassung eines ursprünglich größeren Liedes sei. Aber es enthielt sicher nicht mehr Worte. Es war, wie die obigen Beispiele zeigen, ein echt orientalisches Lied, für Reigentanz und Gesang bestimmt, und wurde unter den fröhlichsten Bewegungen der Chöre wohl hundertmal am Ufer des Schilfmeeres wiederholt. (2. Mos. 15, 21.)

Ein anderes Volksliedchen. Als das siegreiche Heer nach dem Falle Goliaths heimkehrte, da kamen die Weiber aus allen Städten Israels den Siegern geschmückt entgegen, „mit Gesang und Reigen, mit Pauken, mit Freuden und mit Geigen“ (wörtlich Triangeln, 1. Sam. 18, 7). Und sie sangen „gegen einander“ d. h. in wechselnden Chören, tanzten, spieleten und sprachen:

A: Hikkáh schaúl ba'alafáv B: vedavíd beríb'botáv!

d. i.

A: Saul hat tausend geschlagen B: Aber David zehntausend!

Wir sehen sie singen und springen und tanzen, die fröhlichen Frauen, und es wird uns klar, wodurch jener Parallelismus entstanden ist, jene Zweiteiligkeit jedes Verses, die für die ganze hebräische Poesie so charakteristisch ist. Zwei Chöre stehen einander gegenüber, zu ihrer Bewegung muß auch die äußere Form der Lieder passen, darauf sind sie eingerichtet. Ein Chor bestätigt, beleuchtet, überbietet die Vershälfte des andern. Zwei Chöre, zwei Versglieder. Wie zu jedem Tanzschritt zwei Fußbewegungen gehören, so eilt der Gesang von Schritt zu Schritt. Ein Atemzug, der einströmt, einer, der ausströmt. Zwei Kinder, die auf grüner Flur mit Blumen

spielen, eins wirft dem andern für die seinen noch duftigere, leuchtendere zurück. Dies ist die ursprüngliche lebendige Form der Doppelglieder, welche die hebräische Poesie beherrschen. Diese Form blieb, auch als der mit dem Königsdiadem und Dichterlorbeer gekrönte Held David „die anmutige Feldblume von der Hirtenflur als duftende Königsblume auf den Berg Zion verpflanzte", ja selbst später, als man anfing, Gedichte zu verfassen, welche niemals für den Gesang bestimmt waren, und die ursprüngliche einfache Form mancherlei Erweiterung erfuhr. Der geneigte Leser kann in jedem Psalm diesen Parallelismus zweier Glieder beobachten z. B.:

A: Der Herr ist mein Hirt!
B: Mir wird nichts mangeln.
A: Er weidet mich auf grüner Aue
B: Und führet mich zum frischen Wasser.
u. s. f.

Gewiß sind auch die Psalmen ähnlich dem heutigen Gebrauch von wechselnden Chören gesungen worden. Denn auch der religiöse Gesang wird in Israel nicht plötzlich andere Formen angenommen haben, als der frühere Volksgesang. (Vgl. auch die Gesänge und Reigentänze um das goldene Kalb.) Gerade aus der späteren Zeit haben wir ein besonders anschauliches Bild solcher Wechselchöre. Nehemia 12, 27—43 führt uns die beiden Chöre vor Augen. Jeder Chor hat, wie bei den arabischen Gesangchören, seinen eigenen Vorsänger (Sacharia und Jesrahia), unter deren Leitung sie sich gegenseitig antworten. Auch Ps. 147, 7; 149, 3 deutet auf das gegenseitige Antworten zweier Chöre beim Reigentanz. So können wir es auch verstehen, wie z. B. im 136. Psalm der eine Satz: „Denn seine Güte währet ewiglich!" in jedem der 26 Verse wiederholt wird. Fast möchte es dem abendländischen Zuhörer beim Vorlesen eintönig vorkommen. Aber wie lebendig war gerade dies Lied auf seinem heimatlichen

Boden, wenn der Vorsänger je die erste Hälfte über die Vorhöfe des Tempels erschallen ließ, während der ganze Chor stets mit der zweiten Vershälfte antwortete! Wie dramatisch gestaltete sich das Lob Gottes, wenn je mit einer Vershälfte zwei Chöre wetteiferten, den Herrn zu loben!

Nun wird es auch verständlich, was jene Überschrift zu bedeuten hat, die wir über manchem Psalmen finden: „Ein Psalm vorzusingen" oder wörtlich „dem Vorsänger". Noch heute hat jeder Chor seinen Vorsänger, der ihm den Takt mit lebhaften Körperbewegungen, oft auch mit einem Schwerte angebend, das erste Mal die Worte vorsingt, worauf der Chor dieselben nachsingt. Genau auf dieselbe Weise antwortet der zweite Chor. So werden dann dieselben Worte vielmals hinüber und herübergesungen, bis der Vorsänger einen neuen Vers vorsingt. Ebenso wurde es offenbar bei den Psalmen auch gehalten. Oder ein Vorsänger stimmte, was auch heute noch vorkommt, je die erste Vershälfte an, während der ganze Chor mit der zweiten antwortete. Dies war wahrscheinlich der Fall bei Psalmen wie Ps. 136, auch 118, wo die zweite Vershälfte stets gleichlautend war. Wahrscheinlich wurde bei bekannteren Psalmen gerne so geteilt, daß ein Chor aus Priestern, der andere aus dem Volke bestand. So bestimmte denn die Überschrift „für den Vorsänger" („lam'nasséach") jedesmal den nachfolgenden Psalm für den üblichen Chor- und Volksgesang im Tempel. Daß auch hier in den Vorhöfen des Tempels der Tanzreigen, bei welchem es auch heute noch mehr auf die taktmäßigen frohen pantomimischen Bewegungen, als auf vieles Springen ankommt, in seinem Rechte blieb, ersehen wir aus dem Umstande, daß die rasselnden Taktinstrumente des Reigentanzes: Pauke, Tamburin, Cymbel und Triangel stets eine Rolle spielten, auch aus den ausdrücklichen Aufforderungen zum Reigentanz in den Psalmen z. B. in Psalm 149, 3; 150, 4.

Möglich, daß, wie manche vermuten, die Art des Psalmengesanges dem abendländischen Gregorianischen Kirchengesang als Vorbild vorgeschwebt hat. Aber war schon die früher lebendige Form wahrscheinlich seit den Stürmen des babylonischen Exils in dem mehr und mehr starr werdenden Gottesdienst der Juden zur toten Form geworden, hier wurde vollends die einst so duftige Blume aus dem heimatlichen morgenländischen Himmel in fremde Regionen verpflanzt. Der Gregorianische Gesang mit seinen ernsten getragenen Weisen ist doch nur die Versteinerung früheren blühenden Lebens. Die anmutige kindliche Lebensfrische, die sprudelnde Fröhlichkeit, der unmittelbarste Erguß tiefsten Schmerzes, aus dem Augenblick geboren, pulsiert nicht mehr darin.

Das Bedürfnis einer Begleitung des Gesanges regte sich des Taktes wegen schon früh. Die einfachste und ursprünglichste und heute noch gebräuchlichste Begleitung war Händeklatschen, welches sich leicht in ein tönendes Aneinanderschlagen klingender Metalle (wie Pauke, Cymbel, Triangel) verwandelte. Später kamen auch andere Instrumente hinzu, welche die Hirten zu allen Zeiten auf einsamer Weidetrift zu spielen liebten. Die entwickelte Davidische Psalmenmusik kannte zahlreiche Instrumente. Aber auch hier werden wir nicht an kunstgerechte Harmonien denken dürfen. Diese liegen einmal nicht in der Natur des Orientalen. Ein mächtiges Tönen in helleren oder dumpferen Klängen dient ihm als geeigneter Ausdruck seiner Freude wie seines Schmerzes. Die Begleitung durch Instrumentalmusik spielte übrigens stets eine mehr untergeordnete Rolle, der Gesang blieb stets die Hauptsache. An eine Begleitung in unserem Sinne, wobei mit dem führenden Gesangton die ganze liebliche Armee der Töne in holder Harmonie „in gleichem Schritt und Tritt“ einherwandelt, darf dabei überhaupt

nicht gedacht werden. Erst neulich hörte ich gelegentlich einer Hochzeit einen Volkssänger (Schâ'ir) seine Lieder vortragen. Kriegs-, Hochzeits-, Liebeslieder sang er mit bewundernswerter Ausdauer stundenlang bis tief in die Nacht hinein, während die Hochzeitsgesellschaft andächtig lauschte. Nur wurde zuweilen ein froher Reigentanz eingeschoben. Wie sang aber der Sänger? Er hatte eine Geige oder eine Art Violoncell in der Hand. (Andere haben auch eine Harfe oder die aus Schilfrohr oder Pelikans- oder Geiersbeinen gefertigte Flöte oder Hirtenpfeife, im A. T. 'Ugab genannt.) Aber niemals diente ihm sein Instrument zu gleichzeitiger Begleitung seines Gesanges. Sobald er indessen eine Pause machte, fiel er unverzüglich mit der Geige ein, welcher er allerlei dem Impuls des Augenblicks entsprechende Töne entlockte. Es fehlte denselben eine den Gesetzen der Harmonie entsprechende Tonfolge; und doch schienen sie zum Charakter des ganzen Gesanges gut zu passen, nicht selten einem Jauchzen oder Weinen gleich, welches noch keine deutlichen Worte finden kann.

Wahrscheinlich bewegte sich die Instrumentalmusik der Israeliten in ähnlichen Formen. Dieselbe war dort eine stehende Begleitung des Psalmengesanges. Aber ihr Spiel war stets nur Vor-, Nach- und Zwischenspiel. Ein Orientale, der mit europäischem Gesang noch nicht vertraut ist, würde auch heute nicht begreifen, wozu man diesen Chorgesang durch gleichzeitigen Schall von Instrumenten stört und unverständlich macht. Freilich, das laute rhythmische Singen der Psalmen unter freiem Himmel in den Vorhöfen des Tempels, welches man, wie einige Male erwähnt wird, sogar weit auf den umliegenden Bergen Jerusalems hörte, (z. B. Neh. 12, 43) hätte sich durch den Klang der Zithern und Harfen wohl wenig beeinträchtigen lassen. Denn der sanfte Saitenklang wäre in diesem Gesang, bei welchem namentlich in der ersten Zeit,

aber auch noch nach der babylonischen Gefangenschaft durchaus nicht immer nur die Leviten, sondern oft auch das ganze anwesende Volk thätig war (1. Chron. 17, 36; Esra 3, 10. 11; Neh. 12, 43), ganz und gar verhallt. Und auch aus diesem Grunde schon kann an eine Begleitung in unserem Sinne nicht gedacht werden. Die Saitenspiele bildeten vielmehr die Ouvertüre und das Finale, und ließen auch in den Pausen ihre lieblichen Stimmen erschallen, zur Andacht auffordernd.

An ein harmonisches Zusammentönen *verschiedenartiger* Instrumente, wie in unserem Orchester, ist auch nicht zu denken. Denn dazu wäre die Kenntnis der Noten unentbehrlich gewesen. Die Psalmenüberschriften zeigen uns vielmehr, daß man zu einem Psalm stets nur *ein* Instrument gespielt hat. Meistens wurde ein „Saitenspiel" angewandt, sei es die Zither, das Lieblingsinstrument Davids (1. Sam. 16, 16. 23) oder die mit mehr oder weniger zahlreichen Saiten bezogene Harfe. Nur einmal (Psalm 5, 2) wird Flötenspiel zur Psalmenbegleitung vorgeschrieben. War somit eine Mehrstimmigkeit verschiedener Instrumente ebenso wenig bekannt wie mehrstimmiger Gesang, so wurde es doch als ein besonderes Lob wohlgelungener Musik angesehen, wenn eine möglichst reine Gleichstimmigkeit erzielt wurde. Daher lesen wir 2. Chron. 5, 12 f., daß die Leviten unter Asaph, Heman und Jeduthun „sangen mit Cymbeln, Harfen und Zithern, und bei ihnen 120 Priester, die mit Trompeten bliesen. Und es war, als wäre es *einer*, der trompetete, und sie sangen, als hörete man *eine* Stimme, zu loben und zu danken dem Herrn."

Ist nun unsere Vermutung richtig, daß die Instrumentalmusik nur dann ertönte, wenn der Gesang schwieg, so wird uns das in den Psalmen so häufig gebrauchte Wort Selah um so leichter verständlich werden. Dieser seit alter Zeit verschieden aufgefaßte Ausdruck wird heute als ein Zeichen entweder für „Pause" oder für „Zwischenspiel" angesehen.

Sachlich ist nach unserer obigen Ausführung beides richtig. Denn darnach bedeutet eben jede Pause zugleich ein Zwischenspiel, sobald Instrumente zur Begleitung des Gesanges da sind. Und da alle Psalmen, in welchen Selah vorkommt, durch ihre Überschrift ausdrücklich für den öffentlichen Tempelgottesdienst bestimmt sind, ist auch zweifellos, daß dieselben mit Instrumentalmusik begleitet wurden. Die einzigen Instrumente, welche den Gesang gleichzeitig begleiten, besonders wenn derselbe mit Reigentanz verbunden war, sind die taktangebenden wie Pauke, Cymbel, Triangel, Schellen. Wir lesen 1. Chron. 16, 19, daß die drei Musikdirektoren des Tempels, Asaph, Heman und Jeduthun die Pauken in der Hand hatten, um Takt und Tempo damit zu beherrschen. So scheint es auch nach Psalm 81, 3, daß zuerst der Gesang mit Begleitung der Pauken angestimmt wurde, und dann erst die sanften Töne „lieblicher Zithern und Harfen" erschollen, wobei wohl auch die lärmenden Taktinstrumente verstummten. Nach 1. Chron. 15 bestand das Tempelorchester aus 8 Harfen höherer Stimmung und 6 um eine Oktave niedrigeren Zithern. Zu Jesu Zeiten wurde die Musik im herodianischen Tempel von 2 Harfenisten, 9 Zitherspielern und 1 Dirigenten mit der Cymbel ausgeführt. Wenn nun der Gesang an einer mit Selah bezeichneten Stelle ankam, an welcher sonach der Dichter eine Pause für das Saitenspiel vorschrieb, so gab wahrscheinlich der Dirigent, welcher auch sonst nach Gutdünken Pausen eintreten lassen konnte, ein besonderes Zeichen mit seinen metallenen Pauken, worauf die Sänger inne hielten. So wurde Sängern und Zuhörern Zeit gegeben, sich beim Klang der Saitenspiele dem zuletzt ausgesprochenen Gedanken hinzugeben und denselben auf sich wirken zu lassen. Fassen wir Selah so auf, so finden wir uns wiederum im Einklang mit orientalischen Gebräuchen, wie sie sich, ob auch nur in kümmerlichen Überresten, bis heute in Palästina erhalten haben.

Wenn zuweilen behauptet worden ist, daß weltliche Poesie in Israel nicht aufkommen konnte, sondern die Harfe Israels fast nur religiöse Gegenstände gekannt habe, so ist dies gewiß irrig. Man darf ja nur das Alte Testament aufschlagen, um das Gegenteil zu sehen. Wie unzählige Male ist hier von Jauchzen und Singen und Reigentanz die Rede! Bei jedem Volksfest, bei jeder Hochzeit, bei jedem Todesfall, in jedem Weinberg zur Zeit der Weinlese wurde Gesang angestimmt und der Reigentanz aufgeführt. Und man wußte den Gesang wohl zu schätzen. „Wie ein Rubin in feinem Golde leuchtet, sagt Sirach, also zieret ein Gesang das Mahl! Wie ein Smaragd in schönem Golde steht, also zieren die Lieder bei gutem Wein!“ (Sir. 32, 7—9.) Und Jesaja klagt von dem verödeten Lande: „Die Freude der Pauken feiert, das Jauchzen der Fröhlichen ist aus!“ (Jes. 24, 8.) Und auch an Babels Wassern noch, nachdem die frohen Klänge in den heimatlichen Bergen verhallt waren, konnten Israels Gefangene nicht von ihren Harfen lassen, den Gespielen froher Tage. Sie hingen sie an die Weiden und weinten. (Ps. 137, 2).

Aber aufbewahrt ist uns von den weltlichen Volksliedern fast nichts. Kurze Freuden- und Schmerzenslaute waren es, unmittelbar aus vollem Herzen hervorströmend, vielfach Kinder des Augenblicks, wie die beiden angeführten Lieder der Mirjam und der Weiber Israels. Sie wurden nicht für wert geachtet, gleich den heiligen Psalmen aufbewahrt zu werden. So ist es geschehen, daß uns von einem Volke, dessen lebendiger Herzschlag Gesang und Poesie war, dessen bilderreiche Sprache selbst schon Poesie ist, in dessen heiligen Schriften hundert Aufforderungen stehen, zu singen, zu jauchzen, zu preisen, so wenige Volkslieder übrig geblieben sind, daß man sogar auf die Meinung kommen konnte, es wäre gesangesarm gewesen. In Palästinas Bergen sind sie verklungen alle jene fröhlichen Lieder, die Jubellaute der Hochzeit, „die Stimme

des Bräutigams und der Braut" (Jer. 7, 34; 16, 9; Offb. 18, 23), die jauchzenden Klänge der Erntezeit, die frohen Gesänge, welche nachts durch die Weinberge ertönten. Die güldene Quelle ist verlaufen und „entschlafen alle Töchter des Gesanges." (Pred. 12, 4.)

Aber die Perlen jener Poesie, die Psalmen, tönen fort durch die Jahrhunderte, und die Nachkommen jenes Volksgesanges hört man noch heute auf den Bergen. Freilich so kunstvoll wie unsere heutigen Lieder waren jene Gesänge nicht. Aber wer lebendigen Sinn hat für edle heilige Einfalt, der muß an jenen köstlichen Psalmen mehr Geschmack finden, als an den Wettgesängen der Hellenen mit ihrem wundervollen Ebenmaß und Wohllaut. „Die Musik eines griechischen Virtuosen", sagt der Wandsbecker Bote, „der in den griechischen Spielen mehr als einmal den Preis erhalten hatte, verhält sich zu den Psalmen Davids ungefähr wie ein Solo eines leichtfüßigen Gecken, der aber ein großer Tänzer ist, zu dem Tanze des Mannes Gottes vor der Bundeslade her." Und es soll niemand denken, daß diese einfachen rhythmischen Gesänge, welche nur eben die allernotwendigsten Bewegungen einer Melodie haben, nicht fähig wären, Schmerz oder Freude in angemessener Weise zum Ausdruck zu bringen. Vielmehr ist dies gemeinsame pathetische Singen oder Sprechen (bei welchem natürlich alle dieselbe Höhe des Tones einhalten) in aller seiner Einfachheit ein getreuer Spiegel der Empfindungen der Sänger. Bei frohen Liedern, Sieges-, Hochzeits-, Festgesängen, erhebt sich die Stimme naturgemäß bei der ersten Zeile in raschem Rhythmus und senkt sich in der zweiten etwas in melodischem Tonfall. Ganz anders sind die Klagelieder. Sie haben oft etwas ungemein Rührendes und Ergreifendes. Wer sie einmal gehört hat, wird sie nicht leicht wieder vergessen. Auch hier ist alles Gefühl, alles Natur, alles unmittelbarer Erguß des Herzens. Wie bei den Weinenden be-

ginnt die Zeile in einer gewissen Tonhöhe, aber ihre Schmerzenslaute senken sich rasch in traurigem Tonfall, als sollte alle Freude und Hoffnung dahinsterben, alles Licht des Lebens für immer verlöschen.

Die Hauptdichter waren augenblickliche Freude und augenblicklicher Schmerz. Und wer wollte leugnen, daß gerade in den Augenblicksgedichten wirklich ein Stück lebendigster, unmittelbarster Poesie der Volksseele liegt und zum Ausdruck kommt, welches bei uns verloren geht, die wir nur auswendig gelernte oder abgelesene Lieder anderer singen? So war denn Israel ein sangesfrohes, liederreiches Volk, wie irgend ein anderes. Sie hatten keine schönen Melodien, sie suchten keine künstlichen Silbenmaße. Sie antworteten und jauchzten einander zu, sie tanzten einander entgegen, sie weinten und klagten „gegen einander", so daß eine Klage und eine Thräne gewissermaßen die andere weckte und hervorlockte. Ihre verlorenen Volkslieder waren voll dramatischen Lebens, gleich den noch vorhandenen Psalmen, und viele derselben ebenso rasch vergehend, wie entstehend. Anspruchslose Blumen auf Feld und Haide waren sie, voll Leben und Poesie. Mit dem Volke blühten und verwelkten sie. Der Wind wehte drüber und verstürmte Israel — und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Sie sind verhallt und verklungen in den Lüften, aber des Herrn Wort, welches durch Psalter und Harfe Israels rauschte, ist geblieben und bleibt in Ewigkeit.

Jede reine, edle Kunst gleicht einem Menschen, dessen Stirn schon Ewigkeitsluft umweht. Noch steht sie auf irdischen Höhen und ringt mit dem Stoff. Aber wie sie ihn verklärt und über sich selbst hinaushebt, so weist sie selbst über sich hinaus in eine Welt der Vollendung, in welcher auch sie mitverklärt und mitvollendet werden soll. Speziell über die Musik lassen uns die Propheten und besonders die Offenbarung Johannis nicht im Zweifel, daß ihre Pflege in

der verklärten Welt eine hervorragende Rolle spielen wird. Aber sie, die noch nicht die Fülle des Wohllautes kannten, der durch unsere heutigen Saiteninstrumente rauscht, noch den majestätischen Sturm der Töne, der durch eine mächtige Orgel braust, sie hörten auch die Klänge einer verklärten Welt nach Art der bescheidenen Harfen und Wechselgesänge herübertönen, deren heimatliche Laute sie einst durch die Hallen des Tempels Salomonis rauschen hörten. Mit Palmen in den Händen, gleich den Festbesuchern Jerusalems (Offb. 7), mit weißen Kleidern und Harfen in den Händen, gleich den levitischen Sängern des Tempels (Off. 7 und 19), so stehen sie in Gottes neuer Welt und singen, wie einst im Jehovatempel, ihre Gesänge in wechselnden Chören. (Off. 4, 8—11; 5, 9—14; 7, 9—12; 19, 1—7). Und wie einst in Israels Tempel, so schallt auch dort noch das große Wort des Fest-Hallel (Ps. 113—118; 135 und 136), angestimmt von großen Scharen aus allen Völkern und Zungen, von himmlischen und irdischen Geschöpfen und aller Kreatur (Off. 5, 9 f.), mit einer alle irdischen alten und neuen Instrumente übertönenden und überstrahlenden Musik, „wie eine Stimme großer Wasser, und wie eine Stimme starker Donner" jubelnd durch die Himmel und die Länder der verklärten Erde: „Hallelujah!"

Hochzeiten.

Die Hochzeit ist ein Fest ausgelassener Freude für alt und jung. Da bei den Muhammedanern die Vielweiberei herrscht, feiert ein Mann oft drei-, vier- oder fünfmal Hochzeit in seinem Leben. Indes haben die gewöhnlichen Leute selten mehr als eine oder zwei Frauen, weil sie die Mittel nicht haben, mehrere zu ernähren. Die Berichte über die großen Harems passen nur auf eingeschränkte Kreise, denn es kommt selten vor, daß jemand mehr als vier Frauen hat. Man muß aber nicht denken, daß durch die Vielweiberei die Vermehrung des Volkes eine größere sei, als bei den Christen. Im Gegenteil ist gerade die Muhammedanische Bevölkerung in langsamer, aber steter Abnahme begriffen. Auch ist die Vielweiberei häufig die Ursache der Verarmung eines Mannes. Anstatt eine erworbene Summe anzulegen, wird sie meist zur Anschaffung einer neuen Frau verwandt, wodurch sowohl Hauswirtschaft als Hausfriede zu Grunde gehen.

Bei der Verheiratung wird bei den Muhammedanern das Mädchen niemals gefragt, ob sie N. N. als ihren Ehegemahl aus Gottes Hand hinnehmen wolle u. s. w., sondern sie wird eben an den verkauft, der am meisten Geld giebt, nur mit der schon oben erwähnten Einschränkung, daß derjenige den Vorzug erhält, welcher aus der eigenen Sippe als Brautwerber auftritt. Aber auch der junge Mann hat meistens wenig zu sagen, wenn es sich um die Wahl seiner Braut handelt. Das besorgen lieber die Eltern oder deren Stellvertreter, ältere Brüder und Onkel, die sich in diesem Stück ein objektiveres und sichereres Urteil zutrauen, als der heißspornige Jüngling oder Knabe, der doch nur nach Gesichtspunkten wählen würde, welche in ihren Augen höchst unwesentlich sind. Zugleich wollen dieselben, weil sie die Heirat

zu stande bringen, auch ein Stück Geld bei der Partie verdienen. Auch Isaak durfte ja seine Braut nicht selbst wählen, sondern Abraham legte dies Geschäft mit ruhigem Gottvertrauen in die Hände seines treuen Knechtes Elieser. Die Braut hat noch viel weniger zu sagen; das arme Mädchen muß sich eben kaufen und gewöhnlich noch einen höchst widerlichen Schacher mit sich treiben lassen. Freilich scheint man im hohen Altertum noch edlere Sitten und Auffassungen gehabt zu haben, denn Rebekka z. B. wurde gefragt, ob sie mitziehen wolle, als Elieser seinen Auftrag dargethan hatte. (1. Mos. 24, 58.) Auch zahlte er keinen Preis für sie, denn die herrlichen Geschenke, die er mitbrachte, gab er nicht ihren Eltern, sondern ihr selbst. Und sie, freudig gestimmt durch die großen und reichen Geschenke des freundlichen fremden Greises, noch mehr ermutigt und bewegt durch die Erzählung der wunderbaren Führung Gottes, die sie am Brunnen mit Elieser zusammengeführt hatte, antwortete mit einem fröhlichen Ja und zog in die Ferne zu dem Manne ihrer Bestimmung. Aber so lieblich und fein in den Wegen Gottes ging man schon damals bald nicht mehr. Schon Rahel und Lea beklagten sich über ihren Vater: „Sind wir nicht wie Fremde (Sklaven) geachtet worden: denn er hat uns verkauft.“ (1. Mos. 31, 15.) Die ganze Art, wie sich Jakob seine Frauen erwirbt, ist übrigens echt orientalisch und entspricht durchaus den heute noch unter den Fellachen geltenden Sitten, obschon inzwischen 3000 bis 4000 Jahre verstrichen sind. Daß Jakob die Tochter seines Onkels etwa umsonst bekommen sollte, dieser abenteuerliche Gedanke ist ihm sicher ebensowenig gekommen, wie irgend einem Palästinenser unserer Tage. Bezahlt muß eine zu verheiratende Tochter werden, wenn nicht in Geld, so doch durch andere Leistungen, vielfach durch ein anderes Mädchen, etwa eine Schwester des Bräutigams, welche dann einem Bruder der Braut zur Frau gegeben wird. Diesen uralten

Sitten begegnen wir nicht nur bei dem Stamme der Hebräer, sondern auch bei den früheren Bewohnern des Landes, den Kanaanitern (1. Mos. 34, 12). Ja selbst das hebräische Wort, welches schon im grauen Altertum diesen Kaufpreis oder die Morgengabe bezeichnete, mohar (1. Mos. 34, 12; 2. Mos. 22, 16; 1. Sam. 18, 25) hat sich bis zum heutigen Tage in derselben Bedeutung im Munde der Bevölkerung des Landes erhalten (mahhr). Diese Sitten scheinen sich in Israel niemals geändert zu haben. Jedenfalls aber dürfen wir annehmen, daß, je besser der sittliche Zustand des Volkes Israel in den verschiedenen Perioden war, die idealen Gesichtspunkte trotz Beibehaltung der alten, selbstverständlichen Formen die materiellen durchaus überwogen. Heute freilich kommen in Palästina bei den Muhammedanern, auch bei den meisten Christen der alten Kirchen, lediglich materielle Rücksichten in Betracht. Die Zuneigung und Liebe der Braut darf kein Wörtlein mitsprechen, wenn die materiellen Anerbietungen nicht genehm sind. Man mag das Mädchen wohl auch fragen: Willst du mit diesem Manne ziehen? Aber sie dürfte sich nicht unterstehen, nein zu sagen, wenn die Eltern die Heirat wünschen; oder es würde ihr wenigstens gar nichts helfen. Wer die Wahl hat, hat die Qual. Der Mensch soll nach orientalischen Begriffen das Verhältnis zu seinem Weibe als ein gegebenes betrachten, nicht als ein gewähltes, wie man sich auch seinen Vater und seine Mutter, Geschwister und Kinder nicht auswählen kann, sondern sie eben nehmen muß, wie man sie bekommt und an ihnen viele Freude und viel Herzeleid erleben kann. Die Eltern und Vormünder wählen nach ihrer bewährten Erfahrung, und probatum est, die Ehen sind meist „glücklich“. Schon vom achten bis zehnten Jahre an lernen sich so manchmal die Kinder als Mann und Frau ansehen und behandeln, und müssen daran ebenso gut lernen, wie Geschwister lernen müssen, sich mit einander zu vertragen

und einander lieb zu haben. Die Sage erzählt, daß auch Maria, die Mutter Jesu, bei ihrer Verlobung erst fünfzehn Jahre alt gewesen sei, und gewiß ist dies nicht unwahrscheinlich. Sehr wahrscheinlich haben wir uns dieselbe bei ihrer Verheiratung nach orientalischer Sitte noch als eine ganz jugendliche Gestalt zu denken. — Eines wird jedenfalls bei diesen Gebräuchen vermieden, was in unseren abendländischen Verhältnissen oft als ein Mißstand empfunden wird: es kommt überaus selten vor, daß ein Mädchen durch irgendwelche unglückliche Ursachen, an denen sie nicht schuldig ist, von der Ehe ausgeschlossen bleibt.

Schon bei der Verlobung wird gewöhnlich ein Fest gefeiert, und zwar ist bei den Christen eine kirchliche Feier damit verbunden. Neulich habe ich in Beit-Djâla drei Paare verlobt. Fast das ganze Dorf war zugegen. Da das Haus natürlich zu klein war, alle Gäste zu fassen, stiegen wir auf die Dächer, auf denen man bequem von einem Hause zum andern hinübersteigen kann. Dort droben entfaltete sich eine kindliche Fröhlichkeit, sie „sangen und spielten vor dem Herrn". Die jungen Männer stellten sich in zwei Chören einander gegenüber und sangen Kriegs- und Hochzeitslieder, in welchen immer ein Chor dem andern refrainartig antwortete. Der Gesang wurde taktmäßig mit Händeausbreiten, Klatschen, Niederbeugen auf die Erde und allerlei Pantomimen und Mienenspiel begleitet, welche den Inhalt des Gesanges nachdrücklicher hervorheben sollten. Die Frauen stimmten dazwischen hinein ihre Weisen an; eine Vorsängerin sang selbstersonnene Augenblicksgedichte, worauf der übrige Chorus antwortete. Die zwischenhinein von den Frauen angestimmten Triller (sagharît) hatten Ähnlichkeit mit dem Krähen eines Hahnes. Nachher wurde eine Andacht gehalten über das Wort aus Hosea: „Ich will mich mit Dir verloben in Ewigkeit! u. s. w." Jeder Bräutigam gab mir dann einen

in ein seidenes Kopftuch eingewickelten Thaler. Das Tuch mußte ich der Sitte gemäß während des Gebetes zusammengefaltet in der Hand halten und gab es dann dem Vater der Braut mit den Worten: „N. N. ich übergebe dir diesen Mandil (Kopftuch) mit seinem Inhalt zum Zeichen, daß deine Tochter N. N. von nun an mit N. N. verlobt ist."

Nach der Verlobung darf der Bräutigam seine Braut offiziell nicht mehr sehen bis zur Hochzeitsnacht, wie denn bei der obigen Verlobung auch keine der drei Bräute sichtbar wurde. Freilich so hinterlistig sind die Väter nicht mehr wie einst Laban, welcher — mit Benutzung dieser alten Sitte — dem Jakob die Lea anstatt der Rahel gab. Das würde sich auch niemand mehr gefallen lassen. Tritt in dieser Zeit der Bräutigam in das Haus ein, in welchem sich seine Braut befindet, so muß sich diese sofort entfernen oder sich wenigstens mit einem dichten Schleier verhüllen, welcher ihre Züge ganz unkenntlich macht. Von Rebekka wird erzählt, daß sie, sobald sie ihren Bräutigam Isaak kommen sah, ihren Mantel nahm und sich verhüllte, als sie hörte, daß der Nahende ihr Herr sei. (1. Mos. 24, 65.) Allerdings steht die Braut bei ihrer Verlobung meistens in einem Alter, in welchem sie überhaupt bei der ganzen Verheiratung kaum etwas anderes näher berührt, als die Neuheit der Sache und die Aussicht auf schöne Kleider und Schmuckgegenstände. Ja, sie werden gar oft verlobt, ehe sie noch sprechen und gehen können. Aber auch bei ihrer Verheiratung befinden sich diese Kinder sehr oft in einem gar zu jugendlichen Alter, wobei allerdings zu bedenken ist, daß sich die Orientalen physisch viel schneller entwickeln, als die Abendländer. An manchen Orten gehört es nicht zu den Seltenheiten, wenn man zwölfjährige Mütter und vierzehnjährige Väter findet. Ein zwanzigjähriges Mädchen gilt schon als „altes Weib", welches fast mit jedem Freier vorlieb nehmen muß. Wie oft wird hier eine Braut in das Dorf ihres

Bräutigams abgeholt, welche kaum acht oder neun Jahre alt ist. Das kleine Ding sitzt dann droben auf einem hohen Kamel oder einem Maultier, trägt einen gezückten Krummsäbel aufrecht in der Hand, den sie kaum tragen kann, weil er so lang ist wie das ganze kleine Bräutchen. Von ihr selbst sieht man dabei gar nichts, denn sie ist von oben bis unten in Tücher und Schleier eingehüllt, so daß man nur ein Häufchen Glück oder Unglück unter Tüchern auf dem mächtigen Sattel droben sitzen sieht. Um das Reittier her aber tanzt, springt, singt und lärmt eine frohe Menschenmenge. Sie heben eine Art rhythmisches Geschrei an, denn Gesang kann man den Höllenlärm nicht nennen. Greise, Männer, Frauen, Kinder jubeln und springen um sie her. Der Vorsänger, welcher zugleich Festordner bei der ganzen Hochzeit ist, ruft einige rhythmische Worte, worauf das ganze Volk mit Händeklatschen und anmutigen Pantomimen seine Antwort ebenso kurz zurückruft. Wendet sich der vorausgehende Festordner, der zugleich als Tanzmeister fungiert, um und wirft seinen Säbel auf die Erde, so macht der ganze Zug Halt, niemand darf den Säbel überschreiten, sondern singend tanzen die Männer, während das Volk ihrem Zuruf ebenso antwortet. Jedes dieser Augenblickskinder, vom bejahrten Greise bis zu den kleinen Kindern, welche kaum mittrippeln können, ist bei solcher Gelegenheit so ganz der Lust und Freude hingegeben, und ein so kindliches Vergnügen, das von keiner Wolke am Himmel weiß, strahlt aus ihren Gesichtern, daß man in solchen Augenblicken kaum denken kann, daß man ein über die Maßen unterdrücktes und geknechtetes Volk vor sich hat.

Der erwähnte Festordner und Vorsänger ist jedesmal der beste Freund und Kamerad des Bräutigams. Wie der Taufpathe, so heißt auch er sch'bîn, wodurch sein besonders inniges Verhältnis zum Bräutigam ausgedrückt werden soll. Er ordnet das ganze Fest an, leitet alle Zeremonien und setzt

seinen ganzen Stolz darein, seinem Freunde ein möglichst schönes, herrliches Fest zu bereiten. Niemand scheint an dem Glücke der Brautleute so innigen Anteil zu nehmen, wie er. Und wenn er seinen Freund bei den Hochzeitsgesängen fröhlich mitjubeln hört, so strahlt sein Gesicht vor Vergnügen und er freut sich hoch über des Bräutigams Stimme. Ist aber einmal die Braut dem Bräutigam zugeführt, so tritt auch er, der bisher die hervorragendste Rolle beim Feste gespielt, naturgemäß in den Hintergrund und entfernt sich mit den übrigen Verwandten und Festgästen. Mit diesem Festordner verglich sich Johannes der Täufer, als einmal seine Jünger ihm klagten, daß sich das Volk mehr und mehr von ihm ab- und Jesu zuwende. Da antwortete er: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber stehet und höret ihm zu, und freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme. Dieselbige meine Freude ist nun erfüllet. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." (Joh. 3, 29. 30.)

Bevor aber der Bräutigam die Braut erhält, muß er auch den Verwandten der Braut seine Geschenke geben — eine alte Sitte, welche wir schon von der Geschichte des Elieser her kennen. Oft wird vorher noch stundenlang in der widerwärtigsten Weise gehandelt, damit man möglichst viel Geld vom Bräutigam herausschlage, bis endlich dem Bräutigam die Braut zugeführt wird, und die eigentliche Hochzeit beginnt.

Schon bei diesem Zuge hat die Braut ihren vollen Brautschmuck an. Für diesen hat der Bräutigam zu sorgen, und es ist ein Hauptgegenstand der Verhandlungen vor der Hochzeit, wie viel der Bräutigam der Braut an Schmuck liefern muß. Dieser Schmuck hat abgesehen von Fingerringen und Spangen meist einen sehr handgreiflichen Geldwert. Besteht er doch zum größten Teile aus Gold- oder Silbermünzen, welche sämtlich durchlöchert (aber trotzdem gangbar) an einem

starken Bindfaden perlenschnurartig an einander gereiht sind. Die meisten dieser Münzen werden an die eigentümliche, feste Mütze angeheftet, so daß sie Stirn und Gesicht wie ein Kranz umrahmen. Ein weißes, oft wunderfein gesticktes Tuch wallt über Mütze und Goldschmuck malerisch herab. Andere dieser Münzen dienen als Halsband, das bis an die Brust herabreicht, während die Arme mit schweren Spangen geschmückt sind. Dieser Schmuck ist der größte Schatz der jungen Frau. So schwer er auch auf dem Haupte lastet, nie wird ihn die Frau ohne große Not aus der Hand geben. Selbst bei Nacht während des Schlafes, selbst während der Krankheit legt sie die drückende Last nicht ab. Nur bei Tage, so namentlich während des Trauertanzes bei Sterbefällen, legt sie denselben etwa an einem sicheren Orte nieder. Daher ist es ein so zutreffender Vergleich, wenn Jeremia (2, 32) klagt: „Vergißt doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers. Aber mein Volk vergißt meiner ewiglich!“

Die eigentliche Hochzeitsfestlichkeit beginnt erst nach Sonnenuntergang, welchem in Palästina die Nacht rasch zu folgen pflegt. Da wird die Frau eingeholt mit lautem Jubelruf und Lichterglanz, welcher die Häuser in der dunklen Nacht seltsam beleuchtet. Glückwunschrufe tönen durch die Nacht, Verwandte und befreundete Frauen führen die Braut in ihr neues Heim, wo alsdann der Bräutigam erwartet wird. Von seinen Freunden und Verwandten umringt, erscheint derselbe endlich. Die Weiber eilen ihm mit Fackeln und Windlichtern und frohen Zurufen entgegen und bringen ihn zu seiner Braut. Kann man sich über den Geldpunkt lange nicht einigen, so dauert es auch heute noch oft bis Mitternacht, ehe dieser Augenblick eintreten kann. Diesen Moment hat der Herr im Auge wenn er uns von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen erzählt und diese zu einem Gleichnis der Menschenkinder macht, welche allezeit wachen und auf den himm-

lischen Bräutigam warten sollen, die Lampen mit Oel gefüllt, damit sie nicht einst zu spät kommen und ausgeschlossen werden. (Matth. 25, 1).

Ich habe diese Darstellung, welche mir von anderen Gegenden des Landes mitgeteilt wurde, zuerst gegeben, weil sie am meisten dem Gleichnisse des Herrn entspricht. In Bethlehem und dessen Umgegend findet sich diese Sitte nicht. Hier kommt am Abend, wenn die Sonne untergegangen und die Nacht hereingebrochen ist, eine Schar von Jungfrauen (nie verheiratete Frauen), sie tragen hohe Leuchter und Fackeln in den Händen. Es sind dies lange Stangen, um deren oberes Ende große, ganz mit Olivenöl gesättigte Lappen gewickelt sind. Diese brennenden Fackeln tragen sie in feierlichem Festzuge bis zum Hochzeitshause, wo sie mit den Fackeln allerlei Tänze und Reigen aufführen, bis dieselben erlöschen. Dort dauert dann die Freude mit ihren Äußerungen eine Woche hindurch noch lange in die Nacht hinein fort. Auch Simson hatte sieben Tage lang Hochzeit (Richt. 14, 12). Das ist in dieser Zeit ein Jubeln und Schallen durch die sternklaren Nächte! Oft können wir's sehen und hören, wenn etwa in unserer Nachbarschaft einmal Hochzeit gefeiert wird. Fackelschein erhellt den Hof und die benachbarten Häuser, Pauken und Flöten erklingen über die Dächer und durch die Straßen der Stadt. Bald ziehen sie durch die Gassen und in der Ferne verhallt nach und nach ihr Jauchzen, bald ertönen ihre frohen Weisen in unmittelbarer Nähe aus dem Haus oder Hof der Hochzeit. So sehr ist eine Hochzeit für den Orientalen der Inbegriff aller Freude, daß man dieselbe kurz „die Freude", die Hochzeitslieder „die Stimmen der Freude" nennt. „Wie können die Hochzeitsleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?" fragt der Herr (Matth. 9, 15). Zur Zeit der Blüte Jerusalems hallte und schallte dieser frohe Reigen wohl jede Nacht durch die Straßen und über die Dächer Jerusalems

hin, „die Stimme der Freude“ nahm kein Ende bei dem glücklichen Volke, Paukenschall, Harfenton und jauchzender Hochzeitsreigen. Wie traurig mußte es daher den Propheten vorkommen, als es nach der Wegführung der Juden nach Babel so totenstill in Jerusalems Gassen wurde. „Die Freude der Pauke feiert — so klagen sie — das Jauchzen der Fröhlichen ist aus und die Freude der Harfen hat ein Ende. Der Herr hat von den Städten Judas und auf den Gassen Jerusalems weggenommen das Geschrei der Freude und Wonne und die Stimme des Bräutigams und der Braut!“ (Jes. 24, 8; Jer. 7, 34).

Zweimal führt uns das Neue Testament zu einem Hochzeitsmahl, bei der Hochzeit zu Kana und in dem Gleichnis von der königlichen Hochzeit. Auf den Bildern, welche die Hochzeit zu Kana (Joh. 2, 1) darstellen, finden wir gewöhnlich eine große Tischgesellschaft, welche am hellen Tage um eine weißgedeckte Tafel mit Tellern, Messern und Gabeln herumsitzt; Braut und Bräutigam sitzen neben einander, während der Herr etwa den Ehrenplatz neben der Braut einnimmt. Das mag für eine abendländische Hochzeit eine ganz hübsche Anordnung sein, für das Morgenland aber paßt sie nicht. Vor allem fand die Mahlzeit, ein „Abendmahl“ (s. o.), nicht bei Tage, sondern am Abend statt. Ferner nahm die Braut an der Mahlzeit der Männer überhaupt nicht teil, sondern hielt sich abgesondert bei den Frauen, mit welchen sie auch aß. Daß der Bräutigam seine Braut während der eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten noch gar nicht zu sehen bekam, da sie stets verschleiert ging, haben wir ja schon oben gesehen. Das Hochzeitsmahl fand wie gewöhnlich im Hause des Mannes, nicht im Brauthause, statt. Daher macht nachher der „Speisemeister“ dem Bräutigam Vorwürfe über unrichtige Besorgung des Weines. Auch Maria mit ihrem Sohne, dem bisherigen Baumeister und nunmehrigen Lehrer

samt seinen Jüngern war geladen. Wahrscheinlich war sie, die im Unterschied von Joseph aus Nazareth stammte und somit ihre Verwandten in jener Gegend hatte, mit den Hochzeitleuten verwandt oder doch sehr nahe befreundet; sonst hätte man sie nicht mehrere Stunden weit zur Hochzeit geladen. Die Thür des Hauses war während der Hochzeitsfeier offen, das ganze Dorf konnte teilnehmen, jedermann war willkommen. Selbst der ärmste Bettler und Fremdling wird auch heute noch bei solcher Gelegenheit nie zurückgewiesen, sondern darf freundlicher Aufnahme und Bewirtung sicher sein. So ist es denn eine bewegte Gesellschaft, welche wir auf der Hochzeit zu Kana treffen, und es ist nicht daran zu denken, daß sie, an orientalische Sitte gewöhnt, sich der festen und steifen Ordnung einer Tafelgesellschaft bequemte. Eine Tafel war überhaupt nicht im Hause, dagegen waren Teppiche auf dem Boden ausgebreitet und Kissen darauf gelegt, so daß sich jedermann bequem niederlassen konnte. Es ist überhaupt unwahrscheinlich, daß der größere Teil der Gesellschaft inwendig im Hause war. Denn die Häuser sind bei Hochzeitsfeiern gewöhnlich zu klein, die Gäste zu fassen. Daher sitzen oder stehen die meisten im Hofe oder auf einem nahen freien Platze umher, gehen ungezwungen bald dahin, bald dorthin, um sich mit anderen zu unterhalten, während die bedienenden Anverwandten („die Diener" Joh. 2.) allerlei Speisen und Getränke umhertragen und mit höflichen Gebärden anbieten. An einem besonderen Orte des Hofes standen wohl die Weiber, und die Jungfrauen mit den Oelfackeln stimmten frohe Hochzeitslieder an und tanzten den Reigen. Unter die Jubelrufe der Frauen, welche durch die Nacht schallten, mischten sich die Hochzeits- und Kriegslieder der Jünglinge und Männer, welche an einer anderen Seite des Hofes für sich den Hochzeitsreigen aufführten. Hauptsächlich ältere Leute, welche sich die Äußerungen der Freude gerne in be-

haglicher Ruhe anhörten, saßen drin im Hause bei Lampenlicht auf den Teppichen.

In irgend einer Ecke standen dort große Thonkrüge, in welchen auch heute noch der Wein, oben mit einer kleinen Schicht Olivenöl luftdicht bedeckt, aufbewahrt wird. In Bechern wurde derselbe herumgereicht. Maria, welche als Nahestehende oder Verwandte sich mit um die Aufwartung bekümmerte, bemerkte, daß der Wein ausging. Wie gewöhnlich, wenn sie Rats bedurfte, wandte sie sich an ihren Sohn, ihren bisherigen Ernährer und Versorger: „Sie haben nicht Wein!“ Jesus antwortete ihr: „Weib! was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht hier.“ (Joh. 2, 4). Man hat manchmal diese Antwort außerordentlich ernst, fast streng aufgefaßt. Aber die Redensart: „Was habe ich mit dir zu schaffen?“ oder wörtlich; „Was ist mir und dir?“ ist auch heute noch gebräuchlich, und auch heute kann nur die Betonung über den Sinn entscheiden. Auf Deutsch heißt dieselbe so viel als: „Was geht's mich an!“ Dies kann ebenso in ernstem und mürrischem, wie in scherzhaftem Tone gesagt werden. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß dies Wort damals im Munde des Herrn einen freundlich humoristischen Klang hatte. Denn daß Jesus im Kreise der Fröhlichen, deren Freude er liebenswürdig teilte, ja durch ein so namhaftes Geschenk an Wein (500 Liter) wesentlich erhöhte, bei einem so unschuldigen Anlaß gerade seine Mutter mit einem feierlichen, fast rauhen Ernst abgewiesen hätte, ist nicht denkbar. Vollends die Anrede „Weib!“ hat für orientalische Ohren gar nichts Unfreundliches oder Abweisendes. So reden heute noch bei den Fellachen die Männer ihre Mütter und Frauen in freundlichstem Tone an „(jâ mára!)“, und auch am Kreuze richtete der Herr dieselbe Anrede als letztes Wort der Liebe an seine Mutter: „Weib, siehe das ist dein Sohn!“ Wollen wir diese Anrede auf gut Deutsch ausdrücken, so werden wir

statt „Weib!“ am richtigsten „Liebe Mutter!“ sagen. „Liebe Mutter! Was gehen mich deine Sorgen der Aufwartung und Bewirtung an!“ so etwa sagte freundlich lächelnd der Herr zu seiner Mutter. Und ernster werdend, fügte er hinzu: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, ein Wort, welches Maria wahrscheinlich zunächst gar nicht verstand. Sie war jedenfalls durch die Antwort Jesu gänzlich befriedigt. Aus dem Tone derselben hatte sie entnommen, daß er ihr helfen wolle. Darum sagt sie sofort zuversichtlich zu den Aufwärtern: „Was er euch sagt, das thut!“ An ein Wunder hat sie dabei natürlich nicht gedacht, denn sie hatte noch nie ein Wunder von ihm gesehen. Sie war über dasselbe ebenso erstaunt, wie die übrigen Hochzeitsgäste, welche nachher noch lange die Weinkrüge umstanden haben mögen, welche auf so seltsame Weise gefüllt worden waren.

In dem Gleichnis von der königlichen Hochzeit führt uns der Herr zu einem Hochzeitsmahl im großen Stil. (Matth. 22, 2—14; Luk. 14, 16—24). Es ist heute noch allgemeine Sitte, daß nicht die Eltern der Braut noch der Bräutigam die Hochzeit besorgen, sondern der Vater des Bräutigams oder dessen Stellvertreter. Darum beginnt der Herr: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte.“ Je höher der Rang des Hochzeitsgebers ist, desto mehr entspricht es seiner Würde, recht viele Gäste einzuladen. Ist nun schon bei Privatleuten das Fest ein möglichst öffentliches, woran fast jedermann teilnehmen kann, wie vielmehr ist dies der Fall, wenn einmal ein König seinem Sohne Hochzeit macht! Natürlich hält es jedermann für eine Ehre und Freude, eingeladen zu sein, und niemand wird sichs zweimal sagen lassen, zu kommen. Man läßt alles stehen und liegen, Familie, Äcker, Vieh, Hantierung und kommt zur Hochzeit. An Zeitverlust denkt der Orientale nicht, kennt er doch kaum den Begriff der kostbaren Zeit. Wer darauf an-

gewiesen ist, sein täglich Brot im Schweiß seines Angesichts zu verdienen, der geht um so lieber, denn hier hat er ja den ganzen Tag zu essen und zu trinken umsonst. Jener König im Gleichnis hat alles zum Festmahl gerüstet. Die Ochsen für das Festmahl sind geschlachtet, das Haus geräumig gemacht, die Höfe geschmückt, in großen Kesseln im Hofe brodeln und kochen die Schlachttiere und harren der Gäste. Die Knechte gehen, wie es auch die heutige Sitte noch erfordert, die Gäste zu rufen. Aber wer sollte es denken! Sie wollen nicht. Das ist für einen Orientalen geradezu undenkbar. Auch der König kann es noch nicht glauben, es muß ein Mißverständnis sein. Er sendet nochmals hin, aber sie wollen wieder nicht. Sie hören die Einladung an, als ginge es nicht zur Hochzeit am Königshof, sondern zum Frohndienst. Eine schwerere Beleidigung konnten sie nach morgenländischer Auffassung dem freigebigen Hochzeitgeber nicht anthun. Aber um ihrer Grobheit noch die Krone aufzusetzen, greifen sie einige der Diener, welche doch nur die freundliche Einladung überbringen wollten, verhöhnen sie oder schlagen sie tot. — Durch dies Gleichnis will der Herr zeigen, daß er ein königliches Reich habe, in dessen Festsaal zur höchsten Freude eingeladen wird, daß aber, so unbegreiflich und fast undenkbar es auch sein mag, die ehrende und gütige Einladung aufs schändlichste und empörendste zurückgewiesen wird. Drastischer und einleuchtender konnte der Herr seinen morgenländischen Zuhörern die Feindschaft der Juden gegenüber der göttlichen Freundlichkeit gar nicht zeichnen. Ich hatte das Glück vielen zugedacht, sagt der Herr zu seinen Knechten, aber sie waren's nicht wert. Darum schickt er sie nun auf die Straßen, einzuladen, wen sie finden. Und sie brachten alles herein, Böse und Gute, und die Tische wurden alle voll. In dem geräumigen Saale des Königsschlosses war eine große Zahl der im Orient üblichen niederen Tische aufgestellt. Um sie lagerten

die Gäste auf Teppichen und Polstern, von welchen sie sich beim Eintritt des Königs zur Begrüßung sofort erhoben. Selbstverständlich erwartet man von jedem Gaste, zumal bei einer königlichen Hochzeit, daß er in einem anständigen, reinem Anzuge erscheine. Nur kommen die Männer nicht schwarz in schwarz, welches man im Abendlande wunderlicher Weise für die geeignetste Farbe hält, um festliche Freude auszudrücken, sondern in den farbenreichen, faltigen, oft feingestickten und seidenen Trachten, welche uns im Orient überall so geschmackvoll entgegentreten. So mag denn auch jene im Königssaale versammelte Gesellschaft einen überaus malerischen Anblick geboten haben. Viele Reisende und Ausleger erzählen zu diesem Gleichnis, daß im Morgenlande die Sitte herrsche, daß der Hochzeitgeber jedem Gaste ein Feierkleid schenkt; und man hat daraus die hübsche Anwendung gezogen, daß auch im Reiche Christi das Kleid der göttlichen Gerechtigkeit umsonst geschenkt wird. Nur schade, daß im Morgenlande selbst von dieser für die Gäste so angenehmen Sitte nichts bekannt ist. Einen solchen Luxus könnte sich ja fast kein Mensch gestatten, und jener König erst recht nicht, welcher unvermutet alles Volk hereinbringen ließ, das auf den Landstraßen aufzutreiben war. Auch wäre es dann ganz unverständlich, wie der König, als er hereinkam, die Gäste zu besehen, einen finden konnte, der kein hochzeitlich Kleid anhatte. Im Gegenteil will dies Gleichnis betonen, daß jeder Eingeladene natürlicherweise verantwortlich und verpflichtet ist, in entsprechender festlicher Kleidung zu erscheinen. Wer das nicht will oder kann, soll wegbleiben, um nicht Hausherrn und Festgesellschaft durch seinen ungebührlichen Anzug zu beleidigen.

Man hat eingewendet, daß durch Bestreitung jenes angeblichen Gebrauches „die eigentliche Spitze“ des Gleichnisses verloren gehe. Aber in diesem Falle würde der Herr in jenem Gleichnisse uns zwar sehr vieles mitteilen, nur nicht „die

eigentliche Spitze" desselben, welche er ganz mit Stillschweigen übergehen würde. Daß aber die Vorgänge bei Josephs Wiedererkennen seiner Brüder und bei Simsons Hochzeit jene vermeintliche Sitte bestätigen oder doch beweisen, daß man „in der Fülle patriarchalischen Behagens" gerne eine Menge, in diesem Falle Hunderte solcher „Luxusstücke" von Kleidern angehäuft habe, „wie heutzutage die Fürsten Massen von Schmucksachen auf Reisen zur Verteilung bereit haben müssen", ist eine grundlose Einbildung. Die Spitze des Gleichnisses besteht also darin, daß der Herr jedem die Verpflichtung zum Bewußtsein bringen wollte, in einem hochzeitlichen Kleide zu erscheinen. Die Frage, *woher* sich jener Mann dasselbe hätte verschaffen sollen, wird hier gar nicht berührt, das steht auf anderen Blättern des Evangeliums geschrieben. Wie so oft geht auch hier die *Sache* über das Gleichnis hinaus. Denn allerdings wird denen, welche ernstlich darum bitten, das Feierkleid für die himmlische Hochzeit durch freie göttliche Gnade geschenkt.

Die Freuden der Hochzeit hat der Herr überhaupt mit sichtlicher Vorliebe zum Gleichnis himmlischer Dinge gemacht. Wenn jemand zur Hochzeit geladen ist und bis tief in die Nacht ausbleibt, so müssen seine Knechte warten, bis er zurückkommt. Also sollen wir „gleich sein den Menschen, die auf ihren Herrn warten, wenn er aufbrechen wird von der Hochzeit, auf daß, wenn er komme und anklopfe, sie ihm bald aufthun. Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet." Ja, sein ganzes Verhältnis zu der zu erlösenden Menschheit, den Grund seiner Menschwerdung und seines bittersten Leidens, hat er in die holde Poesie und Innigkeit des fröhlichsten, seligsten, irdischen Verhältnisses gekleidet, das der bräutlichen Liebe. In welche Tiefen seines Herzens läßt es uns daher ahnend hineinblicken, wenn er sagt: „Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der

seinem Sohne Hochzeit machte!“ Die Menschheit ist seine gefangene Braut, die er mit mächtiger, kein Hemmnis achtender Liebe aus dumpfem Kerker erlöst und heimführt ins lichte Vaterhaus, wo die „Hochzeit des Lammes“ bereitet ist. Von diesem Hochzeitsmahle ist die Rede, wenn es Offb. 19, 7 vergl. 9 heißt; „Selig sind, die zu dem Abendmahl des Lammes berufen sind!“

Grab und Totenklage.

Man sagt von einem kaukasischen Bergvolk, daß die Leute dort weinen, wenn ein Mensch geboren wird, dagegen lachen und guter Dinge sind, wenn einer stirbt. Sie meinen, geboren werden sei in dieser Welt voll Mühsal das größte Unglück, sterben dagegen und scheiden von dieser bösen Welt sei das größte Glück. Fast möchte man zuweilen vermuten, die Araber seien derselben Ansicht, wenn man einem Leichenschmaus bei ihnen zusieht. Allen in der Bekanntschaft und Verwandtschaft ist derselbe eine der willkommenen Gelegenheiten, dem Magen wieder einmal ein reichlicheres Maß von eßbaren Dingen aufzuladen, als unter gewöhnlichen Verhältnissen gestattet ist. Sobald der Mensch gestorben ist, kommen sie zusammen, um zu trösten, dann geht das Essen los und hört nicht auf, bis man den Toten hinausträgt in sein kühles Grab. Man wird indes jene Vermutung bald aufgeben, wenn man die Totenklage hört. Sie ist in ihren Formen noch ebenso schmerzlich, wie in den Zeiten Israels. Sind auch die

Gebräuche da und dort etwas anders geworden, so finden sich doch noch Züge genug, welche uns die alten biblischen Geschichten lebhaft ins Gedächtnis zurückrufen.

Dies zeigt sich schon in der Art, wie man hierzulande sein Beileid auszudrücken pflegt. Noch ehe ein Totkranker verschieden ist, versammelt sich um ihn die ganze Menge der Verwandten, Nachbarn und Freunde, um durch ihre Gegenwart oft tagelang ihre Teilnahme zu bekunden, obschon dieselbe dem armen Hausvater durch ihr beständiges Kaffeetrinken und Essen nicht wenig kostet und nebenbei dem Sterbenden durch ihr unabläßiges Schwatzen und Lärmen die letzten Stunden erschwert. Neulich besuchte ich eine sterbende Frau. Ich fand das ganze Zimmer voll von schwatzenden Menschen, welche das Ende derselben erwarteten. Ich trieb sie alle hinaus mit Ausnahme des Mannes und des Evangelisten, um doch noch ein ruhiges Wort vor ihrem Tode mit ihr sprechen zu können. Auch wenn ich bei Beerdigungen ins Sterbehaus komme, wo eine kurze Andacht stattfindet, bevor der Tote fortgetragen wird, so schallen von Weitem schon Trauermusik und Klagetöne aus dem Hause, und es hält oft schwer für den Pastor, sich Gehör zu verschaffen. Auch die Juden zu Jesu Zeiten scheinen ähnliche Sitten beobachtet zu haben. Als Jesus in das Haus des Jairus kam, hörte auch er schon von Weitem Trauermusik und Klagegeschrei. „Und als er in des Obersten Haus kam und sahe die Pfeifer und das Getümmel und die da sehr weineten und heuleten, ging er hinein und sprach zu ihnen: Was weinet ihr (wörtlich: was lärmt ihr)? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ Aber das tote Kind vor ihnen redete für sie eine überzeugendere Sprache als Jesus. Ein schmerzliches Lächeln war ihre Antwort. Dann trieb sie Jesus alle hinaus, nahm das Kind und rief es ins Leben zurück. (Matth. 9, 18; Mark. 5, 22 ff.)

Das Begräbnis findet, wo immer möglich, noch am Todestage statt. Oft wenn in Beit-Djâla nachmittags jemand gestorben ist, liegt zwischen Tod und Begräbnis nur so viel Zeit, daß ein Grab gegraben und ich gerufen werden kann. Es kann vorkommen, daß der Tote schon zwei Stunden nach seinem Tode in der Erde ruht. Geeilt wird besonders, wenn der Abend naht; denn die Leute halten es für eine schlimme Vorbedeutung wenn jemand nach Sonnenuntergang beerdigt wird. Auch der Herr wurde wenige Stunden nach seinem Tode ins Grab gelegt. Komme ich zur Beerdigung an, so ist inzwischen der Tote in Leinen gewickelt und wird, wie immer, ohne Sarg auf eine Tragbahre gelegt. Ein langer Zug folgt der Leiche bis zum Grabe. In der deutschen Heimat pflegt die Kleidung aller Leidtragenden schwarz zu sein. Anders in Palästina. Im Altertum kleideten sich die Männer zum Zeichen der Trauer mit dem „Sack" Dieses Kleidungsstück hat mit der Form eines Sackes natürlich nichts zu thun, sondern es ist wahrscheinlich jener rauhe, schwere Stoff aus Ziegenhaar gemeint, aus welchem die Beduinen heute noch, natürlich entsprechend stärker, ihre Getreidesäcke und auch ihre Zelte herstellen. Schwarze Mäntel von solchem Stoffe scheinen die Trauerkleider der Männer gebildet zu haben. Dieselben werden auch heute noch getragen, aber nicht zum Zeichen der Trauer. Nur die Frauen haben heute noch eine besondere Trauertracht. Sie folgen dem Toten in langem Zuge, welcher wegen ihrer einfachen, schönen Trauerkleider sehr malerisch aussieht. Über der berühmten wunderschönen Tracht der Bethlehemitinnen mit ihren frischen Farben und geschmackvollen Stickereien tragen die Frauen einen meist rot und schwarz gestreiften Mantel, und über diesem als Trauerzeichen ein langes, in reichen Falten vom Kopf bis zu den Füßen herabwallendes Tuch von weißer oder schwarzer Farbe, an dessen Säumen schwarzrote Troddeln und Fransen hängen.

Mit ernst abgemessenem Schritte folgen sie dem Zuge. Und hier ist eine der seltenen, fast die einzige Gelegenheit, wo wenigstens äußerlich zuweilen die Würde der Frauen zum Ausdruck kommt. Während sie so dahinziehen, stimmen sie gemeinsam die Totenklage an, über deren musikalischen und rhythmischen Charakter schon oben einiges mitgeteilt ist. Am traurigsten ist die Klage, wenn der Hausherr gestorben ist. Sie ist trostlos und herzbrechend und kommt in den verzweiflungsvollsten Gebärden zum Ausdruck. Schon im Alten Testament erfahren wir, daß die Leidtragenden im „Sack und in der Asche" trauerten (Matth. 11, 21 u. a.). Und wenn wir heute sehen, wie die Frauen bei Todesfällen Staub und Erde auf den Kopf werfen, ja sich im Staube wälzen, so werden wir unwillkürlich an jene alttestamentlichen Berichte erinnert, wonach die Israeliten zum Zeichen der Trauer in der Asche saßen, sich in der Asche und im Staube wälzten (Jer. 25, 34; Klagel. 3, 16) oder Staub auf ihre Häupter warfen (Hes. 27, 30 ꝛc.). Indes ist dies nicht das einzige Trauerzeichen. Die Frauen raufen sich die Haare aus, schlagen Kopf und Brust mit spitzen Steinen wund, ringen die Hände, zerreißen ihre Kleider von oben bis unten, weinen und klagen so bitterlich und in Leid aufgelöst, als wäre aller Trost und alles Glück des Lebens für immer dahin. Ist dagegen der Todesfall ein solcher, welcher den Hinterbliebenen nicht allzu tief ins Herz greift, so zerreißen sie ihre Kleider nicht ganz, sondern machen es wie der Hohepriester Kaiphas und zerreißen nur ein Stückchen vorn an der Brust, was so viel sagen will, wie wenn bei uns einer eine Zwiebel ins Taschentuch steckt, um sein Kunstwasser aus den Augen zu drücken. Eben weil sich hinter diesen äußeren Trauerzeichen so viel Heuchelei verstecken läßt, mahnt der Prophet: „Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider!" (Joel 2, 13).

An einen solchen Trauerzug erinnert uns auch eine Szene aus dem Todesgang unseres Herrn. Als der Herr sich todesmüde aus den Thoren Jerusalems herausschleppte, kaum mehr fähig, den schweren Kreuzespfahl zu tragen, folgten in langem Zuge auch Frauen und Mädchen aus Jerusalem. Sie waren nicht so wild fanatisiert, wie ihre Männer. Sie konnten vielleicht nicht vergessen, daß der Herr diesem oder jenem aus ihrer Bekanntschaft wohlgethan, etwa die Gesundheit wiedergeschenkt hatte. Da stimmten sie voll Mitleid und Rührung über sein herbes Geschick den üblichen Gesang der Totenklage an, während sie sich dem langen, volkreichen Zuge anschlossen und dem Herrn gewissermaßen die letzte Ehre erwiesen. Die Worte des Evangelisten Lukas heißen wörtlich: „Sie schlugen sich an die Brust (wie immer bei der Totenklage) und stimmten den Trauergesang an.“ Mitleid that dem Herrn wohl auf seinem trotz der tobenden Menge todeseinsamen Weg. Ihn rührte die teilnehmende Klage der Frauen. Aber eben deswegen fiel es ihm schwer aufs Herz, welch' schrecklichen Zeiten Jerusalem entgegenginge und welches das Los gerade der armen Frauen und ihrer Kinder sein würde. Einen Augenblick hielt er an und sprach voll wehmütigen Mitleids zu ihnen: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder! Denn siehe, es wird (wegen des heutigen Tages) die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: „Selig sind die Unfruchtbaren, die nicht geboren haben und die Brüste, die nicht gesäuget haben.“ (Luk. 23, 27—29.)

Die Gräber (s. auch unten bei „das Grab Jesu“) sind heutzutage einfacher als ehemals. Man gräbt eine etwa einen Meter tiefe Grube. Der Boden derselben wird festgetreten und geglättet und der Ansatz eines kleinen Gewölbes gebaut, welches etwa einen halben Meter hoch wird. Dahinein wird der Tote gebettet. Das Angesicht desselben schaut nach Osten.

Wenn ich einen Toten beerdige, so schaue ich ihm während der Einsegnung über dem Grabe gewöhnlich gerade in's unverhüllte Totenantlitz. Ein Ölzweig wird demselben unter das Haupt gelegt. Sie sagen, damit der Verstorbene gleich der Taube des Noah mit dem Ölzweige des Friedens in der Ewigkeit ankomme. Dann wird das Gewölbe mit einigen großen Steinplatten geschlossen und mit Erde zugedeckt. So ruht dann der Tote ohne Sarg im kühlen Schoß der Erde, schöner vielleicht als bei uns, wo man die Leiche in einen engen Sarg legt, welcher zugehämmert oder zugeschraubt wird.

Rings um Jerusalem her sind fast auf allen Seiten Begräbnisplätze. Es ist heute noch für jede Religionsgenossenschaft eine ebenso große Sorge, wie für die alten Israeliten, den eigenen Begräbnisplatz von Angehörigen anderer Gemeinschaften rein zu halten. Muhammedaner, Christen, Juden würden niemals gestatten, daß ein Fremder unter ihren Toten sein Grab finde. Daher stößt die Beerdigung eines Fremden, welcher hier stirbt, oft auf Schwierigkeiten. Besonders leicht kann dieser Fall heute, wie in alter Zeit, beim Osterfest eintreten, wenn viele Pilger in Jerusalem zusammenströmen. Wenn es nicht anders geht, wird ein solcher Fremdling in irgend einem Winkel verscharrt, den man für den unbekannten Ausländer für gut genug hält. Auch zu Jesu Zeit scheint man den Mangel eines Begräbnisplatzes für Fremde empfunden zu haben. Daher kauften die Hohenpriester für das Blutgeld des Judas Ischarioth das Hakeldama, weil jenes Geld nach ihrer Ansicht den Tempelschatz entweiht haben würde. (Matth. 27, 7. 10.)

Die Totenklage ist damit, daß der Verstorbene unter die Erde gebracht ist, noch lange nicht zu Ende. Zunächst zieht man wieder nach dem Trauerhaus oder in ein Haus von Verwandten des Toten, um das Leichenmahl zu halten. Wochenlang finden sich oft Kondolenzbesuche ein, welche alle

mitklagen helfen und einen Leichenschmaus erwarten. Sie kommen, wie man im Arabischen sagt, „um zu trösten". So sagt auch der Evangelist Johannes von jenen Besuchen, welche sich zur Totenklage für Lazarus in Bethanien eingefunden hatten: „Viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder" (Joh. 11, 19). Auch in Bethanien mußte natürlich das übliche Leichenmahl bereitet werden. In meiner Nachbarschaft in Bethlehem kam in diesem Jahre ein trauriger Todesfall vor. Im Monat Februar, in welchem die Kamele gewöhnlich wild und gefährlich werden, war ein Muhammedaner von seinem Kamel gebissen, getreten und schwer verletzt worden und lag zu Bett. Als am nächsten Tage sein erwachsener Sohn das Kamel beladen wollte, wurde dasselbe wieder wild, stürzte brüllend auf denselben los, trat und mißhandelte ihn furchtbar, faßte ihn endlich mit den großen Zähnen am Bein und schleuderte ihn mit seinem langen Hals hin und her, bis das Bein gänzlich zermalmt war und der unglückliche junge Mann seinen Geist aufgab. Damals ging die Totenklage drei Wochen lang mit unveränderter Heftigkeit fort. Tag und Nacht vernahmen wir die Trauertöne aus der Nachbarschaft. Vom frühen Morgen bis zum Abend wurde der Totentanz der Weiber, besonders der Klageweiber in ihren Trauerkostümen, aufgeführt. Der Anblick eines solchen Totentanzes hat freilich bei heftiger Klage für uns etwas ungemein Abstoßendes und Widerliches. Mit aufgelöstem Haar und ohne Kopfschmuck stellen sie sich in zwei konzentrische Kreise. In der Mitte steht die Vorsängerin und Vortänzerin mit einigen verwandten Frauen und leitet den Tanz. Auf ihr Zeichen beginnt derselbe. Die Weiber berühren einander je am Ellbogen. In weithin dröhnendem Takte hüpfen sie mit gleichen Füßen seitwärts, ohne sich darum zu kümmern, daß dadurch ihr Rückenmark auf die Dauer furchtbar erschüttert wird. Der Trauergesang mit seinen wild-

leidenschaftlichen, verzweifelten Klagen wird dabei angestimmt. Allerlei Pantomimen begleiten denselben, heftige Bewegungen des Kopfes, Anschlagen der Hände an Stirn, Brust und Gesicht. Tagelang setzen sie diesen Tanz mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Eine Pause machen sie nur, um wieder Atem schöpfen zu können. Dann stehen sie da wie Rasende, mit hochrotem Kopf und fliegenden Haaren, fast eher wilden Bestien als Menschen vergleichbar. Nur eine wilde Begeisterung des Schmerzes leuchtet aus ihren Augen. Diese tierischen Schmerzausbrüche können einem wie kaum etwas anderes zum Bewußtsein bringen, wie traurig es in den Herzen eines solchen Volkes aussehen muß, welches keine Hoffnung eines ewigen Lebens hat. Drin im Hause sitzen während dessen die Männer und huldigen zur Gedächtnisfeier des Toten einem der größten Vergnügen, welche sie auf Erden kennen, dem Fleischessen. Zehn bis zwanzig Hämmel werden zuweilen zu Ehren des Toten geschlachtet, ähnlich wie im Altertum die Totenopfer dargebracht wurden. Wir können daraus sehen, was für einen realen Hintergrund die Opfer bei den Völkern des Altertums hatten.

Wenn auch infolge der gehaltloseren Religion, welche an Stelle der israelitischen getreten ist, diese Äußerungen der Trauer milder und ruhiger geworden sein mögen, als beim Volke Israel zu Jesu Zeiten, so werden wir doch mit Recht annehmen, daß die Juden beim Tode des Lazarus ihre Totenklage in ähnlichen Grundformen ausgeführt haben. Die Trauerkundgebungen waren dort vermutlich besonders heftig, weil der Fall ein besonders trauriger war, denn Martha und Maria hatten ihren einzigen Bruder verloren. Auf die Kunde von der Ankunft Jesu eilen die beiden Schwestern nach einander vors Dorf, wo sie Jesum noch auf dem Wege am Berghang treffen. Die Juden folgen ihnen, wahrscheinlich ein langer Trauerzug, und alle weinen. Darunter ist ohne

Zweifel nicht ein stilles oder lautes Schluchzen zu verstehen, in welches die vielen (Joh. 11, 19) Juden vier Tage nach des Lazarus Tode ausbrachen, sondern die landesübliche Art, einen Toten laut zu beweinen und zu beklagen. Die Trauergäste waren auf dem Wege zum Grabe, wo sie die Schwestern zu finden hofften. Auf diesem Wege wird stets der Klagegesang mit den begleitenden Trauergebärden angestimmt. Unvermutet finden sie auf diesem Wege Jesum vor dem Dorfe, lassen sich aber in ihrem Jammern, Klagen und Heulen nicht stören. Vielmehr erheben sie ihre Stimmen nun erst recht laut, denn je lauter der Klagegesang angestimmt wird, desto größer ist die Ehre, welche dem stillen Toten erwiesen wird. Diese menschenunwürdige, verzweifelte Wehklage, dieses Winseln vor dem Tode, welches eigentlich mehr dem Tode als dem Verluste eines geliebten Menschen galt, mehr Form als Herzensausdruck war, welches selbst uns anwidert, wenn wir es unter den heutigen Palästinensern betrachten, und zugleich das Herz mit Trauer erfüllt, weil das Volk nichts Besseres weiß, da es doch Besseres wissen könnte, mußte begreiflicherweise Jesum, den Lebensfürsten, empören. Denn den Tod, „den König der Schrecken", zu überwinden, war er gekommen. Nur so können wir jene Worte (Joh. 11, 33) verstehen: „Als Jesus sie sahe weinen und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmete er im Geiste und betrübte sich selbst." Daß er die Thränen eines tiefverwundeten Herzens damit nicht verurteilen wollte, zeigt Vers 35: „Und Jesu gingen die Augen über." Durch die Wahl des anderen Ausdruckes bei dem Weinen des Herrn deutet Johannes selbst an, daß dieses von ganz anderer Art war, als das „Weinen" der Juden, welche die übliche leidenschaftliche Totenklage anstimmten, welche auch durch das hier gebrauchte griechische Wort klaio häufig bezeichnet wird.

Wie hier die Trauergäste mit den nächsten Leidtragenden

noch am vierten Tage nach der Beerdigung einen solchen Klagebesuch am Grabe machen wollten, so vergehen auch heute in besonders traurigen Fällen sogar vierzig Tage, bis diese Trauerzüge aufhören. Aber nicht nur die nächsten Angehörigen und Besucher führen die Totenklage aus, sondern vor allem auch die Klageweiber. Bekanntlich führt uns diese Einrichtung in sehr alte Zeiten zurück. Diese bezahlten Klageweiber anzustellen, erfordert der Anstand von jedem, der sie bezahlen kann. Bei Todesfällen in wohlhabenden Häusern sitzen sie oft zwanzig und dreißig an der Zahl Wochen lang auf dem Grabe und lassen unaufhörlich ihren monotonen Grabgesang, häufig von bitterem Schluchzen unterbrochen, erschallen. Sie leben von der Totenklage und können im Tagelohn ganz außerordentlich betrübt klagen und heulen. Das hindert sie natürlich nicht, ihre schmerzlichen Klagen oft zu den lustigsten Dingen und Gesprächen, auch zu gemütlichem Essen und Trinken zu unterbrechen. Nachher wird dann um so besser fortgeheult. Auf ganz ähnliche Verhältnisse deutet z. B. Jer. 9, 17 f.: „Bestellet Euch Klageweiber, daß sie kommen, und schickt nach denen, die es wohl können und eilend uns klagen!“

Ein Zug aus der Kindheitsgeschichte unseres Herrn erfährt durch die soeben dargestellten Gebräuche eine besondere Beleuchtung. Der freundliche Leser kann sich nach dem Gesagten wohl vorstellen, welche Trauer ganz Bethlehem bewegte, als Herodes die bethlehemitischen Kinder hatte töten lassen. Zehn bis zwanzig Begräbnisse fanden an einem Tage statt. Die Totenklage wollte kein Ende nehmen. Ein Trauerzug begegnete dem andern in den Straßen Bethlehems, jeder ein totes Kind mitführend, jeder die heftigste Totenklage anstimmend. Wohin trug man die gemordeten Kinder? Etwa zehn Minuten von Bethlehem entfernt steht am Wege nach Jerusalem ein altes kuppelgekröntes Grabgebäude, in welchem

nach einem sehr alten Glauben Jakobs geliebtes Weib Rahel begraben sein soll. Niemand hält diese Tradition heiliger, als gerade die einstigen Bewohner des Landes, die Juden, welche bekanntlich mit heiligen Orten im Lande ihrer Väter nicht so freigebig sind, wie die Christen. An jedem Neumond findet man ganze Scharen von jüdischen Pilgern hier, die weinen und klagen um die Stammmutter ihres Volkes. Daraus folgere ich nicht gerade die Richtigkeit, aber doch das hohe Alter dieser Tradition. In der Nähe dieses „Grabes der Rahel", wie es allgemein genannt wird, befindet sich heute ein Begräbnisplatz für Kinder. Auch die Beduinen der benachbarten Wüste tragen ihre Toten oft weit her, um sie an der Seite der allverehrten Rahel zur langen Ruhe zu betten. Es liegt sehr nahe, daran zu denken, daß auch damals die Kinder dort, in der Nähe der ehrwürdigen Ahnmutter Israels, begraben wurden. Behalten wir dies im Auge, so wird es uns leicht verständlich, wie Matthäus dazu kam, bei Gelegenheit des bethlehemitischen Kindermordes die bekannte Stelle des Propheten Jeremia von der Rahel zu citiren. Die betreffende Stelle bezieht sich bei dem Propheten selbst auf die in die babylonische Gefangenschaft weggeführten Israeliten. Ihr Weg führte über Rama. Da nun dies zum Stamme Benjamin gehörte, so läßt der Prophet die Stammmutter Rahel, als ob sie im Grabe das schreckliche Verhängnis und die Klage ihrer davonziehenden Kinder hörte, mit ihnen weinen und klagen. Dies der ursprüngliche Sinn der Stelle. Was veranlaßt nun aber den Matthäus, dieselbe anzuführen, obschon die Bethlehemiten gar nicht der Rahel, sondern der Lea Nachkommen waren? Der Grund ist leicht einzusehen, wenn die Kinder bei Rahels Grab beerdigt wurden, wobei es nicht einmal wesentlich ist, ob die Gräber derselben dem Grabmal der Rahel etwas näher oder ferner lagen. An jenem unglückseligen Tag kam ein wehklagender Trauerzug nach dem andern

zu Rahels Grab hinaus. Die ganze Gegend von Bethlehem ist bergig. Daher schallte die Totenklage nicht nur durch die Häuser und Gassen Bethlehems, nicht nur über den sonst so stillen Hügel der Rahel, sondern von Ort zu Ort, von Berg zu Berg, zumal da ja auch in den benachbarten Orten die Kinder gleichen Alters getötet und in denselben Stunden begraben wurden. Noch heute tönen die Klagelieder bei Leichenbegängnissen hinüber über's Thal nach Beit-Djâla und drüber hinaus, oder von dort zu uns herüber, und bis an die Berge von Artas (Etam) und nach den Hebron zu gelegenen Bergen. Die erschütternden Szenen und Klänge erinnerten den Matthäus unwillkürlich an die Worte des Propheten Jeremia, welche hier noch besser zu passen schienen, als im Original selbst: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehöret, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen." (Jer. 31, 15.) So schrecklich und so traurig war dies alles, daß man fast hätte glauben mögen, die tote Rahel sei dadurch in ihrem benachbarten Grabe aus ihrer stillen Ruhe aufgestört worden und heraufgestiegen, um mit den andern Müttern zu klagen und zu weinen. (Matth. 2, 18.)

Man wird es begreiflich finden, daß diese Trauergesänge, sowie die Hochzeitslieder, welche beide im Volke eine so große Rolle spielen, die Nachahmung der Kinderwelt in ihren Spielen herausfordern. Namentlich in mondhellen Nächten sitzen ganze Scharen von Kindern auf freien Marktplätzen, oder sie ziehen durch die Straßen Bethlehems, indem sie bald den fröhlichen Hochzeitsgesang, bald die traurige Totenklage, bald mit Händeklatschen und hochgehaltenen Fackeln, bald mit klagenden Pantomimen nachahmen. Es ist dies eines der beliebtesten Spiele der hiesigen Kinder. Stundenlang können sie dasselbe, durch die Gassen der Stadt hineilend, fortsetzen, ohne müde zu werden. Natürlich kann es dabei oft geschehen, daß sich die

Spielenden nicht einigen können, was jetzt gespielt werden soll, Hochzeit oder Begräbnis. Auch zur Zeit des Herrn scheinen die Kinder in Nazareth dies Spiel geliebt zu haben, und wahrscheinlich hat auch Jesus als Kind dasselbe mitgespielt. Klingt es doch wie Erinnerung an seine Kindheit, wenn er nachmals in einer Strafrede zum Volke sagt: „Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechtes vergleichen? Und wem sind sie gleich? Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und rufen gegen einander und sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr habt nicht getanzt, wir haben euch geklagt und ihr habt nicht geweint. (Luk. 7, 31 f.)“

Wir haben schon in dem Kapitel über „Musik“ gesehen, daß dieses „gegen einander“ stets auf zwei Chöre hindeutet. Der Herr stellt also in diesem Gleichnis die Juden als zwei Chöre hin, wie sie bei solchen Gesängen üblich sind, als zwei Parteien, von denen die eine Lustspiel (Hochzeit), die andere Trauerspiel (Totenklage) will. Beide betrachten Johannes den Täufer und Jesum als ihre Gespielen, und jede Partei will, daß sie nach *ihrer* Pfeife tanzen sollen. Die einen wollen einen lebensfrohen Gespielen statt des ernsten Bußpredigers Johannes, die andern wollen einen finstern Asketen statt des leutseligen Sünderfreundes Jesus. Nach solchen Knabenlaunen kann sich die göttliche Weisheit, welche in beider Werk lag, nicht richten noch beurteilen lassen, sondern sie muß nach der eigenen inneren Wahrheit und Hoheit ihrer Person und ihres Werkes beurteilt werden. Wer sich *daran* hält und nicht an die Reden und Kritiken der Pharisäer und Schriftgelehrten, der wird bald merken, ob die Lehre, die Weisheit beider von Gott kommt oder nicht.

Einst, so sagt die Schrift, sollen die wehmütigen Laute der Totenklage, welche jetzt Tag für Tag und Nacht für Nacht wie ein Jahrtausende alter Trauergesang durch die Berge und Thäler des heiligen Landes hin schallen, aufhören. Auch

dieser Zug ist mit aufgenommen in das Gemälde eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welcher Trauer und Schmerz und Seufzen verschwinden. So lesen wir Jesaia 65, 17 ff.: „Siehe ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird noch zu Herzen nehmen. Sondern sie werden sich ewiglich freuen. Denn siehe, ich will Jerusalem schaffen zur Wonne und ihr Volk zur Freude, und soll nicht mehr drinnen gehört werden die Stimme des Weinens noch die Stimme des Klagens; es sollen nicht mehr da sein Kinder, die ihre Tage nicht erreichen, oder alte Leute, die ihre Jahre nicht erfüllen."

Stämme und Geschlechter.

Der geneigte Leser weiß wahrscheinlich nicht viel von Stämmen, denen er angehört, so er doch kaum seine Vettern und Basen, Onkel und Tanten, Schwäger und Schwägersgeschwister und derlei Verwandte auseinander halten kann. Meint er aber, das sei ebenso im fernen Morgenlande, so irrt er. Das kommt daher, daß es im lieben deutschen Land eigentlich viel mehr Nomaden giebt, als im gelobten Lande. Denn wo ist dort der Mann, die Familie, das Geschlecht, das so fest an dem Boden seiner Väter hinge, wie die Beduinen der Wüste? Wird dort einer ein Beamter, Landrat, Pastor, Richter, Lehrer oder so etwas, dann ist seines Bleibens gewöhnlich nicht an einem Ort. Gemeiniglich kommt er weit

weg von der Heimatflur seiner Jugend und wundert sich fast, wenn er sie einmal in seinem Leben wiedersieht. Auch der Handwerker, wenn er als Handwerksbursche sich die Welt einmal angesehen hat, findet gar häufig irgendwo ein wärmeres Nest als daheim und bleibt da sitzen. Und der Bauer, dem's nicht mehr gefällt in der heimatlichen Markung, bei den Kameraden seiner Jugend und bei den Gräbern seiner seligen Eltern, und dem die Grundsteuer oder sonst so ein bestempelter Zettel zu drückend wird, nimmt den Wanderstab in die Hand und zieht nach Amerika. So macht man's nun im Morgenlande nicht. Wenn man dort in der Wüste auch noch so sehr ein Nomadenleben führt, hält man's doch immer am liebsten mit dem Worte: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" Man wandert wohl dahin und dorthin mit den Herden, aber man zieht nicht über Land, sondern bleibt stets in einem bestimmten Landesumkreis. Jeder Stamm hat seine ungefähren Grenzen, die er nur selten überschreitet.

Daher kommt es auch, daß man überall auf Stammeszugehörigkeit und Geschlechtsregister viel hält. Jeder Bibelleser erinnert sich wohl jener Kapitel in der Bibel, die ihm manchmal so eintönig vorgekommen sind, wo es immer wieder hieß: Der war ein Sohn . . ., der war ein Sohn . . ., der war ein Sohn ꝛc. In uralten Zeiten wußte man noch lange, wer von Sem, wer von Ham und wer von Japhet abstamme. Man betrachtete sich, wie wir aus den Geschlechtsregistern bei Mose sehen, als ein großes Menschengeschlecht, das von einer Familie abstammte, das sich aber in Haupt- und Nebenlinien teilte. Wenn sich ein Vater, z. B. Abraham mit seinem Gesinde von dem Aufenthaltsorte seiner Voreltern entfernte und sich in einem fremden Lande niederließ, so wurde er wieder Stammvater eines Zweiggeschlechtes, oft eines ganzen Volkes. Solcher kleiner Völkerschaften, die miteinander mehr oder weniger verwandt und die sich dessen bewußt waren,

gab es viele, wie z. B. die Israeliten, die Nachkommen Lots, Ismaels u. s. f. Man trifft noch heute dergleichen genealogisch zusammengehörige Stämme und Völkerschaften im Morgenlande an. Würden und Ämter vereinigten sich in der stammväterlichen Verfassung gewöhnlich in einer Person. Stammvater, Fürst oder Emir, Haus- und Landespriester, dies floß alles in einander über. „Der Hausvater, der mit seinen Kindern und Kindeskindern, seinen Herden und Hirten, seinen Zelten und Hürden, in einer weidefreien Gegend sich niedergelassen, trug diese Würden alle. Seine Kinder, seine Hirtenknechte und Mägde (und deren war oft ein großes Volk), auch seine jungen Geschwister und deren Kinder, standen unter ihm als ihrem Fürsten und Oberhaupt. Seinen Nachbarn war er ein mächtiger Bundesgenosse oder aber ein furchtbarer Feind, seiner Haushaltung ein Herr und Vater, seiner Lebensart nach ein Nomade oder herumziehender Hirt."

So einfach und dürftig diese Beduinenzelte dem Abendländer scheinen mögen, oft empfinden wir, wenn wir diesen härenen Behausungen der Steppe nahen, eine tiefe Ehrfurcht, wenn wir bedenken, was aus ihnen einst für die Welt hervorgegangen. Denn es ist eine für jeden nachdenkenden Menschen wahrhaft erstaunliche Thatsache, daß die große Religion, vor welcher sich die gesamte Geisteswelt der Römer und Griechen in den Staub beugen mußte, welche heute die ganze Kulturwelt als deren Lebenssonne beherrscht, nicht aus den hohen Schulen Roms und Athens hervorgegangen ist, sondern daß uns ihre ersten Anfänge in ein einfaches Beduinenzelt Vorderasiens führen. Durch sein unerschütterliches Zutrauen zu Gott wurde Abraham, ein Hirt aus diesen Zelten, zum „Vater der Gläubigen", in dessen Fußtapfen heute noch jeder in Palast und Hütte, der größte Gelehrte wie der schlichte Mann aus dem Volke, wandeln muß, wenn er zu Gott kommen will. Und während die tiefsten Lehren der größten

Philosophen nur wenigen Auserwählten in Büchern zugänglich sind, tönen aus dem Wanderzelte Mose's, des großen hehren Propheten, die zehn Gebote als erhabenstes und unerreichbares Sittengesetz durch alle Welt. Und dies Hirtenvolk allein hat im Gegensatz zu den thörichten oder unzüchtigen Religionen aller anderen Völker eine so reine Gottesverehrung bewahrt, daß Gottes höchste Offenbarung in seinem Sohne hier wenigstens anknüpfen konnte, und die Söhne jenes Hirtenhäuptlings aus grauer Vorzeit laut einer ihm gewordenen Verheißung nachmals hinauseilen durften, um als Apostel Jesu Christi aller Welt den Frieden zu verkündigen und die Botschaft vom Weltheiland zu bringen.

Das Leben der Beduinen ist nicht so poetisch, wie sich's bei manchen Dichtern ansieht. Sie würden den Erzvater Jakob wegen seines harten Lagers zu Bethel nicht bedauern, sind sie es doch selbst nie anders gewohnt. Die Schilderung seines Lebens bei Laban: „Des Tages verschmachtete ich vor Hitze und des Nachts vor Frost" könnten sie aus eigener Erfahrung bestätigen. (1. Mos. 31, 60.) Aber ein kühnes, freies Geschlecht sind sie. Der Reichtum wird bei ihnen nicht nach Geld, sondern wie bei den Erzvätern nach dem Viehstand an Kamelen, Pferden, Eseln, Schafen und Ziegen bemessen. Von der Viehzucht leben sie größtenteils. Ihre Tiere geben ihnen nicht nur Nahrung und Kleidung, sondern auch ihre Zeltwohnung. In heißer Sonnengluth sieht man oft die Beduinenweiber vor ihren Zelten sitzen und weben. Wie einfach doch ihr Webstuhl ist! Pflöcke oder Stäbe haben sie hüben und drüben in den Erdboden geschlagen, die Fäden sind daran befestigt. Manchmal haben sie nicht einmal ein Schiffchen. Aber gar geschickt weiß die Weberin die Querfäden mit den Fingern durchzuschieben und mit einem Stückchen Holz fest und dicht anzudrücken. Oft stehen daneben noch einige Weiber vor einem Haufen Ziegenhaar oder Schafwolle, die sie zu

Fäden verspinnen, welche dann durch die Weberin sofort in Zelttuch, Mäntel oder Teppiche verwandelt werden. Hienach vermögen wir uns eine Vorstellung von dem Bilde zu machen, welches einst das Lager der israelitischen Beduinen in der Wüste darbot, als vor hunderten von Zelten die Frauen Israels saßen und sich bemühten, die weißen, dunkelblauen, purpurroten und scharlachfarbenen Teppiche aus Baum- und Schafwolle mit eingewirkten Cherubimgestalten, sowie die Decken aus Ziegenhaaren, für ihre Stiftshütte anzufertigen. Wir lesen darüber 2. Mos. 35, 23—26: „Und wer bei sich fand Garne von dunkelblauem und dunkelrotem Purpur und Scharlach und feinen Byssus, rote Widderfelle und Tachasfelle, der brachte es. Und welche verständige Weiber waren, die wirkten es mit ihren Händen (für die inneren Teppiche); und welche Weiber solche Arbeit konnten und willig dazu waren, die wirkten Ziegenhaare" (für die äußeren Teppiche).

Auf eigentlicher Reise befand sich Israel ja damals nicht. Denn nach Art der Nomaden gerieten sie mit ihrem Vieh allmählich immer weiter, nur daß sie sich nicht, wie andere Beduinen, in einem bestimmten Umkreis hielten, sondern immer weiter fortzogen. Daß die anderen Stämme der Wüste dazu sauer sahen, ist ihnen von ihrem Standpunkte aus nicht zu verdenken. Wie heute noch die Beduinenstämme häufig Krieg mit einander führen, so hatten auch die Israeliten mehrmals mit den Amalekitern und Midianitern zu streiten. Da der Raub neben der Viehzucht die andere Haupterwerbsquelle der Beduinen bildet, ist es nicht zu verwundern, daß jene Stämme der Lockung nicht widerstehen konnten, das reiche Lager der Israeliten zu überfallen.

Wie stolz sieht oft der Schech, der Häuptling eines solchen Stammes aus! Groß und adelig die Gestalt, ihrer Würde bewußt, gebietend. Einem Könige gleich übt er unumschränkte Gewalt in seinem Stammesgebiete, und willig

gehorchen ihm seine Krieger. Weithin ist sein Name bekannt, geachtet oder gefürchtet. So stellen wir uns auch den großen Häuptling des wandernden Volkes, Mose, vor, eine hohe Herrschergestalt; ein buntes Tuch, durch dicke, schwarze Schnüre aus Ziegenhaar festgehalten, wallt vom Haupt auf die Schultern, ohne die königliche Stirn und das helle Adlerauge zu verdecken, das geniale Gesicht von wallendem weißem Bart umrahmt, eine Abâje (Mantel) aus Kamel- oder Schafwolle über die Schultern geworfen, darunter ein weißes Unterkleid oder Hemd, mit einem Ledergürtel um die Hüften befestigt, sichtbar ist.

Die Stämme werden noch heute genau auseinandergehalten, und man weiß, von welchem Stamm und von welcher Familie jeder einzelne unter ihnen ist, obschon es hier keinen Gothaer Hofkalender giebt. Wo ein Beduine geboren ist, da bleibt er auch, mit seinem Stamm umherziehend, bis an sein Ende. Nur persönliche Lebensgefahr, etwa infolge der Blutrache, könnte ihn von da vertreiben. Dieses feste Bewußtsein von der Stammes- und Familienzusammengehörigkeit hat in dem Herzen des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen. Ja, sogar in dem eigentlichen Palästina, wo nicht Nomaden, sondern Bauern wohnen, wo die verschiedensten Arten der Menschheit, Juden, Samaritaner, Philister, Moabiter, Römer, Griechen, Araber, kreuzfahrende Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Seldschukken, Sarazenen, wie Kraut und Rüben untereinander gemischt sind, hat sich dieses Festhalten an der Geschlechtszusammengehörigkeit bewahrt bis auf den heutigen Tag. Freilich ist es jetzt durch diese Vermischung nicht mehr möglich, daß, wie bei den alten Juden, jeder weiß, ob er von Sebulon oder Isaschar oder Naphtali abstamme. Aber doch weiß jeder über seine Abkunft Bescheid zu geben; namentlich bei den Beduinen weiß jeder, wer zu seinem Vaterhaus und zu seiner Freundschaft gehört. Solche Zusammengehörige

nennen sich gewöhnlich Onkel und Tante, und diese Onkelschaft dehnt sich bis ins zehnte Glied und noch weiter aus.

Auch bei Heiraten sieht man es, wie in alter Zeit (s. d. Geschichte der Erzväter), am liebsten, wenn man in der Familie oder Verwandtschaft bleibt. Wenn z. B. ein Jüngling ein Mädchen aus der Verwandtschaft heiraten will und kann sie bezahlen, so darf sie nicht an einen andern verheiratet werden, selbst wenn das Mädchen den fernerstehenden Bewerber von Herzen lieb hätte, und selbst wenn ihre Eltern auf ihrer Seite ständen. Das Mädchen gehört in erster Linie einem aus der Familie d. h. aus der Verwandtschaft. Einen solchen Fall konnte ich neulich in Beit-Djâla, der Filiale von Bethlehem beobachten. Da war ein reicher Jüngling aus einer angesehenen Familie, der einzige Sohn rechtschaffener Eltern. Er hatte sich ein Mädchen zur Braut ausersehen und bot den Eltern einen sehr ansehnlichen Preis für dasselbe. Da kam fast in letzter Stunde noch ein Jüngling aus der Verwandtschaft und nahm das Mädchen für sich in Anspruch. Das Mädchen weinte, auch die Eltern weigerten sich, darein zu willigen, schon weil der zweite keinen so hohen Preis bezahlen konnte. Hier zeigte sich's aber, welche Macht über ein Volk althergebrachte Gebräuche haben, denen sich der einzelne beugen muß, selbst wenn das Glück seines Lebens und Herzens in Frage steht. Die Eltern wurden von der Hamûle — der gesamten Verwandtschaft — einfach gezwungen, die Verlobung mit dem ersten Bräutigam zu brechen und ihre Tochter dem verwandten Bewerber zu geben.

Eigentümlich ist es, daß nach israelitischer Auffassung die leibliche Abstammung gar nicht immer das Entscheidende war für die Zugehörigkeit zu einer Familie. Wenn ein Mann ohne Erben starb, mußte der Bruder die Frau heiraten, und der Sohn dieser Ehe galt dann in allen rechtlichen Beziehungen als Sohn des Verstorbenen. Auch Rahel betrachtete die

Kinder ihrer Magd Bilha durchaus als ihre Kinder, ebenso Lea die Kinder ihrer Magd Silpa. In beiden Fällen galt die dem Herkommen entsprechende rechtliche Zugehörigkeit zur Familie mehr als die leibliche Abstammung. Dieser Umstand ist auch bei den Geschlechtsregistern Jesu Christi, welche wir bei Matthäus und Lukas finden, wesentlich. Man mag die Verschiedenheit der beiden Genealogieen erklären, wie man will, jedenfalls kommt es bei beiden darauf an, Jesum rechtlich als Sohn des Joseph hinzustellen, obgleich beide wissen, daß er nicht leiblich von ihm abstammt. Rechtlich, und das ist hier das Entscheidende, war Jesus Josephs Sohn, somit erbrechtlicher Nachkomme Davids. Und dies nachzuweisen, darauf kam es an, um den Israeliten zu zeigen, daß auch nach dieser Seite hin die Weissagungen von dem großen Davidssohn in Jesu Christo ihre Erfüllung gefunden hatten. Die Abstammung der Maria von David nachzuweisen, wäre nach orientalischen Begriffen für diesen Zweck von gar keinem Belang gewesen. Nur des Vaters Geschlecht bestimmte die Zugehörigkeit zum Hause Davids. (Matth. 1, 1—17; Luk. 3, 23—38.)

Reisen.

Wer im gelobten Lande reisen will, kann sich weder auf die Eisenbahn noch in den Postwagen setzen, sondern muß entweder zu Fuß gehen oder durch's Land reiten, sei es hoch zu Roß oder niedrig zu Esel. Wohl giebt es seit neuerer Zeit auch Wagen in Jerusalem. Aber nur drei Straßen existiren, auf welchen dieselben fahren können, die Straße von der Hafenstadt Jaffa nach Jerusalem und diejenige von Jeru-

salem nach Hebron und nach Jericho. Sonst befinden sich die Wege meistens in einem trostlosen Zustande. Man muß nur die Esel, Maultiere, Kamele und Pferde bewundern, mit welchem Gleichmut und welcher Leichtigkeit sie auch die größten Hindernisse zu überwinden wissen, welche sich ihnen darbieten, denn mitten auf der Heerstraße müssen sie oft über hohe Fels- und Steinblöcke hinwegklettern. Kommt aber einmal ein hoher Potentat, sei es von Stambul oder von einem der Kaiser- und Königshöfe in Europa, wie z B. Kaiser Friedrich III. 1869, Prinz Heinrich 1882, Prinz Friedrich Karl 1883, dann fährt auf einmal ein gewaltiger Eifer in die sonst so lethargischen Organe der Regierung. In den Städten werden die Straßen gefegt — sonst unerhörter Luxus —, auf den Landstraßen, die er passieren muß, werden die „Thäler" mit Steingeröll und Erde angefüllt, die „Berge" erniedrigt, das Krumme gerade und das Unebene wieder eben gemacht. Das erinnert uns an den Adventsgruß des Propheten Jesaias und seines großen Nachfolgers Johannes, die da rufen: „Bereitet den Weg des Herrn und machet seine Steige richtig. Alle Thäler sollen voll werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden; was krumm ist, soll richtig, und was uneben ist, soll schlichter Weg werden!" (Matth. 3 3; Luk. 3, 4 f.)

Das Reisen zu Pferd oder auch auf einem munteren Esel hat ebenfalls viel mehr Poesie, als das Fahren auf der Eisenbahn. Die ganze Natur dehnt sich aus vor dem Auge, ihre fortwährende Nähe macht sie zu einer gesprächigen Gefährtin. Dem Wandersmann kommen allerlei Gedanken, welche ihn an die ewige Kraft und Gottheit dessen erinnern, der sie geschaffen hat. Da sieht man die Vögel unter dem Himmel hochüber fliegen, jeder ein Bild schrankenloser Freiheit und sorgloser Lebensfreude, ein fröhliches, sangreiches Geschlecht. Zumal die Sperlinge scheinen ein mächtiges Volk zu sein, zahlreich wie der Sand am Meere. Wenn ein Mensch dafür

zu sorgen hätte, daß diese durch ihren notorischen Appetit berühmte Gesellschaft jahraus jahrein anständig gekleidet und selbst im dürren heißen Sommer, wenn alle Halme verbrannt, alle Bäche versiegt sind, gespeist und getränkt werde, der würde bald in schwere Sorgen geraten und die Bevölkerungszahl dieser leichtsinnigen Freiherrn des Himmels würde bedenklich zurückgehen. Der Herr Jesus mag sie auf seinen Reisen von Kind auf oft beobachtet haben. Bewundernd erkannte er die weise Hand des himmlischen Vaters, welcher keinen von ihnen vergißt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Oft mag er seine Zuhörer auf diesen einfachen und doch so einleuchtenden Beweis einer speziellen göttlichen Fürsorge aufmerksam gemacht haben: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen — und euer himmlischer Vater nähret sie doch! Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ (Matth. 6, 26.) Aber auch die großen mächtigen Adler oder besser Geier, die man auf Reisen so oft sieht, wie sie mit weitausgespannten Flügeln dahinsegeln oder mit gewaltigem Flügelschlag die Lüfte teilen, kennen keine Sorgen. Wie Helden laufen sie ihren Weg, so daß David singt: „Saul und Jonathan, leichter denn die Adler, und stärker denn die Löwen!“ (2. Sam. 1, 23), obschon auch sie nichts zu ihrer Ernährung thun können und auf Gott warten müssen, daß er ihnen ihre Speise gebe zu ihrer Zeit, so gut wie der Hirsch, „der nach Wasser schreiet“ (Ps. 42, 2) und die „jungen Raben, die zu Gott rufen“ (Hiob 38, 41), welche nicht säen und die Gott doch nährt (Luk. 12, 24). Wohl möglich, daß während der Bergpredigt gerade eine Schar dieser Vögel über den Hügel wegflog, auf dem der Herr saß. Da deutete Jesus mit der Hand hinauf und sprach: Sehet die Vögel unter dem Himmel u. s. w., und die ganze Menge sah hinauf und fühlte unmittelbar die Wahrheit der Worte des Herrn.

Auch das Treiben der Geier kann man besonders auf Reisen häufig beobachten. Fällt einmal ein Tier unterwegs, ein Pferd, Esel oder Kamel, so läßt man dasselbe einfach auf der Straße liegen, zum großen Ärger aller Reisenden, welche oft wegen des unerträglichen Geruches einen großen Umweg machen müssen. Da ist es denn ein Glück, daß so viele Geier in der Luft fliegen. Aus großer Entfernung wittern sie die erwünschte Speise. Von allen Seiten strömen sie alsdann zusammen, kreisen erst lange über den betreffenden Stellen, so daß man sieht, wie sie sich sammeln, dann schießen sie herunter und verzehren das Aas. Da treffen sie denn oft schon zahlreiche, wohlbekannte Gesellschaft, die mit ihnen tafelt: Hyänen, Füchse und allerlei Vierfüßler. Die Folge ihrer vereinten Bemühungen ist, daß binnen kürzester Frist nur noch kahle Knochen zerstreut umherliegen. Dann ist die Passage für die Reisenden wieder frei. Wie in den Städten die zahllosen Heere von Fliegen und Mücken, die uns so lästig werden wollen, unseres Herrgotts kleine Sanitätspolizei bilden, indem sie eine Menge schädlicher, verwesender Stoffe vertilgen, und uns dadurch nicht geringe Dienste leisten, so draußen auf Bergen und Landstraßen die Aasgeier. Auch Jesus hat sie auf seinen Wanderungen oft beobachtet. Als er in den letzten Tagen seines Lebens auf jener Höhe stand und das prophetenmörderische Jerusalem anschaute und seinen Jüngern dessen kommendes Geschick verkündigte, sagte er zu ihnen: „Wo ein Aas ist (wie Jerusalem, wo alles faul geworden ist), da sammeln sich die Geier.“ (Matth. 24, 28; Luk 17, 37). Die römischen Adler fungierten damals als Gottes Sanitätspolizei, um das verfaulende Volk zu vernichten. Die kamen über das heilige Land geflogen mit Macht, und seither liegen nur noch bleiche Totengebeine des ehemals so blühenden Volkes Israel auf den Feldern der Erde, bis der Geist des Herrn drein fährt und es wieder rauscht auf dem Totenfelde. Auf Reisen

und zumal in der Wüste ist man der Tierwelt besonders nahe gerückt. Daher sagt man heute noch im Arabischen anstatt: „Er ist in der Wüste“ oft: „Er ist bei den Tieren“ (end el wohusch). Daher heißt es auch bei der Versuchung Christi Mark. 1, 13: „Er ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren.“

Der Wüste wird bei den Reisen Jesu häufig Erwähnung gethan. Um hierüber Klarheit zu haben, muß man festhalten, daß unter diesem Worte in der Bibel dreierlei zu verstehen ist: 1) die eigentliche große Wüste, durch welche einst die Kinder Israel mit Mose zogen; 2) die Wüste Juda, jenes merkwürdige Berg- und Hügelland, welches sich zwischen dem Toten Meere und dem kultivierten Palästina von Norden nach Süden hin erstreckt. Die Wüste wird zwar nirgends bebaut; aber trotz aller öden Wildnis haben ihre Höhen und Schluchten dennoch einen genügenden Reichtum an würzigen Kräutern für die Herden der dort hausenden Ta'âmre-Beduinen. Dorthin flüchtete David vor Saul. Dort predigte anfangs Johannes der Täufer. Dort ward Christus versucht vierzig Tage lang. 3) Sehr oft und namentlich in der Geschichte Jesu, wird aber das Wort in einem Sinne gebraucht, welcher von unseren gewohnten Begriffen von einer schauerlichen Sandwüste sehr verschieden ist. Wenn wir z. B. lesen, daß sich Jesus nach der erschütternden Nachricht von der Hinrichtung des Täufers in die Einsamkeit einer Wüste zurückzog, so haben wir hier wie bei allen galiläischen „Wüsten“, nur an einsame Gegenden zu denken welche von den menschlichen Wohnungen der Städte und Dörfer abgelegen waren, ob sie nun nur zur Weide oder teilweise auch zum Ackerbau dienten. Solche Gegenden heißen heute noch im Volksmunde Wüste (barr oder barrije) im Gegensatz zu der engeren Markung der Ortschaften. Und es gab deren in der Umgebung des Sees Genezareth mehrere. Auch die Bergpredigt ist

wohl in einer solchen Gegend unweit Kapernaum gehalten worden. Städte und Dörfer waren von diesen „Wüsten" aus leicht zu erreichen. Daher rieten auch die Jünger dem Herrn, bevor er die 5000 speiste: „Es ist ein wüster Ort und die Stunde schon spät. Entlasse sie, damit sie in die Örter und Dörfer im Umkreis gehen und sich kaufen, was sie essen sollen." Wie wenig wir gerade bei dieser Geschichte an eine Wüste im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu denken haben geht aus der Darstellung der Evangelisten selbst hervor. (Matth. 14, 13 ff.) Mark. 6, 34 ff.; Luk. 9, 12 ff.; Joh. 6, 1 ff.) Nach Johannes befand sich jene Wüste auf dem Gebirge jenseits des Sees Genezareth. Es war eine Hochebene, welche man erreichte, wenn man die hinter Bethsaida Julias liegenden Hügel hinanstieg. Es war im März, das Osterfest nahe. Tausende von Festpilgern und Galiläern hatten sich um Jesum versammelt. Von der ersehnten Stille, die der Herr nach dem erschütternden Schlage gesucht, war keine Rede mehr. Er aber wurde nicht ärgerlich, sondern ging hervor und widmete sich dem Volke den ganzen Tag. Es muß ein sehr anmutiger Ort gewesen sein, wohin sich Jesus zurückgezogen hatte, um sich zu sammeln, und auf welchem nun wider Erwarten weit über 5000 Menschen lagerten. Die ganze Gegend war, wie ausdrücklich bemerkt wird, mit frischgrünem Graswuchs bedeckt. Wie auf einer weichen Matte konnte das Volk sich lagern. Eine Fülle von lieblichen Blumen bedeckte Berg und Thal, schöner als Salomo in seiner Herrlichkeit, wie Jesus wohl zu sagen pflegte. Dörfer und Häuser waren hier nicht zu sehen, außer etwa ein Lager zeltender Beduinen. Aber drunten in der Tiefe leuchtete der blaue See. Wohl hundert weiße Segel schwebten über die im Frühlingssonnenscheine schimmernde Flut. Am Rande des Sees sah man jenseits Städte und Dörfer: Tiberias, Magdala, Bethsaida, Kapernaum hoben sich mit ihren weißen Häusern hellschimmernd ab von dem tiefblauen

Gewässer. In der Ferne waren der Hermon und Tabor sichtbar. In malerischen Gruppen lagerten je 50 oder 100 auf dem Grasteppich. Ein angenehmer Westwind blies von den Bergen herüber über den See, so daß die Lagernden auch von der Hitze nichts zu leiden hatten und auch äußerlich einen gar schönen Tag in jener sonst so einsamen Gegend zubringen durften. Dieser Westwind, der sich gewöhnlich gegen Mittag erhebt, kann aber besonders im Frühling gegen Abend immer stärker werden und sich des Nachts bis zum Orkan steigern. So geschah es in jener Nacht. Nachdem Jesus das Volk und die Jünger entlassen, ging er noch weiter hinan auf den Berg, ganz allein, um zu beten. Bei günstigem Winde hätten die Jünger in $^3/_4$ bis 1 Stunde Kapernaum bequem erreichen können. Aber der stürmische Westwind war ihnen entgegen. (Matth. 14, 22 ff.; Mark. 6, 45 ff.; Joh. 6, 16 ff.). Mit Aufbietung aller Kräfte kämpften sie gegen den Sturm an. Aber es wurde Nacht, es wurde Mitternacht, und noch kamen sie nicht über die Mitte des aufgeregten Sees hinaus. Es war damals — kurz vor Ostern — eine helle Mondnacht. Trotz des Sturmes waren, wie es oft geschieht, keine Wolken am Himmel zu sehen. Darum konnte Jesus vom hohen Berge herab das mit Sturm und Wellen kämpfende Schiff sehen. So hell ist ja hier das Mondlicht, daß wir von Bethlehem aus selbst die Umrisse der fernen Moabiterberge wohl 8 bis 10 Meilen weit im Mondlichte deutlich sehen können. Als Jesus ihre große Bedrängnis beim Fahren sahe (Mark. 6, 48), kam er zwischen 3 und 6 Uhr des Morgens zu ihnen in's Schiff, und der Wind legte sich. Dieser mittags beginnende Westwind ist den Schiffern von Tiberias auch heute ein gefürchteter Bekannter. Im Sommer freilich fragen sie nichts nach ihm. Wenn sie aber, wie damals Jesus, im Frühling fahren, wagen sie niemals, die Rückfahrt vom Ostufer auf den Nachmittag oder gar auf den Abend zu verlegen, weil sonst die

Fahrt leicht gefährlich oder unmöglich wird. So hatte neulich Dr. T. in Tiberias seine Rückfahrt vom Ostufer trotz aller Abmahnungen der Schiffer bis zum Nachmittag verzögert. Nun aber hatte sich der Westwind erhoben. Die zahlreiche Rudermannschaft setzte alle Kraft ein. Aber gegen den West war nicht aufzukommen. Ermattet mußten die Schiffer am Abend ans Ostufer zurücktreiben und zu Lande um den See herum gehend nach Tiberias zurückkehren. Ebenderselbe wollte vor kurzem in vorgerückter Vormittagsstunde nach dem Ostufer hinüberfahren. Aber kaum war er abgefahren, so erhob sich der Westwind und trieb das Schifflein pfeilgeschwind vor sich her. Ein stark bemanntes Boot setzte ihm sofort nach und erreichte ihn in einer Viertelstunde, noch bevor er auf die Höhe kam, wo der durch die Berge nicht mehr gehemmten Gewalt des Windes kein Widerstand mehr geleistet werden kann. Aber auch so mußten die acht Ruderer vier Stunden lang mit größter Anstrengung arbeiten, um die soeben in kaum 15 Minuten befahrene Strecke zurückzulegen. Unter solchen Umständen kann es uns nicht wundern, daß auch die Jünger, nachdem sie abends vom Ostufer abgestoßen hatten, bis zur vierten Nachtwache, also morgens um 3 Uhr, noch nicht in Kapernaum angekommen waren (Matth. 14, 25), obschon die zurückzulegende Strecke an sich keine große war.

Es gehört zu den größten Reizen des Reisens in Palästina, daß es uns auf so manchem steilen Fußpfade, den wir etwa in heißer Mittagsglut übersteigen, oft plötzlich einfällt: hier ist einst auch Jesus gewandert mit seinen zwölf Jüngern. Jesus war ein rüstiger Wanderer. Das ganze Land auf und ab hat er durchzogen. Bald finden wir ihn in Nazareth, bald an den Ufern des Jordans, bald in der Königsstadt Jerusalem, bald an den Gestaden des Sees Genezareth, bald in Samarien, bald jenseits des Jordans, bald am blauen Mittelländischen Meer bei Tyrus und Sidon, bald an den steilen Ab-

hängen des felsigen, schneebedeckten Hermon bei Cäsarea Philippi. Die Evangelisten haben über die Reisen des Herrn kein Tagebuch geführt, in welchem jede Reise sorgfältig einregistriert wäre. Es kam ihnen nur darauf an, uns zu berichten, was *während* dieser Reisen geschehen ist. Forscht man aber den Spuren in den Evangelien nach, so scheint der Herr, abgesehen von zahlreichen kleinern Ausflügen und Märschen in der Umgebung des Sees Genezareth, während seiner öffentlichen Wirksamkeit fünf bis sechs größere Reisen durchs Land unternommen zu haben. In den Zwischenzeiten, so namentlich in den Monaten der Regenzeit, hielt er sich in Kapernaum auf, und zwar wahrscheinlich im Hause des Petrus und Andreas. Während dieser Zeit mögen die Jünger mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot für sich und ihre Familie verdient haben. Und wie Sankt Paulus in weit höherem Maße noch als andere Rabbiner es für eine Ehre hielt, sich neben seinem großen Apostelamt durch seiner Hände Arbeit zu ernähren, so hat es auch Jesus zweifellos nicht für eine Entwürdigung seines Berufes gehalten, sich bei solchen Gelegenheiten an der Arbeit zu beteiligen. Ein Segel aufzusetzen, ein Steuer zu führen, ein Schiff im Sturm zu lenken hat er sicher ebenso gut verstanden wie seine Jünger. Daß er sich bei den zahlreichen Fahrten mit seinen Jüngern stets vornehm zurückgezogen habe, ohne mitanzufassen, sieht dem nicht gleich, der an jenem letzten Abend die Jünger bei Tische bediente und ihnen die Füße wusch. Am Sonnabend ging Jesus, wo immer er war, auf der Reise oder in Kapernaum, in die Synagoge, um das Volk zu lehren. Zuweilen scheint Jesus während seines Wanderlebens auch auf den Straßen gelehrt zu haben. (Luk. 13, 26). Auf Straßen und Märkten wird ja im Orient vieles vorgenommen, was im Abendlande nur im Hause geschieht. Jedenfalls aber that der Herr dies nur während der ersten Zeit seiner Thätigkeit. Damals folgten

ihm ja oft Tausende nach. Der Zudrang war so ungeheuer, daß er sich in Kapernaum gar nicht mehr öffentlich in der Stadt sehen lassen konnte (Mark. 1, 45). Daher verlegte er sein Lehren und Predigen hinaus aufs freie Feld und in verlassene „Wüsten." Aus allen benachbarten Landschaften bis auf drei oder vier Tagereisen versammelten sich die Leute um den rasch berühmt gewordenen Lehrer aus Jerusalem, aus Idumäa, von jenseits des Jordan, von Tyrus und Sidon u. s. w. (Mark. 3. 8). Nach und nach wurde es aber einsamer um Jesus. Der Zuzug der Fremden wurde seltener, der Haß seiner Feinde gefährlicher, seine Reisen dienten oft mehr seiner persönlichen Sicherheit, als der Predigt des Evangeliums vor dem Volk. Aber in jener ersten Blütezeit, die sich wie ein erquickender Morgentau über Galiläa legte, geschahen die Reisen Jesu in aller Öffentlichkeit. Den Reiseplan machte er freilich stets allein, und oft kannten die Jünger das Ziel der Reise nicht. Dadurch wurde ein unnützes Zusammenströmen von Neugierigen vermieden, welche nur interessante und wunderbare Dinge sehen wollten. Um Aufsehen war es ja dem Herrn nicht zu thun, sondern um die stille Aussaat in die Herzen.

Zuweilen sandte er seine Jünger ohne seine Begleitung aus, während er selbst ganz allein durchs Land reiste (Matth. 10). Was auf diesen einsamen Wanderungen in Städten, Dörfern oder Zelten geschehen und gesprochen worden ist, davon ist leider keine Kunde auf uns gekommen.

Aber meistens reiste er mit seinen Jüngern zusammen, auch begleitet von einer größeren Zahl wohlhabender Frauen, die ihm viel zu danken hatten und überall sein Lehren und Predigen mit anhören wollten (Luk. 8, 1 f.). Sie sorgten auch für den Unterhalt der Gesellschaft, „sie thaten ihm Handreichung von ihrer Habe." Selbst konnte ja Jesus jetzt nichts mehr verdienen. Sein früheres Vermögen hatte er wohl

seiner Mutter überlassen. Er führte ein Wanderleben und hatte dabei nicht einmal mehr so viel, wie die Füchse und die Vögel unter dem Himmel, die er auf seinen Wanderungen oft sah, ein eigenes Plätzchen, wo er des Nachts sein müdes Haupt hinlegen konnte. Jene Frauen und andere dankbare Leute gaben daher Geldbeiträge, welche Jesus auch annahm. Er bestellte in Judas Ischarioth einen Kassenverwalter, „der hatte den Beutel und trug, was gegeben ward." (Joh. 12, 6). So zog er „von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf." (Lukas 8, 1).

Und wie Judas die Geldangelegenheiten zu besorgen hatte, so haben wohl andere je nach Anlage und Geschick andere Zweige des gemeinschaftlichen Haushaltes übernommen. So mag einer von den Zwölfen auf den Reisen besonders für den Proviant gesorgt haben, vielleicht Philippus (Joh. 6, 5). Wenn z. B. die Reise von Jericho nach Jerusalem führte, wo man vor Bethanien auf keine Ortschaft traf, mußte irgendwo in der Wüste, sei es unter einem schattigen Felsvorsprung, sei es bei lagernden Beduinen, zu gemeinsamer Mahlzeit Halt gemacht werden. Auf anderen Reisen, deren Wege von Zeit zu Zeit Dörfer und Ortschaften berührten, wurde das Nötige unterwegs gekauft. Auch heute noch ist dies nicht anders, da man von Wirtshäusern in den Dörfern nichts weiß. Am heißen Mittag pflegen wir auf Reisen nicht in Häusern einzukehren, deren dumpfe Luft wenig erquickend sein würde, sondern lagern uns zur Mahlzeit am liebsten außerhalb der Ortschaften unter schattigen Bäumen. Natürlich muß sich in der Nähe des Lagerplatzes eine Quelle oder eine Zisterne befinden, sonst fehlt dem durstigen Wanderer das erquickendste Labsal, frisches Wasser. Einer von uns geht etwa noch hinein ins Dorf, um einen für das Essen nötigen Einkauf zu besorgen. Die Zurückbleibenden schöpfen zunächst das nötige Wasser. Bei einer sprudelnden Quelle ist dies sehr einfach. Aus

einer Zisterne dagegen kann man das Wasser nur mit einem (gewöhnlich ledernen) Schöpfeimer heraufholen, welcher an einem Strick hinuntergelassen wird. Haben die Reisenden einen solchen nicht unter ihrem Geräte, so müssen sie warten, bis ihnen jemand aus dem nahen Dorfe einen solchen zur Benutzung überläßt. Sind nachher alle beisammen, so beginnt die einfache Mahlzeit unter freiem Himmel im Schatten der Bäume.

Daß es bei der Gesellschaft Jesu und seiner Jünger ähnlich zuzugehen pflegte, zeigt uns die bekannte Geschichte am Brunnen bei Sichar (Joh. 4, 6—26). Es war an einem schönen sonnigen Februartage, (denn es war noch vier Monate bis zur Ernte), als Jesus auf jenem am Fuße des Garizim sich hinziehenden Wege am Jakobsbrunnen mit seinen Jüngern nach Sichem zog. Es war köstliches Frühlingswetter. Der große Winterregen war vorüber, und daher das Reisen nicht nur wieder möglich, sondern in der angenehmen kühlen Luft eine wahre Lust. Am Jakobsbrunnen bei Sichar beschlossen die Wanderer Rast zu halten. Aus der Zisterne konnte vorläufig noch kein Wasser geschöpft werden, da die Jünger keinen Schöpfeimer bei sich hatten. Aber einige Jünger (wahrscheinlich nicht alle) gingen hinüber nach Sichar, um Speise einzukaufen, vielleicht auch einen Schöpfeimer mitzubringen. Die übrigen lagerten sich unter den schattigen Bäumen um den Brunnen. Jesus, von der Reise ermüdet, setzte sich auf die großen Steine oder Quadern, welche den Rand der Zisterne einfaßten. Vor ihm lag die Landschaft im schönsten Reize des erwachenden Frühlings. Der Rasen war mit holden Blumen bedeckt, welche in jenen Tagen sich der Sonne zum ersten Male erschlossen, den wundervollen purpursammtenen Anemonen, den Alpenveilchen, Lichtnelken, Krokus u. a. Vor ihm hob der Garizim, grün schimmernd, sein kühnes Felsenhaupt, jenseits, noch gewaltiger, türmte sich der Ebal

empor, zwei Berge von bedeutsamer Erinnerung aus grauer Vorzeit. Zwischen beiden lag, dem Auge verborgen, die alte Stadt Sichem. Der heute noch vorhandene Brunnen befand sich dicht am Fuße des Garizim, auf welchen nachher das Weib mit der Hand hinaufdeutete: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet.“ (V. 20). Der auf dem Brunnen Sitzende sah hinab in ein weites grünes Thal, welches ein breiter Kranz von Bergen abschloß. Das ist die Ebene Machna, die im Februar stets von einem grünen Teppich lieblicher Saaten weithin bedeckt ist, eine der besten Getreidefluren Palästinas. Am andern Ende des Thales, jenseits der schimmernden Felder, lag wohl Sichar, am Fuße des Ebal. Aus diesem Dorfe kam ein Weib, um an der Zisterne Wasser zu schöpfen. Auf eine solche Wasserschöpferin hatte die Gesellschaft gewiß schon gewartet; denn sie saßen am Brunnen und konnten doch nicht trinken. Daher bat Jesus das Weib, ihm Wasser zu geben, worauf dasselbe ihm scherzend entgegnete, daß sie ja eine Samariterin sei, aus deren unreinen Händen er kein Wasser annehmen dürfe. Aber Jesus, als er eine verlorene und verirrte Seele sah, vergaß Durst, Hunger und Müdigkeit und machte das Wasser, das unter ihm rauschte, zum Bilde für den Brunnen desjenigen Wassers, das ins ewige Leben quillet. Bald sah man das erstaunte Weib durch die grünen Fluren hin nach Sichar eilen, um ihren Dorfgenossen ihr merkwürdiges Erlebnis mitzuteilen. Ihren vollen Wasserkrug hatte sie stehen lassen, so daß die Jünger nun trinken konnten. Sie luden ihren Herrn ein, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. Er aber, in tiefe Gedanken versunken, schaute mit glücklichem Auge hinaus ins Thal. Denn über den grünen Saaten, die noch nicht einmal Halme angesetzt hatten und noch vier Monate brauchten, um reif zu werden, erblickte er ein anderes schon reifendes Saatfeld auf dem Acker Gottes, „weiß bereits zur Ernte“. (Joh. 4, 35). Es

war die Schar der Männer von Sichar, welche in ihren weißen Kleidern aus dem 5 bis 10 Minuten entfernten Dorfe (heute Askar) auf dem schmalen Fußpfade zwischen den grünen Saaten herbeieilten, und die er heimbringen durfte in die Scheunen des himmlischen Vaters. Und wie sie dort im Schatten lagerten und die neue Gemeinde Jesum und seine Jünger umstand, da rauschte es wiederum am alten Jakobsbrunnen und aus himmlischer Quelle strömten andere Wasser, die Worte des ewigen Lebens. Was ihnen Jesus daselbst in froher Bewegung gesagt, wissen wir nicht. Aber sie ließen ihn nicht gehen. Aus der beabsichtigten kurzen Rast am Jakobsbrunnen wurden zwei Tage, und als Jesus von den ungeahnt ihm gewordenen Jüngern Abschied nahm, da bekannten sie: „Wir haben gehört und wissen, daß dieser ist wahrhaftig der Heiland der Welt!“

Wo findet man aber bei solchen Reisen in Palästina des Nachts Unterkunft? Es ist schon oben gelegentlich der Weihnachtsgeschichte erwähnt worden, daß in Palästina, soweit noch nicht europäische Einflüsse bemerklich sind, keine Gasthäuser oder Hotels existieren. Dennoch fällt es dem Reisenden nicht schwer, ein Unterkommen zu finden. Gastfreundschaft ist ja von jeher der Ruhm und die Ehre des Morgenländers gewesen. Je ursprünglicher die Menschen noch sind, namentlich also in der Wüste, desto williger und zuvorkommender wird diese altberühmte Tugend geübt. Es ist ein Zeichen der Rohheit und im Auge jedes Arabers schimpflich, einen Gast nicht freundlich aufzunehmen. Und es ist nicht eine leere Phrase, was der Araber zu seinem Gaste zu sagen pflegt: Bêti bêtak d. h. mein Haus ist dein Haus. Damit ist nicht gesagt, daß man eine jede beliebige verdächtige Gestalt, der man in der Wüste begegnet, als guten Hausfreund behandelt. Dazu gehört, daß man in seinem Zelt sein Gast und Hausgenosse gewesen ist. Ist das nicht der Fall, so sehen es viele als ihr

unbestrittenes Privilegium an, dem freundlichen Wanderer die Sorge um seinen Mammon so erheblich zu erleichtern, als nur irgend in ihren geringen Kräften steht. Und wenn diese Freiherren in der Wüste vom Raube leben, so ist das nicht etwa eine Sünde in ihren Augen, sondern es ist ihr Erwerbszweig, so gut wie an der nordischen Küste der Strandsegen als ein berechtigter Erwerbszweig angesehen wird, für dessen Ausgiebigkeit früher sogar im allgemeinen Kirchengebet gebetet und gedankt wurde. So war es, wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zeigt, eine sehr unsichere Sache, allein zwischen Jerusalem und Jericho zu reisen. Man liebte es daher damals wie heute, für diese Reise eine Karawane abzuwarten, wie sich auch der Herr beim letzten Gange nach Jerusalem einer solchen Krawane anschloß. Zwar bildete die Reisegesellschaft Jesu für sich schon eine sichere Karawane. Aber doch scheint es nach Luk. 22, 38, daß die Jünger es nicht verschmäht haben, nach landesüblicher Vorsicht dafür zu sorgen, daß auf ihren Reisen für alle Fälle einige von ihnen ein scharfes Schwert umschnallten. Wo indessen das Gastfreundschaftsverhältnis durch Eintreten in ein Zelt oder Haus und durch gemeinsame Mahlzeit eingeleitet ist, da wird es auch heilig gehalten. Meistens braucht man, wenn man sich einer Hütte naht, nicht erst lange anzuklopfen, sondern die Leute kommen dem Fremden entgegen und laden ihn aufs freundlichste ein, nicht an der Thür ihrer Hütte vorbeizugehen. So lesen wir auch von Abraham, daß er eines Tages, als die Sonne am heißesten war, an der Thür seiner Hütte sitzend seine Augen aufhob und drei Männer erblickte. Und da er sie sah, lief er ihnen entgegen von der Thür seiner Hütte und bückte sich nieder auf die Erde und sprach: „Herr, habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so gehe nicht vor deinem Knechte über. Man soll auch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen.“ (1. Mos. 18, 3 f.). Solch' freundlich

zuvorkommendes Einladen eines ganz fremden Mannes ist mir zu wiederholten Malen auf den Bergen Judas begegnet. In manchen Gegenden werden dem Gaste auch, wie wir hier bei Abraham lesen, die Füße gewaschen, dann erhält er und sein Reittier Speise und Trank, so gut es eben der Wirt gerade leisten kann. Dies Pietätsverhältnis der Gastfreundschaft der Beduinen in der Wüste findet übrigens seine Grenzen an den Grenzen des Stammes, welchem der Wirt angehört. Es kann vorkommen, daß jemand einen Fremden aufs liebenswürdigste aufnimmt und ihn bewirtet, ihn dann eben so dienstfertig als sein Gastfreund bis an die Grenze geleitet, sobald diese aber überschritten ist, als sein Räuber über ihn herfällt und ihn ausplündert.

Bei meinen Reisen durchs Land war ich häufig genötigt, einen der Einwohner des Dorfes, in welchem ich abends ankam, um gastfreundliche Aufnahme zu bitten, welche mir auch niemals versagt wurde. Gewöhnlich gab ich am nächsten Morgen dem Weib eine Vergütung. Die Araber früherer Zeiten, deren noble Gesinnung bekannt ist, würden dies freilich als eine Beleidigung angesehen haben. Unter sich halten es die Araber noch heute meistens ebenso. Bei uns aber machen sie sich hierüber um so weniger Skrupel, als der Europäer nach allgemeiner Auffassung nur dazu da ist, um ausgebeutet zu werden. Im Sommer habe ich auch öfters einfach unter freiem Himmel kampiert. Das Pferd wurde an einen Felsen oder einen großen Stein gebunden, der Mantel oder die Reisedecke um den Leib geschlagen, die Satteltasche als Kopfkissen untergelegt. Auch die Reisegesellschaft Jesu hat ohne Zweifel oft im Freien übernachtet. Treffen wir sie doch selbst in kalter Aprilnacht draußen in Gethsemane! In solchen Fällen wickelten sich Jesus und seine Jünger in ihre Abâje, ihren Mantel aus Schaf- oder Kamelswolle, und legten ihren Kopf auf einen Stein oder eine Erderhebung, wie der Erzvater

Jakob. Aber manchmal, und besonders in kühlerer Jahreszeit, baten sie auch um Privatgastfreundschaft, wobei sich die zwölf bis zwanzig Personen wahrscheinlich oft auf mehrere Häuser verteilen mußten. Nach Ankunft fremder Gäste in einem Hause versammeln sich gewöhnlich viele Männer, oft fast das ganze Dorf, in dem Hause und nehmen auf den Matten rings an den Wänden herum Platz, wobei z. B. wir gewöhnlich Gelegenheit nehmen, aufmerksamen Ohren das Evangelium vorzulesen und zu erklären. So führen auch die bekannten Evangelisten des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem, welche zweimal des Jahres das heilige Land durchziehen, ihr Amt hauptsächlich in solchen Abendstunden unter einer so versammelten Gesellschaft aus. So mag auch Jesus, wenn sich des Abends im Gasthause die Leute eines Dorfes oder eines Städtchens um ihn versammelten, seinen Mund aufgethan und das Wort vom „Königreich der Himmel" verkündigt haben, während die Zuhörer rings am Boden saßen und eine kleine Ölampel ihr mattes Licht über die lauschende Versammlung verbreitete, in deren Herzen nächtlicher Weile ein Widerschein des ewigen Lichts hineinfiel. Wenn den Herrn nichts mehr für länger an einen Ort fesselte, so schied er eines Morgens aus dem Hause, das ihn gastlich aufgenommen, und welches er auch dann nie verließ, wenn etwa Vornehmere ihn in ihr Haus einluden (Matth. 10, 11; Luk. 10, 7). Waren die Leute, bei denen er mit seinen Jüngern übernachtete, arm, so wird Jesus, welcher ohnedies einen Teil seiner Kasse für die Armen bestimmte (Luk. 11, 41; Matth. 26, 11), den Judas wohl angewiesen haben, etwas zu bezahlen. Daß dies aber nicht das Gewöhnliche war, geht aus Matth. 10, 11 hervor, wo Jesus seine Jünger bei ihrer Aussendung anwies, Privatgastfreundschaft anzunehmen, und doch ihnen verbot, Geld mitzuführen. Eine Fehlbitte wird Jesus selten gethan haben, wenn er um gastliche Aufnahme an ein Haus klopfte. Selbst

im heidnischen Syrophönice am Ufer des blauen Mittelmeeres klopfte er eines Tages an einem Hause an, um dort, wie einst Elia, unweit Sarepta, eine Zeit lang vor aller Welt verborgen zu bleiben (Mark. 7, 24). Nur einmal nahmen ihn die Samariter nicht auf, weil er nach dem verhaßten Jerusalem zog. Aber wir sehen aus der Entrüstung der „Donnerskinder" Jakobus und Johannes, wie unerhört dieser Fall war. Das nahe sichtbare Karmelgebirge hatte sie an jenem Tage an Elia erinnert; darum hätten sie am liebsten gleich ihm Feuer vom Himmel fallen lassen (Luk. 9, 54). Jesus aber tadelte sie ernstlich und ging mit ihnen weiter bis zu einem andern Dorf. Dennoch empfand auch er die Unfreundlichkeit wohl. Denn auf diesem Wege wiederholte er zu einem, der ihm nachfolgen wollte, jenes Wort: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege" (Luk. 9, 58), ein Wort, das uns in ein Leben voll Entbehrung, Mühe und Anstrengung hineinsehen läßt. Jedenfalls muß Jesus eine gesunde, kräftige Natur gehabt haben, welche allen diesen Strapazen und Entbehrungen in Frost und Hitze gewachsen war. Darum konnte er auch auf einem von Wind und Wellen herumgejagten Schiffe ebenso ruhig schlafen, wie unter den Öl- oder Feigenbäumen auf den Bergen Palästinas.

In den Dörfern, welche man auf den Reisen durch das Land passiert, trifft man namentlich die Kranken oft in großer Not. Zwar findet sich da und dort ein Eingeborener, der durch Kenntnis heilsamer Kräuter und anderer Arzneimittel nicht ungeschickt ist, Kranke zu behandeln. Aber in Ermanglung jeglicher Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers geht solche Wissenschaft natürlich bald zu Ende. Die meisten lassen eben ihre Kranken in ihrer Qual liegen und trösten sich mit dem Satze, welcher dem Orientalen über alle Rätsel des Lebens hinweghilft: „min allah"! d. h. es kommt von

Gott. Wenn aber einmal ein Europäer auf seinem Pferde zu ihnen kommt, wird er oft vom halben Dorf umringt, wenn man ihn für einen Arzt hält. Da eilen sie heraus aus ihren Hütten oder Zelten. Die bringt ihr armes, abgezehrtes Kind, jener kommt mit furchtbar entzündeten Augen, deren Schmutz die Ursache des Übels leicht erkennen läßt, andere bringen kranke Angehörige herbei und bitten mit flehentlicher Stimme um Hilfe. So erging es auch dem Herrn, sobald man seine Heilkraft erfahren hatte. Und er liebte es, sich durch Krankenheilung den Weg zu den Herzen der Armen zu bahnen. Wo er hinkam, „da brachten sie zu ihm alle Kranken, und er legte allen die Hände auf und machte sie gesund," auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten Jesaja: „Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen und unsere Seuche hat er getragen." (Matth. 4, 24; 8, 16.)

Aber auch wo dem ankommenden Reisenden keine Kranken gebracht werden, wird er doch meist von einer Schar von Bettlern, Aussätzigen, Blinden (welche letzteren sehr zahlreich sind) geradezu angefallen. Schon von Weitem hört er das Geschrei dieser an den Thoren und Straßen sitzenden zerlumpten Gestalten, die ihn mit flehender Stimme um ein Almosen anbetteln, ja sogar straßauf straßab in der zudringlichsten und unverschämtesten Weise mit ihrem jedem Besucher des Landes bekannten „Bakschisch! Bakschisch!" verfolgen. Dazwischen ertönen die Rufe: „Sidi hinn aléna! sidi hinn aléna!" d. h. „Mein Herr, erbarme dich! Herr, erbarme dich!" So haben sie auch den Herrn Jesum verfolgt, wenn er in eine Ortschaft kam. So hat das kananäische Weib aus Syrophönice dem Herrn bei Tyrus und Sidon nachgeschrieen, und da Jesus nicht auf sie hörte, ihm den Weg versperrt, indem sie sich vor seine Füße warf. So verfolgten nach Matth. 9, 27 den Herrn zwei Blinde in Jericho mit dem Geschrei: „Ach du Sohn Davids, erbarme dich unser!" und

da Jesus nicht auf sie hörte, verfolgten sie ihn bis ins Haus, wo er sie denn auch heilte. Bei den Zöllnern, die heute noch durchtriebene Schlingel sind, und bei den „Sündern" setzte er sich zum Gastmahl nieder und ließ sie schmecken und sehen, wie freundlich der Heiland ist. Ja sie hat er zum Gleichnis genommen für uns alle, die er von den Straßen und Zäunen hereinrufen läßt zum großen Hochzeitsmahl. (Luk. 14, 21.) Man muß diese elenden Jammergestalten gesehen, ihre Zudringlichkeit erfahren haben, um die große Geduld des Menschensohnes mit den Sündern recht zu würdigen. Denn zu diesen Allerärmsten und Elendesten zog es ihn, wie auch sie sich zu ihm hingezogen fühlten. Oft waren es seltsame Szenen, welche auf den Reisen des Herrn zu sehen waren, eine merkwürdige Gesellschaft, welche sich um ihn scharte. Als er z. B. von Tyrus und Sidon in die Gegend des Sees Genezareth zurückkam, da ging er auf einen Berg (Matth. 15, 29), und rings um ihn lagerte sich das Volk. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick! Diese Gesellschaft schien aus lauter Elend zusammengesetzt, Jesus, der Barmherzige, aber stand in ihrer Mitte. Ist es da ein Wunder, daß er sich mehr und mehr wie ein Arzt vorkam, der in ein großes, großes Krankenhaus getreten war, um aller Krankheit auf sich zu nehmen? Freilich nach vielleicht einer halben Stunde sah es anders aus in jener eben noch so kläglichen Versammlung (Matth. 15, 31). Dort ein Stummer, der mit Jubellauten frohlockte und Gott pries, dort ein Lahmer, der in frohen Sprüngen die neue Spannkraft der Glieder probierte, die Krüppel gingen, die Blinden sahen in Gottes goldenem Licht die schöne Welt wieder.

Wie mit unsichtbaren Buchstaben steht über allen Reisen unseres Herrn geschrieben jenes Wort, das er zum erstenmale sagte, als er von den blühenden grünen Auen am blauen Meromsee seine Augen hinauf zu den im Süden aus

nebelhafter Ferne grüßenden Bergen richtete und sprach: „Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem!“ Hinauf nach Jerusalem, nach dem irdischen zum Leiden und Sterben und Erlösen, nach dem himmlischen zur Heimkehr in die Herrlichkeit des Vaters. Und seitdem Jesus seine Reisen über Berg und Thal des heiligen Landes vollendet hat, ein nimmermüder Wandersmann, um verlorene Menschenseelen zu suchen und zu retten, seitdem sein Kreuz auf einem ewig teuern Hügel dieses Landes gestanden, ist auch uns sein Kreuz wie ein aufgehobener Finger, der uns das wahre Ziel unserer Pfade weist. Wie der eine Kreuzbalken nach oben weist, so durchkreuzt es mit einer neuen Richtung unsere irdischen Reisewege, als wollte es den Wanderern allzeit das himmlisch süße Wort zurufen: „Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem!“

Volksmund.

Der Herr Jesus hat in seinen Reden überall den Volkston gewählt, wie er denselben bei seinem langjährigen Leben und Arbeiten mit und unter dem Volke in Nazareth hatte kennen lernen. Will man auch eine äußere Ursache dafür wissen, warum seine Reden beim Volke einen so tiefen Eindruck machten, so daß sie erstaunt ausriefen: „Er predigt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten“ (Matth. 7, 29), so ist es in erster Linie der Umstand, daß sich seine Rede nicht in subtilen Fragen und Frägeleien und in den Terminologien der Schriftgelehrten bewegte, sondern daß er den Müttern auf

den Straßen und Märkten Nazareths „auf den Mund gesehen" hatte und in der kräftigen, bilderreichen Volkssprache lehrte und redete.

Noch heute ist die Sprache des heiligen Landes ebenso bild- und gleichnisfroh wie ehemals. Der Araber liebt es, anstatt seine Meinung in kurzen, dürren Worten zu sagen, dieselbe in ein Gleichnis zu kleiden, dessen Sinn der Zuhörer selbst finden muß. So kam neulich ein arabisches Gemeindeglied zu mir. Nachdem alle üblichen Formen der Begrüßung mit oft wiederholter Anwünschung eines guten Tages, eines langen Lebens, Vermehrung der Familie, Erhaltung der Kinder, göttlicher Bewahrung und Gnade vorüber waren, begann er: Abuna (d. i. unser Vater) Ich will dir ein Wort sagen!

Ich: Habe die Gefälligkeit!

Er: Gott verleihe dir einen glücklichen Morgen! Es war einmal ein Schaf, das ging in die Wüste und verirrte sich — das sei ferne von dir! Es stolperte von Berg zu Berg und von Thal zu Thal. Es hatte keine Weide. In den Dornen und Felsen lief es sich die Füße wund. Es war dem Verschmachten nahe. Glaube mir, es war in höchster Not. Was wird nun der gute Hirte thun, wenn er die traurige Lage seines Schafes erfährt?

Ich: Er wird es aufsuchen, zur Herde zurückführen und sorgfältig pflegen.

Er: Du hast recht geantwortet!

Nun sah er mich gespannt an, ob ich nicht die richtige Anwendung finde. Leider zeigte ich hiervon keine Spur. Da sagte er endlich: „Abuna! Gott verleihe dir langes Leben, Heil und Segen! Ich habe gegenwärtig absolut kein Geld!" — Und nun waren wir im richtigen Fahrwasser. Es ist leicht, im neuen Testament Analogien zu dieser Gleichnisrede zu finden (vgl. die kurze Antwort in drei Gleichnissen Matth. 9, 14—17).

Ein anderes Beispiel. — In meiner Filiale Beit-Djâla giebt es eine katholische Partei, welche seit langer Zeit den Gliedern der evangelischen Gemeinde zu schaden sucht, wo immer sie kann. Vor einiger Zeit ermahnte ich einen Mann aus meiner dortigen Gemeinde, als er hierüber Klage bei mir führte, Frieden zu halten. Darauf antwortete er nicht etwa: „Wir können eben auf beiden Seiten die gegenseitigen Kränkungen und Schädigungen nicht vergessen", sondern er fing an: „Es war einmal eine Schlange, die drang in die Höhle eines Fuchses und biß ihm sein Junges tot. Der Fuchs kam dazu und biß der Schlange aus Rache den Schwanz ab — das sei ferne von dir! (Wir würden sagen „mit Respekt zu vermelden.") Seither kann der Fuchs sein Junges nicht vergessen, aber die Schlange kann auch ihren Schwanz nicht vergessen." Sprach's, sonst kein Wort mehr oder weniger. Wiederum ganz dieselbe Art, wie wir sie aus dem Evangelium kennen, Lehren oder Antworten nicht in kurzen Worten oder Regeln zu geben, sondern in Bild und Gleichnis zu kleiden, wodurch dieselben für die Zuhörer nicht nur eindrücklicher und einleuchtender, sondern auch behältlicher werden. Jeder Lehrer und Prediger im Orient muß daher auch heute noch dieselbe Lehrweise annehmen und üben. Ohne Gleichnis darf ich z. B. meinen arabischen Zuhörern in der Predigt nichts sagen. Sind die Gleichnisse gut gewählt, so bin ich gespannter Aufmerksamkeit sicher. Sobald ich aber aus der Gleichnisrede zu sehr in den Lehrton verfalle, fangen sie an zu gähnen.

Auch die große Vorliebe der Orientalen für Sprichwörter gehört hierher. Kurze, frappante, oft paradoxe sprichwörtliche Redensarten flicht jeder Araber gerne in die Unterhaltung ein. Bei jeder Versammlung, auf allen Märkten kann man solche hören. Wie oft antworten die Leute auf eine Frage mit einem kurzen Sprichwort, ohne ein Wort hinzuzufügen. Auch der Herr liebte sprichwörtliche Rede. So sagt er, um etwas

Unmögliches zu bezeichnen: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher, der sein Vertrauen auf Reichtum setzt (Mark. 10, 24), ins Reich Gottes komme“ (Matth. 19, 24). Mit jener falschen Erklärung, daß „Nadelöhr“ ein kleines Stadtthor Jerusalems bezeichne, bricht man dem Gleichnis die Spitze ab. Der Herr will sagen daß (bei Menschen) das Seligwerden jener noch unmöglicher sei als unmöglich, wie das Durchgehen eines Kamels durch ein Nadelöhr; nur Gottes Weisheit könne noch eine Möglichkeit finden. — Machen die Pharisäer dem Herrn Vorwürfe darüber, daß seine Jünger nicht fasten, so antwortet er: „Wie können die Hochzeitleute fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Matth. 9, 15; Luk. 5, 34.) Tadeln sie seinen freundlichen Umgang mit Zöllnern und Sündern, so sagt er statt aller weiteren Auseinandersetzungen: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ (Matth. 9, 12; Mark. 2, 17).

In vielen einzelnen Ausdrücken vernehmen wir noch die Redeweise des Altertums. Wer dächte nicht an die Sprache der Erzväter, wenn er z. B. einen Araber, über dem er steht, fragt: Wie heißt du? und er antwortet: Dein Knecht heißt Isaak, deine Magd heißt Sara, Mirjam, Uarda u. s. w.! Oder wem fiele nicht das Wort des Jakobus ein (Jak. 2. 16), wenn er hört, wie ein Araber einem Bettler, dem er nichts geben will, niemals kurzweg sagt: Ich gebe dir nichts! sondern stets: allah iatik! d. i. Gott gebe dir, Gott berate dich u. s. w.! Sobald der Bettler dies Wort hört, weiß er, daß er nichts bekommt und seine Bettelei verstummt.

Nirgends aber tritt uns die Ähnlichkeit der heutigen Redeweise mit der früheren biblischen so deutlich entgegen, wie beim Schwören und Grüßen.

Schwören und Fluchen hört man leider an allen Orten, auf Straßen und Märkten, in Werkstätten und Häusern

und wo man Menschen trifft. Fast jede Behauptung beginnt mit den Worten: So wahr Gott lebt, so wahr du lebst, bei meinem Haupte, bei meinem Leben u. s. w. Ähnliche Redensarten hören wir ja oft genug bei den Propheten. So begann z. B. Elia seine Reden stets mit den Worten: „So wahr der Herr, der Gott Israels, lebet, vor dem ich stehe." Hier haben die Worte eine ehrfurchtgebietende Majestät. Das Volk aber mißbrauchte diese Schwüre damals, wie heute, in der gedankenlosesten, daher sündlichen Weise. Wenn man heute auf dem Markt an keinem Laden vorbeigehen kann, ohne fortwährend Schwüre zu hören, weil man kaum ein Zehnpfennigstück ausgiebt, ohne daß der Verkäufer schwört, er könne die Ware nicht billiger geben, der Käufer dagegen, er könne nicht soviel bezahlen, dann kann man es verstehen, wie nötig und wichtig jene Regel der Bergpredigt ist: „Ihr sollt allerdinge nicht schwören! Eure Rede sei ja-ja, nein-nein, was darüber ist, das ist vom Übel" (Matth. 5, 37). Der Herr blieb zwar auch vor Gericht bei dieser klaren Regel, denn die Beschwörung des Hohenpriesters war seine, nicht Jesu Sache (Matth. 26, 63). Daß aber der Herr nicht das Schwören vor der Obrigkeit verbieten will, zeigt jeder unbefangene Blick auf die Worte des Herrn. Die Juden zur Zeit Jesu hatten zu viel Respekt vor dem Namen Gottes, als daß sie denselben im täglichen Leben zu Schwüren mißbraucht hätten. Daher pflegten sie, da sie von der orientalischen Unart doch nicht lassen konnten, beim Himmel, bei der Erde, bei Jerusalem, bei ihrem Haupte u. s. w. zu schwören. Hierauf beziehen sich die Worte des Herrn. Er weist nach, daß es leere Sophistik ist, wenn man meint, diese Schwüre enthielten keinen Mißbrauch des Namens Gottes, und er zeigt von jedem einzelnen, daß er im Grunde doch bei Gott, bei seinem Stuhl, seiner Füße Schemel, seiner Königsstadt ꝛc. geschworen ist. Nur dieses gedankenlose und meist verlogene Schwören ver-

bietet der Herr (s. auch die Parallelstelle Jak. 5, 12), nicht aber das feierliche Schwören im Angesichte Gottes, welches die Obrigkeit im Namen des Gottes fordert, welcher sie gesetzt hat.

Hier mag auch erwähnt werden, daß die Araber bis zum heutigen Tage bei den geringfügigsten Anlässen den Namen Gottes in thörichtem Aberglauben aus Furcht vor Gespenstern und bösen Geistern unzählige Male mißbrauchen. Fast bei jeder Berührung eines kleinen Kindes, über jedem neuen Topf, über den albernsten Kleinigkeiten, wird der Name Gottes wie ein mächtiger Zauberspruch und geheimnisvoller Talisman ausgesprochen, um sich und sein Haus gegen unheimliche Mächte zu feien. Gegen einen ähnlichen Mißbrauch wendet sich jenes Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich führen!“ (2. Mos. 20, 7.) Dagegen befiehlt der Herr aus Anlaß des Segens Aarons: „Ihr sollt meinen Namen auf die Kinder Israels legen, daß ich sie segne!“ (4. Mos. 6, 27.)

Die Grüße der Araber erinnern uns auf Schritt und Tritt an das biblische Altertum. Man wird kaum eine andere Nation auf Erden finden, welche einen so großen Reichtum von feinen zierlichen, höflichen Redensarten hätte, welche von Hohen und Niedrigen, von Gelehrten und Ungelehrten mit gleicher Freigebigkeit gespendet werden. Das sind die Trümmer einer Periode, in welcher diese schönen Worte Äußerungen einer inneren Feinheit und eines Adels der Gesinnung beim arabischen Volke waren. Heute ist aber gerade von diesem Wesen der Sache wenig mehr vorhanden; fast nur die Worte und der Schein sind geblieben. Der schönen und sinnigen Grüße sind viele. Darum begnügt man sich häufig nicht mit einem einzigen Gruß, sondern die Begrüßung gestaltet sich zu einem förmlichen Zwiegespräch, in welchem ein Glückwunsch den andern erwidert und überbietet, z. B.:

A. Gott gebe dir einen guten Morgen!

B. Dir hundert gute Morgen!
A. Dein Morgen sei heilvoll!
B. Ja, Gott beschere dir einen heilvollen Morgen!
A. Dein Tag sei glückselig!
B. Glückselig und gesegnet sei dein Tag!
A. Friede sei mit dir!
B. Über dir sei Friede!
A. Gott baue dein Haus!
B. Er beschere dir langes Leben und erhalte dir deine Kinder!
A. Gott mit dir! Bleib uns freundlich gesinnt!
B. Gehe hin mit Frieden!

Wir haben oft gelesen, daß die Begrüßungen der Orientalen so überaus umständlich sind, ihr Küssen, Friede- und Segenwünschen so lange Zeit in Anspruch nehme, daß Jesus sich deshalb genötigt sah, seinen Jüngern bei ihrer Aussendung die Reiseregel auf den Weg mitzugeben: „Grüßet niemand auf der Straße." (Luk. 10, 4.) Dies ist gewiß unrichtig. Denn die einfache Begrüßung unterwegs ist, selbst wenn dieselbe mit Gruß und Umarmung verbunden ist, denn doch so sehr zeitraubend nicht, daß sie eine solche Vorschrift nötig oder erklärlich machen könnte. Der freundliche Leser würde, wenn es sich nicht gerade um einen Befehl des Herrn selbst handelte, wahrscheinlich dabei das Gefühl haben, daß dies doch den Eifer etwas zu weit getrieben heiße, daß die Jünger nicht einmal mehr jemandem auf der Straße guten Tag wünschen sollten, zumal wenn es ein lieber alter Freund gewesen wäre, der ihnen begegnete. Das Unterlassen solches einfachen Grußes hätte auch in der That jedermann als eine Grobheit empfunden, und dies hätte ihrem evangelischen Amt sicher keinen Vorschub geleistet. Die Sache wird aber ganz klar, sobald wir bedenken, daß das Wort grüßen (sällem) bei den Orientalen noch eine andere Bedeutung hat, welche

offenbar auch in jener Rede des Herrn gemeint ist. „Jemanden grüßen“ heißt nämlich bei solchen, welche auf der Reise sind, — und um solche handelt es sich hier — so viel wie einen Besuch bei ihm machen. Gehe ich in die Wüste, um etwa einen Häuptling zu besuchen, und es stellt mich auf den Bergen ein Beduine zur Rede, was ich hier wolle, so werde ich ihm auf arabisch sicher antworten: „Ich will deinen Schech (Häuptling) grüßen.“ Will jemand von unseren Gemeindegliedern in Hebron nach Jerusalem reisen, und sagt zu Hause vor dem Weggehen, daß er unterwegs mir einen Besuch machen will, so wird er dies nie anders ausdrücken als: „Ich will den Pastor auf der Straße grüßen.“ Diese Art von Grüßen meint dort der Herr. Er will sagen: „Laßt euch auf eurer Straße nicht durch gute Bekannte einladen, sie „zu grüßen“ d. h. mit ihnen in ihr Haus zu gehen, wo sie nach Landessitte wahrscheinlich sofort schlachten und ein Mahl bereiten würden, um das Wiedersehen zu feiern, und wo ihr jedesmal einen oder mehrere Tage verlieren würdet. Dafür ist euer Beruf viel zu wichtig und zu eilig.“ Im Vorübergehen aber freundlich zu grüßen, das ist etwas, was die Jünger Jesu gewiß stets ebenso zuvorkommend gethan haben, wie er selbst.

Das Wort, welches in den orientalischen Grüßen die größte Rolle spielt, ist Friede. Wie ein Klang aus einer versöhnten Welt, wie eine Erinnerung an ein ehemaliges goldenes Zeitalter und wie eine Sehnsucht und Ahnung kommender Versöhnung klingt's durch alle Grüße Israels bis zu denen der heutigen Bewohner Palästinas, das süße Wort Friede. Wie köstlich lautet jener Gruß, mit welchem Amasai, der Hauptmann unter dreißig, den König David begrüßte: „Dein sind wir, David, und mit dir halten wir es, du Sohn Isais! Friede, Friede sei mit dir! Friede sei mit deinen Helfern! denn dein Gott hilft dir!“ (1. Chron. 13, 18.) „Friede

sei mit dir!“ das ist auch heute noch der häufigste Gruß, den sich die Leute hierzulande bieten. Ein Muhammedaner zwar wird einem Christen diesen Gruß niemals gönnen. Wenn ein Christ ihn einem Muhammedaner gegenüber gebraucht, so wird er fast immer die Antwort bekommen: „Bekehre dich zum Propheten!“ Aber so sehr ist Friedewünschen und Grüßen für die Bewohner des alten Bibellandes gleichbedeutend, daß man heute wie ehemals ein und dasselbe Wort für beides hat, und oft kaum unterscheiden kann, welche von beiden Bedeutungen in erster Linie gemeint ist. So kommt es, daß das Wort Salâm (hebr. schalom) vielfach eine sinnige Zweideutigkeit hat, welche auf mehrere Stellen des Neuen Testaments ein interessantes Licht wirft. So sagt der Herr (Matth. 10, 12 f.) zu seinen Jüngern: „Wo ihr in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe (d. h. in die Landessprache übersetzt: sprechet zu demselben „Friede sei mit euch!“) und so es dasselbe Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen.“ Dieser Gruß soll also bei den Jüngern des Herrn nicht ein bloßer Wunsch sein, sondern wirklichen Frieden in's Haus bringen.

Ein Vorfall in Hebron erinnerte mich vor kurzem an dies Wort. Ein Muhammedaner war dort an einem am Markte sitzenden arabischen Christen mit dem üblichen „Friede sei mit dir!“ vorübergegangen. Der antwortete wie gewöhnlich: „Über dir sei der Friede!“ Nachher erfuhr der erstere, daß der von ihm Begrüßte ein Christ sei. Da kam er zurück, fuhr mit größter Heftigkeit auf ihn los, fing an, denselben mit Hilfe anderer Muhammedaner zu schlagen und zu mißhandeln, indem er einmal übers andere ausrief: „Gieb mir meinen Frieden zurück! Gieb mir meinen Frieden zurück! Denn du bist ein Christ!“ Nur mit Mühe konnte der Christ von herbeieilenden Bekannten vor weiterer Mißhandlung geschützt werden. Es scheint also auch der heutigen Bevölkerung noch eine Erinnerung davon geblieben zu sein, daß der Gruß

des Friedens eigentlich eine thatsächliche Wirkung haben soll, eine geistige Bedeutung und Macht, mit welcher man nicht verschwenderisch umgehen soll, daß er eine „Perle“ ist, die man nicht „vor die Säue“ werfen darf. Darum das Geizen der Muhammedaner mit diesem Gruße, den jener Hebroner sogar wieder zurück haben wollte. So sagt auch der Herr zu seinen Jüngern (Matth. 10, 13): „Ist es aber dasselbe Haus nicht wert, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden!“

Auch beim Abschiednehmen ist der allgemeinste Gruß ma' ssalâme! Ziehe hin in Frieden! Wem fielen dabei nicht allerlei Stellen aus der heiligen Schrift ein, welche uns zeigen, wie uralt dieser Abschiedsgruß ist (2. Mos. 4, 18; Richt. 18, 6; 1. Sam. 1, 17 u. s. w.)! Auch der Herr, wenn er z. B. einen Kranken geheilt hatte, verabschiedete sich in landesüblicher Weise von ihm: „Gehe hin mit Frieden!“ (Luk. 7, 50; Mark. 5, 34; Luk. 8, 48.) So hatte dieser Gruß für diejenigen, welche ihn vom Herrn hörten, durchaus nichts Auffallendes. Und doch mögen sie jedesmal gefühlt haben, daß hier eine wirkliche Macht und Kraft des Friedens war, welche sie anderwärts nicht spürten. Denn im Munde des Herrn war dieser schöne Gruß der köstlichsten Vertiefung fähig. Jesus selbst sagt seinen Jüngern einmal, daß dieser Abschiedsgruß bei ihm etwas ganz anderes bedeute, als sonst bei der Welt. In seinen Abschiedsreden (Joh. 14, 27) sagt er: „Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ d. h. als ein Abschiednehmender muß ich euch jetzt Lebewohl sagen oder in orientalischen Worten: „Gehet hin mit Frieden!“ Dies ist mein Abschiedsgruß und Abschiedssegen, den ich euch hinterlasse. „Nicht gebe ich euch wie die Welt giebt“ d. h. die Welt sagt beim Voneinandergehen wohl auch: „Gehet hin mit Frieden!“ Aber diese Abschiedsformel wird entweder gedankenlos ausgesprochen, oder sie beibt doch im besten Falle nur ein leerer Wunsch, den zu

erfüllen man nicht die Macht hat. Ich aber hinterlasse euch damit einen wirklichen Frieden, jene innere Ruhe und Heiterkeit eines mit Gott versöhnten Herzens, die durch äußere Stürme nicht zerstört werden kann. Darum erschrecke euer Herz nicht und fürchte sich nicht, zumal ich euch gesagt habe: „Ich komme wieder zu euch." Die ganze Abschiedsstimmung jener letzten Stunden weht durch diese bewegten Worte des Herrn, die er im Kreise der erschrocken lauschenden Jünger sprach.

Mit dem landesüblichen Gruß begrüßte Jesus seine Jünger auch, als er nach seiner Auferstehung plötzlich in den Kreis der bekümmerten Jünger trat, welche jenen Frieden noch nicht hatten finden können. Wenn einer, den wir selbst mit zu Grabe geleitet haben, plötzlich zu uns ins Zimmer träte und ruhig wie sonst immer „Guten Tag!" sagen würde, als ob noch alles beim Alten wäre, so würde dies auf uns etwa denselben Eindruck machen, wie jenes Eintreten Jesu mit dem gewöhnlichen: „Friede sei mit euch!" auf die Jünger. Aber wenn jemals dieser Gruß mitteilte, was er sagte, so war es in jener Stunde. Großer, glücklicher Friede erfüllte die Herzen der Jünger und verließ sie nicht wieder. Da merkten sie, warum der Herr gesagt hatte: „Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt!" (Joh. 20, 21.)

Und ist es nicht, als ob diese Doppelsinnigkeit des Wortes „Friede" auch aus dem letzten Tone des Aaronitischen Segens herausklänge wie ein Gruß Gottes? „Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden!" d. h. der Herr blicke dich mit gnädigem Auge noch einmal an, bevor du aus dem Gotteshause wieder heimkehrst und grüße dich mit seinem Friedensgruße:

„Gehe hin mit Frieden!"

Vermischte biblische Spuren.

In Basel soll vor nicht allzulanger Zeit der Leiter einer religiösen Versammlung sich so lange geweigert haben, zu beten, bis die Frauen, deren einige unbedeckten Hauptes waren, ausnahmslos den Kopf, wenn auch nur mit einem kleinen Tuch, bedeckt hatten. Er that dies aus Mißverständnis jener Stelle 1. Kor. 11, 4. 5, welche sagt: „Wenn ein Mann mit bedecktem Haupte betet oder weissagt, so beschimpft er sein Haupt. Jede Frau aber, die mit unbedecktem Haupte betet oder weissagt, beschimpft ihr Haupt, denn es ist für sie genau ebenso, wie wenn sie geschoren wäre." Bei dieser ganzen Stelle ist zu beachten, daß Paulus von öffentlichem Auftreten der Frauen redet, welche in der Gemeinde von Korinth öffentlich weissagten oder beteten. Eine arabische und überhaupt eine morgenländische Frau wird sich niemals öffentlich oder vor Fremden ohne Kopfbedeckung blicken lassen. Stets muß sie ihre Schättue, die mit Goldstücken behangene Mütze, schon dem Gewichte nach eine wahre „Macht", nebst dem Mandíl, dem Kopftuche, auf dem Haupte tragen. Bei den Muhammedanern muß die Frau sogar das ganze Gesicht verschleiern. Nur im engen Kreise der Familie darf sie ihr Haupt entblößen. Vor wenigen Tagen kam ich unangemeldet in ein Haus Bethlehems. „Zwo" saßen mahlend an einer Handmühle und mahlten Weizen. Die eine von ihnen hatte ihre Kopfbedeckung abgelegt. Mit den Zeichen der größten Verlegenheit sprang sie auf, verhüllte ihren Kopf, der ihr „beschimpft" erschien, ganz und gar und wollte sich lange überhaupt nicht mehr sehen lassen. Man würde auch eine Frau, welche absichtlich so auftreten würde, allgemein verachten und sie loser Sitten bezichtigen. Diese allgemeine orientalische Sitte erkennt Sankt Paulus als einen symbolischen Ausdruck

der sozialen Stellung des Weibes, welches „eine Macht“ d. h. ein Zeichen der Macht, nämlich der Macht seines Mannes, auf dem Kopfe hat, und sich dementsprechend benehmen muß. Es scheint, daß die Frauen in Korinth diese Sitte bei ihrem öffentlichen Auftreten in der Gemeinde (Beten, Weissagen) in mißverstandener christlicher Freiheit außer acht ließen, und daß einige, welche daran Anstoß nahmen, den Apostel hierüber befragten. Paulus bestätigt zunächst, daß das Gebahren jener Frauen unanständig ist, weil es gegen eine allgemeine sinnreiche Sitte verstieß, verfehlt aber nicht, nachher zu erklären, daß das öffentliche Auftreten einer Frau in christlicher Gemeinde überhaupt unzulässig ist. Für uns ist in Bezug auf Kopfbedeckung der Frauen natürlich entscheidend, was in unserer heutigen christlichen Kulturwelt Sitte ist. Auch ist bei uns die christliche Sitte so mächtig geworden, daß solche Auswüchse wie das öffentliche Predigen oder Beten der Frauen, in allen gesunden christlichen Verhältnissen unmöglich sind. Was aber hinter der äußeren Hülle der Auseinandersetzung über die Kopfbedeckung der Frauen liegt, welche Paulus nach seiner Weise symbolisch ausgedeutet hat, das hat für alle Zeiten bleibenden Wert: die Stellung, welche er der christlichen Frau in der Kirche wie im sozialen Leben anweist. Dunkel wird an jener Stelle immer bleiben der Zusatz, „der Engel wegen.“ Es ist abgesehen von gewissen abenteuerlichen Erklärungen schwer verständlich, wie die Frauen ermuntert werden sollen, ihre Kleidung wegen unsichtbar gegenwärtiger Engel so oder so einzurichten. Da hätte es doch näher gelegen, sie an den unsichtbar gegenwärtigen Herrn Christus zu erinnern. Wenn irgendwo, so fühlt man sich hier versucht, an einen nahe liegenden frühen Schreibfehler zu denken, so daß statt aggelus etwa agius zu lesen wäre, also: „um der Heiligen willen“, welche sich an einer solchen Verletzung der Sitte ärgern konnten.

Gehandelt wird in Palästina bei jedem Kauf, wenn man nicht exemplarisch geprellt werden will. Neulich wollte ich in Bethlehem für einen Freund eine Olivenholzarbeit kaufen. Ich fragte einen Händler um den Preis. Er antwortete: „Für gewöhnlich hundert Piaster, aber weil du es bist, siebzig." Wäre ich so gutmütig gewesen, wie so manche fromme Pilger, deren jährlich viele Tausende ins Land kommen, so hätte er wahrscheinlich seine siebzig bekommen und ein Trinkgeld dazu. Auch mir kam die Ware nicht allzu teuer vor. Ich besann mich aber, daß ich es mit einem arabischen Händler zu thun habe und bot zwölf. Darob furchtbarer Schreck auf der andern Seite. Er verschwur sich hoch und teuer, daß er dabei über die Hälfte einbüße. Nach langer fruchtloser Verhandlung ließ ich ihn stehen und ging meiner Wege. Es verging aber nur ein Tag, da kam er demütig hergegangen und bat mich, ihm die Sache doch abzukaufen, „Wieviel willst du?" „Vierzehn Piaster!" „Gut", sagte ich, „da hast du sie." Nun meinte ich sehr schlau gewesen zu sein und einen vortrefflichen Handel gemacht zu haben. Nach ein paar Tagen erfuhr ich aber, daß er es sonst für zehn Piaster herzugeben pflege. — Will man einen Kauf abschließen, so wird einem gewöhnlich die Sache zuerst umsonst, als Geschenk angeboten. Im Sommer 1884 sandte ich im Auftrag des Jerusalemsvereins zwei Kundschafter nach Hebron, um das Terrain zu untersuchen, und, wenn möglich, ein Haus für die neue Missionsstation zu mieten. Diese Kundschafter ritten durch das schöne Thal Eskol, durch welches einst wohl Josua und Kaleb, die israelitischen Kundschafter, zogen, in Hebron ein und wurden nach langen, fruchtlosen Bemühungen endlich auch von einem Efendi (Edelmann oder Regierungsbeamten) eingeladen, in sein Haus zu kommen, das er zu vermieten geneigt schien. Sie traten mit ihm ein, und nachdem sie sich nach Landessitte etwa zehnmal guten Abend gewünscht und über allerlei Gleichgültiges

gesprochen hatten, kamen sie, wie gewöhnlich, ganz zufällig und als ob das nur die Nebensache wäre, auch aufs Geschäft. Das Haus gefiel ihnen gut und sie fragten nach dem Preis. Sie sagten ihm: „Wir wollen bezahlen, was recht ist, was denkst du wohl über die Mietsumme?“

Efendi: „Wie? Ihr fragt nach Geld? Nein, ihr Herren, ich will euch das Haus schenken!“

Die Kundschafter: „Wir danken dir sehr für deine große Liebe und Freundlichkeit. Aber wir wollens nicht geschenkt haben; wir wollen zahlen, was recht ist!“

Der Efendi aber verneigte sich höflich und sprach: „Wie? ist das unsere Freundschaft, daß wir nach Geld fragen sollten? Nein, sondern ich will es umsonst geben und mich dazu.“

Die Unsern: „Du bist ein freundlicher Mann. Aber sage uns doch einen Preis, wir möchten sehen, was du darüber denkst.“

Efendi: „Ihr müßt nicht denken, daß ich auf Geld sehe! Aber es ist ein schönes Haus!“

Die Unsern: „Ja, aber was denkst du über den Preis?“

Efendi: „Was soll der Preis zwischen mir und euch? Sind wir nicht Freunde? Aber freilich es ist ein sehr schönes Haus und mindestens hundert Napoleonsd'or Mietzins wert.“ Großes Erstaunen auf der andern Seite. Endlich, nachdem sie sich von ihrem Schreck etwas erholt, sagen sie ihm: „Nein, das ist doch gar zu viel. Soweit dürfen wir nicht gehen; geh' du ein wenig herunter!“ Aber trotz stundenlanger Verhandlungen war er absolut nicht zu bewegen, den Preis zu ändern, und derselbe Mann, der es uns vorher schenken wollte, war so hartnäckig, daß er wiederholt versicherte, keinen roten Para würde er von seinen 100 Lira lassen. Sie mußten Hebron unverrichteter Dinge verlassen. Da, bei Halhul,

dem Dorfe, welches unter demselben Namen schon bei Josua vorkommt, eine gute Stunde von Hebron entfernt, hören sie Pferdegetrappel hinter sich. Ein Reiter kommt ihnen nachgesprengt und holt sie wieder zurück. Der Efendi hatte sich besonnen, das Haus um siebzig zu geben. Aber soweit durften sie auch nicht gehen. Und erst, nachdem ich ihn noch einige Tage als Gast im Hause gehabt hatte, und die hartnäckigsten Verhandlungen mit ihm gepflogen waren, zwischen welche hinein er natürlich wiederholt versicherte, er wolle es uns schenken, konnte er dazu gebracht werden, von seinen hundert Lira auf fünfzig herunterzugehen. Wem fiele dabei nicht jene Geschichte ein, die sich lange, lange vorher, schon vor viertausend Jahren in dieser Stadt zugetragen hat? Abraham kommt, die Thränen noch im Auge, denn er kommt von der Leiche seiner Lebensgefährtin, die einst in Jugendtagen mit ihm gezogen war aus Mesopotamien, und verhandelt mit Ephron, denn er möchte die liebe Tote nicht in fremder Erde und in fremdem Grabe bestatten. Er trägt Ephron, dem Hethiter, die Bitte vor, ihm die Höhle Machpelah zu überlassen, „um Geld, so viel es wert ist, zum Erbbegräbnis." Aber Ephron sprach: „Nein, nein, Herr, sondern höre mir zu! Ich schenke dir den Acker und die Höhle darinnen dazu!" Da bückte sich Abraham vor dem Volk des Landes, den Kindern Heth, und sprach: „Willst du mir ihn lassen, so bitte ich, nimm von mir das Geld für den Acker, so will ich meinen Toten daselbst begraben." Da antwortete der schlaue Hethiter: „Mein Herr, höre doch mich! Das Feld ist vierhundert Seckel Silbers wert; was ist das aber zwischen mir und dir? Begrabe nur deinen Toten." Abraham gehorchte Ephron und wog ihm das Geld dar. (1. Mos. 23, 3—18.)

Ist es nicht merkwürdig, wie sich solch' eine Szene viertausend Jahre später in derselben Stadt noch in derselben Weise abspielen kann?

Denkmale, welche aus einer Anzahl übereinander aufgebauter Steine bestehen, sieht man häufig auf den Höhen aufgerichtet, besonders in der Nähe einer heiligen Stadt, wie Jerusalem und Hebron. Sie stammen von dankbaren Wanderern. Kommt man z. B. auf dem Wege zwischen Jerusalem und Hebron auf die letzte Höhe, hinter welcher Hebron liegt, so sieht man auf derselben eine große Zahl solcher Steindenkmale aufgerichtet. Sie werden von andern nicht umgestoßen, sondern pietätsvoll bewahrt, bis sie durch irgend einen Zufall selbst zusammenstürzen. So ließ schon vor Jahrtausenden Josua durch zwölf Männer, die aus allen Stämmen Israels genommen waren, zwölf Steine aus der Stelle im Jordan nehmen, über welche sie trockenen Fußes hinübergezogen waren; diese richtete er in Gilgal zu einem Denkmal auf, damit man in späteren Zeiten noch wisse, wie wunderbar Gott sein Volk durch den Jordan geführt (Jos. 4, 9). Bekanntlich haben auch Jakob und Samuel solche einfache Steindenkmale gesetzt, Jakob in Bethel, wo er die Engel gesehen, Samuel nach dem Siege über die Philister den „Eben Ezer", welcher der Nachwelt predigen sollte: „Bis hierher hat der Herr geholfen!" (1. Mos. 28, 18; 1. Sam. 7, 12.)

Vom alten Götzendienst finden sich nur noch unbestimmte Spuren, denn der Muhammedanismus hat alles Derartige in sich aufgenommen und nach seiner Weise umgestaltet. Erinnert wird man indessen noch manchmal daran. Die Propheten konnten nicht oft und ernst genug die Neigung des Volkes strafen und bekämpfen, in den Hainen und auf den Höhen zu opfern, anstatt an dem Ort, den der Herr dazu bestimmt hatte. Solche uralte Haine findet man nicht selten im Lande. Es sind das herrliche und mächtige Baumgruppen mit fünf bis zehn Bäumen von gewaltigem, staunenswertem Umfange, die schon manches Jahrhundert den Stürmen getrotzt haben mögen. Weil sie Stätten des Götzendienstes

oder doch falschen Gottesdienstes waren, kehrt bei den Propheten die Drohung oftmals wieder: „Ich will deine Haine zerbrechen!“ (Mich. 5, 13.) Götzendienst wird heute in denselben nicht mehr getrieben; aber mit einer scheuen Ehrfurcht werden sie vom Volk betrachtet und von niemand angetastet, so sehr die Bevölkerung sonst von einer wahren Zerstörungswut gegen alle Waldbäume beseelt scheint. Man glaubt aber, daß ein Geist im Haine wohnt. Wer ein Anliegen hat, reißt sich einen Fetzen von seinem Hemd ab und bindet ihn an einen der Bäume, damit der Geist im Haine sich seiner erinnere. Solche angebundene Fetzen sieht man an manchem Haine zu Hunderten und Tausenden.

Auch die Zauberei findet sich noch in mancherlei Formen im Volk und darf ihre schwarze Kunst ganz offen und ungehindert treiben. Der natürliche Mensch hat zu allen Zeiten einen starken Zug zur Zauberei gehabt, und zwar um so mächtiger, je größer der Aberglaube und die Entfernung von dem lebendigen Gott ist. So glaubt man im ganzen Lande, daß es Leute giebt, welche einen Menschen durch ihren bösen Blick bannen, behexen, ja töten können. Oft findet man Mädchen, welche klagen, daß irgend einmal ein böser Blick sie getroffen und ihnen die natürliche Schönheit geraubt habe; allerlei Krüppel und Kranke führen ihre Leiden auf diese dunkle Ursache zurück, wie dies auch in der biblischen Zeit im Lande gewesen zu sein scheint.

Uralt war namentlich in Syrien das „durchs Feuer gehen lassen“, welches mit dem Molochdienst verbunden war. Auch die Kanaaniter fröhnten diesem greulichen Götzendienst, indem sie ihre Kinder opferten und verbrannten. Zu Ahas Zeiten fand diese Sünde auch in Israel Eingang. Die Israeliten schlachteten ihre Kinder und legten dieselben dem glühend gemachten ehernen Götzen in die Arme. Nicht ganz klar ist der Ausdruck: „Durchs Feuer gehen lassen.“ Der-

selbe steht z. B. schon 5. Mose 18, 10: „Daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse.“ Wahrscheinlich ist darunter nicht ein wirkliches Verbrennen gemeint, sondern ein Durchgang oder Durchziehen der Kinder durchs Feuer, eine Art sinnbildlicher Feuerreinigung, welche dem ausgebreiteten Feuerdienst der Phönizier und Kanaaniter sehr nahe liegen mußte. In der Flamme wohnte nach ihrem Glauben die Gottheit. Das Hindurchgehen durch die Flamme mußte daher eine reinigende, läuternde Kraft für die sündigen Menschen haben. Aus diesem Grundgedanken mag sich mit der Zeit einer jener ausgelassenen gottesdienstlichen Gebräuche der Phönizier entwickelt haben. Ich wurde wenigstens daran erinnert durch ein interessantes Schauspiel, das sich mir im Sommer 1884 in Beirut bot. Dort hatten eines Tages die Araber zur Feier eines Festes einen großen Haufen von Holz und Dorngestrüpp zusammengetragen. Ich sah mit einer größeren Gesellschaft zu. Die Araber in ihren weit und leicht entzündbaren türkischen Pumphosen gingen mit großen Sprüngen durchs Feuer hindurch. Immer mehr Holz und Dornen wurden aufgetragen, immer wilder und kühner wurden die Sprünge. Je mehr sich einer in die scheinbar undurchdringliche Mitte der Flammenmauer hineinwagte, desto mehr wurde ihm Beifall gezollt. Was etwa von brennenden Holzscheiten und Funken hängen blieb, sengende Stücke der Kleidung u. s. w. wurde mit Lachen abgeschüttelt. Man erzählte mir, daß dies in ganz Syrien bis zum heutigen Tage eine beliebte Volksbelustigung sei, welche bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten zur Erhöhung der Festfreude zum besten gegeben werde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Sitte gerade in dem Lande des alten Moloch- und Feuerdienstes ein Überrest jenes Götzendienstes ist, den die Propheten so oft und streng strafen mußten.

Jesaia 49, 16 lesen wir den bekannten Spruch: „Kann

auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet. Deine Mauern sind immerdar vor mir." Dieser Spruch ist vielfach so gedeutet worden, als wollte er sagen: Siehe, mit Nägelmalen habe ich (Christus) dich in meine Hände gezeichnet. Dies gäbe aber einen ganz unklaren Sinn, jedenfalls hätte kein einziger der damaligen Zuhörer, für welche Jesaia doch sprach, diese Worte verstehen können. Sehen wir uns wieder unter dem orientalischen Volke um, so wird es uns nicht schwer werden, die richtige Erklärung zu finden. Der Herr will mit dem letzten Satze jenes Spruches sagen, daß er Zions nimmermehr vergessen wolle. Vielfach sehen wir nun, daß Leute, welche etwas niemals vergessen wollen, einen teuern Namen oder ihren Geburtstag u. a. mit Nadeln in ihre Arme oder Hände eingraben lassen. Die Nadelstiche werden mit einer gewissen blauen Farbe betupft, und so entsteht eine blaue Schrift oder Zeichnung, welche deutlich leserlich ist. Da hierzulande fast niemand weiß, wie alt er ist, ist diese Zeichnung bei denen, welche dieselbe haben, meist der einzige Ausweis über ihr Lebensalter. Es werden aber nicht nur Buchstaben, sondern auch allerlei Zeichnungen auf diese Weise in die Hände eingegraben. Diese Zeichnungen lassen sich nie mehr entfernen. Ihr Träger nimmt dieselben mit ins Grab, und sie vergehen nicht eher, als bis der Körper selbst vergeht. Nun wird uns klar, was der Herr zu Zion sagen will. Er hat so zu sagen das Bild von Zion auf die oben beschriebene Weise in seine Hände gezeichnet (wörtlich: eingestochen), so daß er dasselbe stets vor Augen hat. Daher noch der Zusatz: „Deine Mauern sind immerdar vor mir." Zions Gedächtnis kann auch bei dem Herrn nur dann vergehen, wenn er selbst vergeht, also in alle Ewigkeit nicht. Man wird zugeben, daß

für einen Orientalen, welcher an jene Sitte gewöhnt war, diese Worte eine sehr einleuchtende und tröstliche Antwort erhielten auf die Klage Zions (Jes. 49, 14): „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen!“

„Küsset euch untereinander mit dem Kuß der Liebe.“ So ermahnen die Apostel ihre Gemeinden im Neuen Testamente (Röm. 16, 16. 1. Kor. 16, 20. 2. Kor. 13, 12. 1. Thess. 5, 26. 1. Petr. 5, 14). Sie heiligten dadurch eine weitverbreitete orientalische Sitte für den Gebrauch der damaligen Kirche. Es ist bekannt, wie oft das Wort Küssen in der Bibel gleichbedeutend mit Grüßen gebraucht ist. Der Kuß war eben eine der häufigsten Formen der Begrüßung. Selbst der Herr erwartete, von einem freundlichen Gastgeber mit einem Kuß empfangen zu werden. Denn er erinnert den Simon Luk. 7, 45: „Du hast mir keinen Kuß gegeben!“ Auch die Jünger pflegten ihren Meister nach Landessitte mit einem Kuß zu begrüßen. Daher konnte Judas, als er den Herrn in Gethsemane wie gewöhnlich mit einem Kuß begrüßte, wohl glauben, durch diese Freundlichkeit den Meister darüber zu täuschen, daß er die Häscher und Kriegsknechte mitgebracht. Jesus aber durchschaute ihn sofort und entlarvte den Verräter: „Judas! Verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“ So ist es auch heute noch bei den Bewohnern des heiligen Landes Sitte, daß sie sich bei Begrüßungen oft wiederholt auf beide Wangen küssen. Bei gewissen Gelegenheiten aber wird dieses Küssen geradezu zur feierlichen Zeremonie einer ganzen Gemeinde. Dies kann man z. B. stets bei Beerdigung der Fellachen beobachten, unter welchen sich die ältesten Sitten am treuesten erhalten haben.

Zur Veranschaulichung dessen führe ich den freundlichen Leser auf einen Gottesacker der arabisch evangelischen Gemeinde. Soeben habe ich den Toten kirchlich beerdigt. Rings um das Grab steht die ganze nähere und weitere Verwandtschaft —

natürlich mit Ausschluß der Frauen. Die Frau gehört für den Orientalen niemals in die öffentliche Versammlung, wie denn das mulier taceat in ecclesia 1. Kor. 14, 34 ff. für einen Morgenländer eine ganz selbstverständliche Sache ist. Auch die Nächstverwandte darf sich nur schüchtern noch einmal in den Kreis der Männer wagen, um dem Toten ein letztes Lebewohl zu sagen. Die übrigen Dorfgenossen, die sich dem Trauerzuge angeschlossen haben, sind nicht mit ans Grab herangetreten. In langen bunten Reihen oder Gruppen sitzen sie am Boden, an den Mauern und unter den Feigenbäumen und warten auf das Ende der kirchlichen Feier. Mit rührender Sorgfalt hat der Vater seinen Sohn in die kühle, von Steinen erbaute Grabkammer gebettet und dieselbe mit Steinplatten und Mörtel über ihm geschlossen. Denn diesen letzten Liebesdienst würde man nie einem bezahlten Totengräber überlassen. Nur einem der nächsten Verwandten wird dieser Vorzug eingeräumt. Der Vater ist heraufgestiegen, rückwärts, um dem Toten nicht den Rücken zuzukehren. Jetzt küssen sich alle das Grab umstehenden Verwandten mit einem feierlichen Kuß und dem Wunsche „Salâmet râsak!“ d. i. Möge dein Haupt in Frieden bleiben (unversehrt vom Tode)! Während dies geschieht, haben sich die etwa 100 nicht verwandten Anwesenden erhoben und in zwei langen Reihen Spalier gebildet. Dies Spalier durchschreiten nun sämtliche Verwandte, die am Grabe versammelt waren, und jeder einzelne von ihnen empfängt von jedem der rechts und links stehenden teilnehmenden Trauergäste, und ob es 300 bis 400 wären, denselben Kuß auf beide Wangen mit dem Wunsche: salâmet râsak. Sie „küssen sich unter einander mit dem Kuß der Liebe.“ Man wird kaum daran zweifeln dürfen, daß die Apostel an ähnliche alte Sitten ihrer morgenländischen Heimat gedacht haben, als sie ihre Gemeinden ermahnten, sich unter einander auch also zu küssen.

(Auch dort war es ebenso selbstverständlich wie heute, daß die Männer nur sich gegenseitig küßten.) Aus der Kirchengeschichte ist es bekannt, daß sich diese orientalische Sitte in der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte bei der Feier des heiligen Abendmahls besonders einbürgerte. Denn vor Empfang des heiligen Sakramentes pflegten sich sämtliche zur Feier anwesende Christen zu küssen, eingedenk der Mahnung der Apostel: „Küsset euch unter einander mit dem Kuß der Liebe."

Zur Leidensgeschichte des Herrn.

Die Feste in Jerusalem.

Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll, da die Stämme hinaufgehen sollen, nämlich die Stämme des Herrn, zu predigen dem Volke Israel, zu danken dem Namen des Herrn!“ (Ps. 122, 3. 4). Diese Bedeutung, welche vor Jahrtausenden der heilige Sänger ausgedrückt hat, ist Jerusalem bis zum heutigen Tage geblieben. Bekanntlich sollte jeder erwachsene Israelit jährlich dreimal in Jerusalem „vor dem Herrn“ erscheinen. Vielleicht hat schon mancher dabei gedacht, daß es doch wohl etwas viel verlangt gewesen sei, wenn jedermann selbst aus den entferntesten Landesteilen zu diesen Festreisen verpflichtet wurde. Aber zum ersten war das heilige Land nicht so groß, daß man nicht Jerusalem von überall her in einigen Tagereisen hätte erreichen können. Sodann aber waren den Israeliten ihre Festreisen, welche selbst von den Gesetzestreuen nie peinlich nach dem Gesetz jedesmal ausgeführt wurden, nicht ein Muß, sondern eine außerordentliche

Freude. Die Feste Israels waren Nationalfeste. Wie sich z. B. der Württemberger freut, sein Cannstatter Volksfest zu besuchen, wo selbst der König erscheint, um die allgemeine Freude zu teilen, oder wie der Besucher der Barmer oder Baseler Festwoche seine Reise nicht als ein Muß, sondern als willkommene Abwechslung ansieht, so liebte Israel seine Volksfeste, als es noch nicht zerstreut war, sondern von den heimatlichen Bergen Palästinas hinaufschaute nach dem königlichen Jerusalem, dem Stolz und der Krone des Landes.

Der heutige Bewohner von Palästina kann sich von dem bewegten Treiben auf jenen Festen einigermaßen eine Vorstellung machen. Denn bis zum heutigen Tage werden die Hauptfeste nicht draußen in den Dörfern oder Landstädten gefeiert, sondern in Jerusalem, welches beim ganzen Volke den Namen El Kuds d. i. die Heilige führt. Schon beim Weihnachtsfeste, wo die Hauptfeier natürlich in Bethlehem stattfindet, kann man Ähnliches beobachten, wie auf den alten Festen. Aber komm erst einmal auf ein Osterfest nach Jerusalem, da findest du den Höhepunkt aller Festfeier des Jahres. Da strömen wie in alten Tagen die Festkarawanen von allen Seiten nach Jerusalem. Zu Fuß, zu Esel, zu Pferd und neuerdings auch zu Wagen ziehen sie daher von allen Gegenden „hinauf nach Zion". Es könnte den freundlichen Leser fast an jene Aufzählung der Völker erinnern, welche das erste Pfingstfest besuchten: Parther und Meder und Elamiter, von Mesopotamien und Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien u. s. w., wenn ich ihm die Gegenden nenne, aus welchen unsere heutigen Osterpilger zusammenströmen. Welche Stadt, welches Dorf Palästinas, wo überhaupt Christen wohnen, wäre in jenen frohen Ostertagen nicht vertreten in den Mauern Jerusalems! Vom Süden die wenigen Christen Hebrons machen sich fast ausnahmslos auf nach Jerusalem, von Bethlehem und Beit-Djâla, von Jaffa und Sichem, von

Syrien und den Höhen des Libanon, von Damaskus und den mesopotamischen Euphratländern, von Armenien und vom Kaukasus, von Kleinasien und Griechenland, von Egypten und Abessynien, ja zu Tausenden von den entferntesten Gegenden von Rußland eilen die Festkarawanen hinauf gen Jerusalem. Festlieder, Pilgergesänge erschallen namentlich in den Reihen der letzteren, wenn sie auf den Straßen des Landes wandern, wie einst auch die Israeliten auf der Festwallfahrt ihre Psalmen anstimmten. Welch ein freudiges Gewimmel, welch ein buntes, in Sprache und Tracht so mannigfaltiges Bild in den Straßen Jerusalems! Hunderte und Tausende von Festpilgern, deren Zahl sich in manchen Jahren zwischen 20,000 und 30,000 bewegt, wallen von Straße zu Straße, von Kirche zu Kirche, von Kapelle zu Kapelle, um all' die heiligen Orte zu sehen, zu küssen, zu verehren. In seltsamem Kontrast stehen oft neben den jede Tradition unbedingt glaubenden orientalischen und russischen Gestalten, die von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Palästinafahrer aus dem Abendlande, welche meist mit mehr kritischer Zurückhaltung die sogenannten heiligen Orte besehen. — Ja wie beim Laubhüttenfest in alten Zeiten müssen in solcher Festzeit Zelte außerhalb der Stadt errichtet werden, da die Stadt für die Fremden nicht genügenden Raum bietet. Viele der Pilgrime kampieren auch einfach unter freiem Himmel auf Märkten und Straßen der Stadt, und oft sieht man sie in ihren mitgebrachten Kesseln oder gekauften irdenen Töpfen über einem aus drei Steinen improvisierten Kochherd ihr „Abendmahl" bereiten, während der Mond und die stillen Sterne ihnen in den Topf gucken und auf ihre armselige, neben den Straßenhunden aufgeschlagene Pilgerherberge freundlich herniederleuchten.

Selbst unter den Muhammedanern wird es lebendig, als ob die alten Erinnerungen an die früheren Bewohner des Landes in ihnen erwachten. Aus allen muhammedanischen

Ländern, selbst aus Afghanistan und dem fernen Indien, kommen die weißbeturbanten Gestalten ins „heilige Land" gezogen, um am heiligen Felsen der Omarmoschee und am Grabmale Moses des Propheten anzubeten. Dies geschieht hauptsächlich am Nebi Musa-Feste zur Osterzeit, während das Nebi Rubin-Fest als Herbstfeier mehr ein Seitenstück zum Laubhüttenfeste, fast nur von Landeskindern besucht wird. Als Pilger wallen dann diese Fremden mit den Scharen muhammedanischer Landeskinder am Feste des Moses zu Tausenden nach Nebi Musa, dem vermeintlichen Grabe Mosis zwischen Jerusalem und Jericho. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, diese Scharen des falschen Propheten dort durch dieselben Berge und Thäler wallfahren zu sehen, auf welchen einst Israel, und Jesus Christus mit, zu den Festen des Herrn emporpilgerte vor Jahrtausenden. Mit wehenden Fahnen, grün, buntfarbig oder mit Goldschmuck, Derwische voran, ziehen die Haufen, unter denen sich auch zahlreiche Frauen in farbigen Festgewändern befinden, je nach ihren Dörfern oder Städten in größeren oder kleineren Kolonnen, über den alten Tempelplatz hinab nach Mosis Grab. Dumpf dröhnt die Trommel, schrill gellen dazwischen Pfeifen und Flöten, Kesselpauke und Cymbel. Zwei bis vier Wochen lang dauert dies Volksfest. Während dieser ganzen Zeit wohnen die Feiernden bei Nebi Musa, und wie zu den Zeiten der Feste Israels erhebt sich rasch eine stadtartige Niederlassung in der sonst so stillen und einsamen Wüste um das an sich ganz unbedeutende Grabmal.

Die große Lust, welche die Palästinenser zu solchen Festwallfahrten an den Tag legen, stammt gewiß aus den alten Zeiten des heiligen Landes. So freute sich auch in Israel jedermann, zu den Festen hinaufzuziehen nach dem hochgebauten Jerusalem. Da sahen sich alte Bekannte wieder aus allen Teilen des Landes, neue Freundschaften wurden

geschlossen, das ganze Volk, sonst vereinzelt und zerstreut in seinen Hütten, wurde hier vereinigt, lernte sich kennen, lieben und als Ganzes erfassen. Nichts trug so sehr dazu bei, den Gedanken der nationalen Einheit auf dem Grunde der Einheit der Religion und des Tempels zu fördern und freudig zu beleben, wie die nationalen Feste. Wenn daher die Festzeiten kamen, wollte jeder „dagewesen" sein, und wem immer sein Geschäft und seine Verhältnisse die Reise erlaubten, der machte sich auf zur frohen Fahrt. Freilich diejenigen Israeliten, welche jährlich alle drei Feste besuchten, mögen nur in der näheren Umgebung von Jerusalem zu finden gewesen sein. Aus entfernteren Gegenden kamen wohl die meisten jährlich nur einmal, wie z. B. die Eltern Jesu (Luk. 2, 14), zum Passahfest. Die meisten Besucher sah aber das populärste aller großen Volksfeste, das Laubhüttenfest.

Der Mittelpunkt der Festfreude war natürlich der Tempel Jehovahs. Der geneigte Leser darf sich hierunter freilich nicht etwa ein Versammlungsgebäude für das Volk vorstellen, wie es etwa die Kirche und der Dom ist, welche er sonntäglich zu besuchen pflegt. Der Tempel Jehovahs hatte niemals die Bestimmung, eine andächtige Gemeinde in sich aufzunehmen. Vielmehr durfte denselben niemand betreten außer den Priestern. Welches ungeheure Gebäude hätte man auch errichten müssen, damit das ganze zum Feste zusammenströmende Israel darin hätte Platz finden können! Der eigentliche Jehovahtempel war ein viel kleineres Gebäude, als die meisten Bibelleser sich vorstellen, nicht größer als eine gewöhnliche Dorfkirche. Das Volk aber blieb, und das entspricht ganz den orientalischen Sitten, im Freien. Die großen Vorhöfe, deren geräumige Ebene rings von prächtigen Säulenhallen umgeben war, waren weit und ausgedehnt genug, um eine außerordentliche Volksmenge zu fassen. Zur Erbauung für die einzelnen Gemeinden hatten die Israliten

ihre Schulen oder Synagogen; auch in den offenen Säulenhallen des Tempels saßen, wie z. B. in der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus, die Schriftgelehrten und erklärten die heiligen Schriften. Die zahlreichen Räumlichkeiten und Gebäude, welche zum Tempel gehörten, waren für nationale Zwecke bestimmt. Dort sah man die Schatzkammern, die Arsenale mit Waffen und Beutestücken, dort waren die Sitzungssäle des Hohen Rates, weltliche und geistliche Gerichtshöfe, Ministerien, Schulen und Akademien u. s. w. Somit war der Jehovahtempel mit seinen zugehörigen Baulichkeiten nicht nur Kultusstätte, sondern namentlich in den Zeiten der Blüte das erste Staatsgebäude, der Mittelpunkt der geistlichen und weltlichen Regierung, in welchem alle Fäden des öffentlichen Interesses aus dem ganzen Lande zusammenliefen. Inmitten aller dieser Gebäude stand der eigentliche Tempel, der Stolz jedes Israeliten, welcher in seiner fast märchenhaften Pracht zu Jesu Zeit einen überwältigenden Eindruck gemacht haben muß. Aus weißschimmerndem Marmor erbaut, ringsum mit goldenen Platten bedeckt, glänzte er nach einem Zeitgenossen, wenn die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne vom Ölberg her ihn trafen, wie ein leuchtendes Schneegebirge, so daß der Zuschauer sein Auge von dem blendenden Licht abwenden mußte.

Und bis zum heutigen Tage ist der alte Tempelplatz das Erhebendste und Schönste, was man in Jerusalem sehen kann. Zugleich ist es derjenige Ort, dessen historische Gewißheit unter all' den zweifelhaften „heiligen Stätten" unanfechtbar dasteht. Dort steht die Perle der Bauten des Ostens, die Omarmoschee, ein muhammedanisches Gebetshaus von wunderbarer, edler Schönheit, dessen würdevoller Ernst niemals durch ähnliche empörende Auftritte entweiht wird, wie wir sie in der Grabeskirche und Geburtskirche gewöhnt sind. Rings um dies Gebäude dehnt sich eine weite viereckige

Terrasse, welche zum Teil Salomo vor 3000 Jahren durch gewaltige Unterbauten und Stützmauern, welche sich aus dem Kidronthal erhoben, zu einer gleichmäßigen Hochfläche gestaltet hat. Das ist der Raum, auf welchem einst Israel bei den Festen des Herrn auf- und abwogte, wo sich die feiernden Scharen mit grünen Palmzweigen begrüßten. Das ist der Raum, auf welchem einst die Psalmen Davids unter ihrem heimatlichen Himmel erschollen unter dem Klang der Pauken und Cymbeln, der Klarinetten und Harfen. Das ist der Raum, auf welchem einst auch Jesus Christus an den Festen stand und zum Volk redete von dem Licht der Welt, das nur noch eine kleine Weile bei ihnen sein sollte.

Wie lebhaft ersteht auf diesem Platze vor unseren Augen das Bild jener Feste, von welchen die Evangelien berichten! Das froheste Fest war das Laubhüttenfest. Auch Jesus hat nach Joh. 7, 2 ff. ein solches besucht, obgleich er zuerst bestimmt beabsichtigt hatte, dasselbe nicht zu besuchen. Seine Brüder waren schon dort, wie auch das übrige Volk, welches einige Tage vor Festanfang zu kommen pflegte, um sich noch rechtzeitig Laubhütten zu bauen. Auf den Tempelhöfen, draußen vor dem goldenen Thor und übers Kidronthal hinweg bis zur Höhe von Bethphage wohnte alles in Laubhütten. Und in der Stadt, auf den platten Dächern, auf Straßen und Märkten waren überall Laubhütten errichtet, in welchen ein fröhliches Volk feierte. Die ganze Hauptstadt schien halb in ein Zeltlager verwandelt. Auch der Tempel prangte in heiligem Schmuck. Die herrlichen Säulenreihen waren nach orientalischer Weise mit farbigen Teppichen behangen, grünes Laub schimmerte von allen Säulen. Vom frühen Morgen an wogte das Volk auf und ab in den weiten Vorhöfen, deren Raum rings um die Omarmoschee jetzt so verlassen und einsam steht. Und wenn die Sonne untergegangen war, entfaltete sich nachts eine neue Pracht, welche die des Tages

zu überflügeln trachtete. Wie in einer sogenannten italienischen Nacht blitzte und schimmerte es in den Vorhöfen und Säulenhallen von vielhundert Lichtern und Fackeln. Große goldene Leuchter, prächtige Lampen hingen in den Vorhöfen. Ihr schimmerndes Licht brach sich an Säulen und Wänden und machte die Formen der herrlichen Gebäude durch die dunkle Nacht bis zum stillen Ölberg sichtbar. Und wenn der Herr spät abends hinüberwanderte übers Kidronthal und über den Ölberg nach Bethanien, dann mag er sich wohl umgewandt haben nach der geliebten Stadt. Dann sah er ein schimmerndes Lichtmeer, aus dessen Mitte sich, wie in zauberhaftes Licht getaucht, die stolzen Linien des majestätischen Tempels deutlich und ernst abhoben aus der dunklen Nacht.

Schon an jenem Laubhüttenfest war Jesus das Tagesgespräch. Wider eigenes Vermuten war er noch gekommen, und sein Erscheinen erregte allgemeines Aufsehen. Bestimmte Beschäftigungen hatten ja die Festpilger, welche acht bis vierzehn Tage in Jerusalem blieben, nicht. Um so mehr fanden sie Muße, solche Angelegenheiten, Hoffnungen, Befürchtungen, welche die ganze Nation betrafen, mit bekannten und unbekannten Volksgenossen zu besprechen. Ähnlich ist es auch heute noch bei den Festpilgern in Jerusalem. Die gemeinsamen Angelegenheiten bewegen sie mehr als sonst. So sind auch die Muhammedaner nie so fanatisch, wie bei ihren religiösen Festen oder zur Zeit der Mekka-Pilgerfahrt, und man thut als Christ wohl daran, dieselben in dieser Zeit nicht zu reizen. So bildete auch bei den alten Festen „die Hoffnung Israels“ das Tagesgespräch. Es mochte damals unter den tausenden von Laubhütten in und um Jerusalem wohl kaum eine geben, in welcher nicht aus Anlaß der Anwesenheit und der Worte Jesu die Frage des Messias erörtert worden wäre. Sobald er im Tempel erschien, sammelten sich sofort in den Höfen dichte Volkshaufen um ihn. Und gerade weil er nicht als

offizieller Lehrer auftrat, gestalteten sich seine Reden oft zu den lebhaftesten Debatten. Das Interesse für ihn war um so mehr angeregt, als durch die zusammenströmenden Karawanen gerade in den Festtagen alle Nachrichten von seinen Reden und Thaten wie in einem Brennpunkte zusammentrafen. Und es ist keineswegs nur Zufall oder nur im Interesse der Chronologie, daß wir die Dauer der Wirksamkeit Jesu stets nach den Festen einteilen, welche er besucht hat. Wer die Geschichte des Lebens Jesu kennt, der weiß, daß gerade die Feste in Jerusalem Brennpunkte und Wendepunkte waren für die Stellungnahme Israels zum Herrn. In den festlosen Zeiten hatte Jesus verhältnismäßig Ruhe. Aber in den Festperioden geriet alles in Bewegung und Fluß, und aus diesem Grunde zog Jesus zu den Festen hinauf nach Jerusalem wie ein Feldherr, der in eine Entscheidungsschlacht zieht. Denn *entscheiden* konnte sich seine Sache nur in Jerusalem, und niemals passender als an einem der Nationalfeste. Hier trat er nicht nur vor die Hohenpriester und die leitenden Kreise Israels, sondern vor das gesamte feierlich versammelte Volk. Darum sind jene Feste die bedeutsamsten Zeiten im Leben des Herrn. Hier hat er seine ganze Energie zusammengefaßt, hier hat er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Zeugnis abzulegen vor *allem* Volk. Fast möchte man sagen: noch mehr Plan und Vorbedacht als sonst zeigen seine Jerusalemer Reden. Nicht einzelne Lehren über Versöhnlichkeit, christliche Sorglosigkeit, Privatgebet, persönlichen sittlichen Wandel vernehmen wir da, wie in seinen galiläischen Reden, sondern sie beziehen sich ausschließlich auf die große Frage, ob Israel die Wahrheit, das Leben, das Licht, seinen Messias annehmen wolle oder nicht, sie drehen sich immer um seine eigene Person als den Sohn Gottes. *Hier mußte* dies alles gesagt werden, so sehr es auch Anstoß erregen mochte, „auf daß sie keine Entschuldigung haben." *Hier allein* konnte Jesus

vor dem ganzen Volke Israel reden. Darum die ernsten grundsätzlichen Auseinandersetzungen mit dem Volk und seinen Obersten. Darum hat Jesus dort jeden möglichen Ton angeschlagen, den Ton ernster Warnung und Drohung, den Ton lockender Liebe des guten Hirten, den Ton schmerzlicher Wehmut: „Warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Ihr könnt ja mein Wort nicht hören!“ Welches ungeheure Aufsehen gerade diese seine Reden erregt haben, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß man mehrmals nach solchen Reden versuchte, ihn zu fangen oder zu steinigen.

Auf seinen Festen allein konnte sich Israel gegen seinen Herrn entscheiden und hat es auch gethan. Auch aus diesem Grunde galt es: „Es thut's nicht, daß ein Prophet umkomme, außer in Jerusalem!“ (Luk. 13, 33.) An einem Feste wurde er auch getötet, dem traurigsten Feste, das Israel veranstaltete, das aber aus Nacht in Licht umschlug, in ein Fest ewiger Erlösung für alle Welt.

Nicht zurückgezogen von der festlichen Karawane, wie bei jenem Laubhüttenfeste im Herbst, sondern inmitten der festlichen Scharen ging Jesus im nächsten Frühling zu diesem letzten Passahfeste hinauf gen Jerusalem. Von Ephrem in Juda, unweit Jericho, brach er auf nach der Hauptstadt. Schon zogen von allen Seiten die Scharen dorthin, als er nahe bei Jericho zu einer Festkarawane stieß, unter welcher er wohl manches bekannte Gesicht begrüßte. Viele der Galiläer liebten den Herrn, und daß er gleich in Jericho so öffentlich einige Wunder that, erfüllte sie mit hohen Erwartungen. Erstaunt waren sie freilich darüber, daß er so offen und furchtlos mit ihnen ging. Denn wie man in Jerusalem gegen ihn gesinnt war, konnte keinem Besucher der Feste verborgen sein. Von Jericho bis Jerusalem hatten sie noch eine kleine Tagesreise zurückzulegen. Jesus ging gelassen unter den Pilgerscharen hinauf von Thal zu Thal, von Hügel zu Hügel,

mit seinen Jüngern eine besondere Gruppe bildend. Die Karawane konnte bei dem schluchtenreichen Charakter der Wüste nicht immer eng geschlossen bleiben. Die ersten mochten von den letzten wohl eine Viertelstunde oder mehr entfernt sein. Die einen gingen zu Fuß, wie Jesus und seine Jünger, die andern ritten auf Eseln und Maultieren, welche zugleich ihr Gepäck trugen. Die kleine Gruppe, mit welcher Jesus, der Prophet, einen Wanderstab vielleicht in der Hand, dahinschritt, bildete den Mittelpunkt des Interesses der Karawane. Daß er sich endlich einem solchen festlichen Zuge anschloß, daß dabei seine Sache endlich zum Durchbruch kommen mußte, das versetzte sie in eine gehobene Stimmung. Sie träumten wohl schon von einem glänzenden Einzug in Jerusalem. Im großen Gegensatz hierzu und zu den Festpsalmen standen die Worte Jesu. Er wußte, daß er die Todesstraße wanderte, und ruhig besprach er die kommenden Ereignisse mit den Jüngern. Aber auch sie wollten heute von Sterbegedanken nichts wissen. Gestern oder vorgestern schon hatte Salome für ihre Söhne um die beiden Ehrenplätze in dem Reiche gebeten, das Christus da droben in Jerusalem aufrichten sollte. Damals hatten sich die andern Jünger darüber geärgert. Aber der Gedanke hatte doch auch für sie eine eigentümliche Anziehungskraft. Die frohe Stimmung der Festkarawane wirkte ansteckend auf sie. In weiter Ferne sahen sie schon von Jericho an von jeder Höhe der zahlreichen Hügel die Spitze des Ölbergs. Dort, hinter dem Berge, lag Jerusalem, die Königsstadt Davids, des Ahnherrn Jesu, mit ihren strahlenden Zinnen. Darum stritten sie, während Jesus, den keiner verstand, allein vorausging (Mark. 10, 32), um die ersten Plätze in seinem Reiche. Ein schmerzliches Lächeln mag beide Male auf seinem Antlitz gelegen haben, als er solche Hoffnungen zurückwies. Sie wußten wirklich nicht, was sie gebeten und warum sie gestritten hatten. Sie sahen da droben hinter den Bergen

nur eine hellschimmernde Königskrone, die ihres Meisters Haupt zieren sollte — er sah eine Dornenkrone und ein blutig bleiches Angesicht und wußte, daß seine Jünger allerdings diese Krone mittragen sollten.

Die Salbung in Bethania.

Wie heimatlich klingt uns der Name jenes Dörfleins, welches um seines gastlichen Hauses willen geliebt ist in der ganzen weiten Christenheit! Das letzte Dörflein vor der östlichen stillen Wüste und doch nur ein Stündchen von Jerusalem entfernt, eignete es sich besonders gut für den Herrn, wenn er sich aus dem lauten Festtreiben der Stadt abends zurückziehen wollte. Mit der Pracht der alten Königsstadt drüben hinter dem Ölberg ist auch Bethanien müde in den Staub gesunken, und die letzten Spuren jenes Hauses, in welchem unser Herr einst so gerne geruht, hat der Sturm der Jahrhunderte längst verweht. Nur ein armseliges Dörflein mit wenigen elenden Hütten, „Lazarusdorf“ Elazarije genannt, grüßt heute an der Stelle des alten Bethanien von seiner anmutigen Höhe am Wege nach Jericho aus dem Schmucke grüner Bäume ins tiefe Thal hinab. Aber wo immer das Evangelium gepredigt wird in der Welt, da sagt man auch heute noch zum Gedächtnis der Maria von Bethanien, was sie beim Beginn der Leidenswoche dort an unserem Herrn gethan.

Am Sonntag vor Ostern war Jesus wieder in Betha-

nien. Wir können uns kaum vorstellen, welch' freudige Aufregung seine Ankunft dort hervorrief. Wie Osterglanz lag es ja noch über der Thür des Lazarus, durch welche dieser vor kurzem tot hinausgetragen worden war. Damals war Jesus so rasch wieder davongeeilt, daß man ihm kaum recht hatte danken können. Nun war er wieder da. Jeder suchte ihm seine Dankbarkeit auf seine Weise auszudrücken, am sinnigsten die fromme Maria. Zunächst wurde ihm zu Ehren ein Gastmahl zugerichtet, natürlich ein Abendmahl. Und wie man heute noch bei Familienfestlichkeiten sich oft mit förmlichem Ringkampf darum streitet, in wessen Haus in dem Kreise der Verwandten oder Bekannten Einladung und Festessen bereitet werden dürfen, so hatte sich diesmal Simon „der Aussätzige" die Ehre ausgebeten. Die Gesellschaft war beisammen. Ein oder mehrere Ampeln, in vielleicht kunstvoller Ausführung, entweder auf hohem Leuchter oder vom Gewölbe herabhängend, verbreiteten ihr Licht über die Tischgesellschaft. Die schon vorher festliche Stimmung und Erwartung der Jünger wurde durch die begeisterte Dankbarkeit aller Tischgenossen noch gehoben. Und doch — ungetrübt war die Freude nicht. Eine Ahnung des Todes schwebte unausgesprochen über der abendlichen Tischgesellschaft. Gehörte doch schon einiger Mut dazu, eine solche Einladung Jesu zu Ehren zu veranstalten, welchen auszuliefern die Hohenpriester drüben jenseits des Berges jedermann bei strenger Strafe geboten hatten. War doch selbst Lazarus in den letzten Wochen seines Lebens nicht sicher gewesen, nur weil er auferweckt worden war. Aber noch schlug die dankbare Freude über die Auferweckung vor. Einige ernste Accorde tönten in die frohe Tischgesellschaft hinein durch eine That der Maria und die daran angeknüpften Worte des Herrn. Während die emsige Martha hinter den auf den Teppichen und Kissen zu Tische Liegenden umherging und diente, trat auch die stille sinnige

Maria heran, die sich bisher ferne gehalten hatte (Matth. 26, 7). Es war ja überhaupt nicht Sitte, daß die Frauen bei solchen Gelegenheiten mit den Männern zu Tische lagen. Für ihre dankbare Liebe, wie für ihre trüben Ahnungen fand sie, die mit Worten sich nicht zu sagen getraute, was sie empfand, einen rührenden Ausdruck. Sie allein hatte die Todesverkündigungen des Herrn ernst genommen, mehr als alle Jünger. Daß der Herr, der so leutselig und mit solcher Seelenruhe bei ihnen zu Tische war, seinem Tode so nahe sei, das erfüllte sie mit unaussprechlicher Wehmut. Noch einmal, sie ahnte das letzte Mal, wollte sie dem Herrn ihre unbegrenzte Hochachtung und Dankbarkeit zeigen. Sie trat hinter Jesum, welcher auf den Teppichen lag, den Ellbogen etwa auf ein Kissen gestützt, brach ihr Glas mit ungefälschter köstlicher Narde auf, goß es auf sein Haupt und salbte mit dem Rest seine Füße, beugte sich dann vollends ganz auf den Boden herab, löste ihr Haar auf und trocknete seine Füße damit ab, welche auf dem Teppich nach hinten ausgestreckt lagen. Ein Wort der Erklärung auszusprechen wagte sie nicht. Aber der Herr hat ihr das Wort aus dem Herzen genommen und hat es ihr und den Jüngern bedeutsam ausgelegt: „Sie ist zuvorgekommen, meinen Leib zu salben zu meinem Begräbnis." Gesalbt zu seinem Tode erhob sich Jesus an jenem Abend, um mit den Geschwistern Lazarus nach Hause zu gehen. Er hatte wohl zum letztenmal auf Erden einem solchen Gastmahl beigewohnt. Über acht Tage war er in einem anderen Hause eines vornehmen Mannes in Jerusalem zu Gaste; er lag im kühlen Felsenhaus des Joseph von Arimathia. (Joh. 12, 7.)

Wohlgerüche über Tische im Zimmer zu verbreiten, ist bis zum heutigen Tage eine beliebte Sitte der Orientalen. Mit großer Mannigfaltigkeit wissen die Araber den Blumen und Pflanzen ihre süßesten Düfte zu entlocken und in Wassern festzuhalten. Rosenwasser und andere aromatische Flüssig-

keiten befinden sich in jedem besseren Hause. Besonders bei Gastmählern müssen die Wohlgerüche zur Geltung kommen. Die Limonade, welche dem ankommenden Gaste gereicht wird, mundet mit einigen Tropfen Rosenwasser doppelt gut. Und gerne giebt man jedem Tischgast, der schon bei seinem Eintritt ins Haus vielfach mit wohlriechenden Wassern besprengt wird, bei Tische noch ein duftiges Sträußchen wohlriechender Kräuter und Blumen in die Hand. Aber auch wohlriechende Wasser werden zuweilen über den dasitzenden Gast gegossen. Soeben, während ich dies schreibe, komme ich von einem Besuche bei wohlhabenderen Arabern in Bethlehem. Die Leute, welche sich über den Besuch freuten, wollten mir eine besondere Aufmerksamkeit erweisen. Da nahm die Hausfrau, während ich auf den Polstern saß, ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser, öffnete es und goß die Hälfte davon über meinen Kopf sowie über Kleider und Hände, so daß das ganze Zimmer von dem Duft erfüllt wurde.

Man hat es auffallend gefunden, daß zwei Frauen im Evangelium auf denselben Gedanken verfielen, dem Herrn ihre Dankbarkeit auszusprechen, Maria von Bethanien und jene ungenannte Sünderin in Galiläa, und daß beide von hinten herantraten und ihr kostbares Wasser über ihn ausgossen. Es ist aber aus dem Obigen ersichtlich, daß ähnliche Salbungen bei Mahlzeiten öfters vorgekommen sein müssen. Und jedenfalls waren sie damals noch gebräuchlicher, solange Palästina noch von einem wohlhabenden, glücklichen Volke bewohnt war. Nur aus Unkenntnis dieser Thatsache konnte man schließen, daß bei Johannes und Lukas ein und derselbe Vorfall gemeint sei, während doch die beiden Erzählungen grundverschieden sind. In den äußeren landesüblichen Vorgängen ähnlich, sind doch beide in allen inneren Zügen, Veranlassung, Sinn, Deutung unähnlich. Man könnte ebenso gut die Erzählung von zwei modernen Gastmählern, zu wel-

chen jemand eingeladen wurde, aus dem Grunde zusammenwerfen, weil trotz aller übrigen Unterschiede auf beiden zur Erhöhung der Festlichkeit ein und dasselbe kostbare Gericht gegeben wurde. Ungewöhnlich war bei der Handlung der Maria nur, daß sie eine so außerordentlich kostbare Salbe für diesen Zweck gekauft hatte. (Denn daß die Salbe für die Einbalsamierung des Lazarus gekauft gewesen sei, ist eine ebenso willkürliche, wie unwahrscheinliche Annahme.) Maria hat eben auch in diesem Stücke gethan, was sie konnte. Alles, worüber sie zu diesem Zwecke verfügen konnte und durfte, hatte sie aufgewandt. Denn für den Herrn war ihr selbst das Beste noch nicht genug. Darum ward ihr auch aus dem Munde des Heilandes eine so schöne Anerkennung.

Der Einzug des Herrn in Jerusalem.

Der Einzug Jesu auf einem Eselsfüllen (Matth. 21, 1—11; Joh. 12, 12—18) wird oft als eine besonders rührende Äußerung seiner Demut dargestellt. Dies ist nicht richtig. Denn der Esel war damals wie heute dasjenige Tier, welches von vornehm und gering am meisten benutzt wurde. Pferde sind zwar heutzutage sehr gebräuchlich. Aber damals scheinen sie noch seltener gewesen zu sein. Jedenfalls ist der Esel niemals etwa nur das Reittier der Ärmeren und Geringeren gewesen. So reitet z. B. der Pascha (Gouverneur) von Jerusalem fast immer auf einem Esel. In altisraelitischer Zeit

eiferten die Propheten gegen die Einführung der Pferde, weil Israel sonst seine Zuversicht auf die Rosse gesetzt hätte, um seine übermächtigen Feinde zu überwinden. Freilich finden wir schon bei David und Salomo eine stattliche Kavallerie. Nach 2. Chron. 1, 14 hatte Salomo 12 000 Reiter. Hieraus erkennen wir, daß das Roß mehr das Tier des Krieges und Streites war, während der Esel nur zu friedlichen Zwecken gebraucht wurde. Daher ist der Einzug des Herrn auf einem Eselsfüllen nicht, wie so häufig geschieht, als ein Zeichen der Demut aufzufassen. Der Herr *wollte* an diesem Tage nicht in armer Knechtsgestalt, sondern mit dem entsprechenden äußeren Aufzug als ein König einreiten. Er ließ sich die ganze fürstliche Einholung mit Palmen und Psalmen und Jubelrufen der Großen und der Kleinen für diesmal nicht nur gefallen, sondern billigte dieselbe. Schon längst hätte ihn das Volk mit seinem „Hosianna in der Höhe!“ als seinen Fürsten aus Davids Stamm einholen sollen. Auch daß der Herr selbst sich ein Füllen holen ließ, das noch unentweiht war, auf dem noch nie ein Mensch geritten, erhöht die Fürstlichkeit seines Einzuges; und Matthäus zitiert aus dem Propheten: „Saget der Tochter Zion: Siehe dein König kommt zu dir!“ (Sach. 9, 9) — lauter Anzeichen, daß es hier nicht auf die Niedrigkeit, sondern auf die Herrlichkeit des Einzugs des sanftmütigen Friedenskönigs ankam. Wohl wußte er, daß es der Anfang zum Todeszuge war. Aber er mußte noch einmal so klar und deutlich wie möglich dem versammelten Volke sich als Messias darstellen.

Die übrige Festkarawane war gestern nicht in Bethanien geblieben, sondern bis Jerusalem weitergezogen. Wie ein Lauffeuer hatte es sich durch die Stadt verbreitet, daß Jesus, den jedermann auszuliefern Befehl hatte, öffentlich mit der Festkarawane von Jericho heraufgezogen und drüben in Bethanien geblieben wäre. Am Montag früh mußte er also hereinkommen. Welche Aufregung, welches Gewimmel war

nach dem Oelberg zu auf der Feststraße sichtbar, während sich Jesus an jenem letzten Montag seines irdischen Lebens drüben im stillen Bethanien zum Aufbruch anschickte! Dort war es noch stille und kein störender Laut drang noch aus der bewegten Hauptstadt herüber. Etwa ein halbes Stündchen ging Jesus noch mit seinen Jüngern zu Fuß, bis sie in die Nähe von Bethphage kamen. Da sandte er ins Dorf, um einen Esel zu bekommen, auf dem noch nie jemand gesessen. Man war nun nicht mehr weit von Jerusalem entfernt, doch war dies noch vom Berge verdeckt. Schon mochte eine Anzahl von Verehrern Jesu oder auch von Neugierigen dort angekommen sein, wo Jesus mit seinen Jüngern auf das Reittier wartete. Jetzt sahen sie mit Überraschung, daß Jesus Anstalten traf, um mit einer gewissen Feierlichkeit einzuziehen. Zwei Jünger eilen hinein nach Bethphage und erhalten für den Auferwecker des Lazarus sofort das gewünschte Tier. Das Volk begreift gleich, was gemeint ist. Ihre Kleider legen sie auf den in der Eile aufgeschnallten Sattel. Ja nicht einmal sein Esel soll mit seinen Hufen den Erdboden berühren, sie breiten ihre Mäntel auf den Weg, um die Königsstraße, auf der schon lange kein israelitischer König mehr eingezogen, festlich zu schmücken. Der Weg von Bethanien nach Jerusalem war reich an Palmen-, Feigen-, Oliven- und Johannisbrotbäumen. Von ihnen hieben sie Zweige ab, streuten sie auf den Weg und schwangen sie in den Händen. Eine ungeheure Begeisterung bemächtigte sich der Menge, wie sie schon in Galiläa einigemale auszubrechen in Begriff gewesen war. Damals war Jesus ausgewichen, heute nahm er die Huldigungen an. Von Minute zu Minute wuchs die Volksmenge; wer ihr begegnete, schloß sich an. Jedermann wurde von der Begeisterung angesteckt, und wie sie jubelnd und Hosianna rufend auf dem Oelberg vorwärts eilten, war es nicht anders, als wenn mit diesem Einzuge das durch die

Propheten verheißene, von allen ersehnte Messiasreich anbrechen sollte.

Es war ein anmutiger Weg, durch welchen der freudige Zug sich bewegte. Zu beiden Seiten nach der Andeutung des Ev. Johannis wogende Palmenkronen, links ein tiefes Thal, rechts der Anstieg zum Ölberg, zu welchem der niedrigere Bergsattel gehörte, den sie überschreiten mußten. Auf diesem angekommen, erblickten sie auf einmal auf dem gegenüber liegenden Berge die hochgebaute Stadt, deren Anblick nirgends so imponierend war, wie an dieser Stelle. Die ganze Stadt trat hier vor dem majestätischen Tempel in den Hintergrund. Jerusalem! Jerusalem! so tönte es in den Herzen der begeisterten Pilger, und mit ihren frohen Huldigungsrufen begrüßten sie die alte Königsstadt. Jerusalem! Jerusalem! so tönte es, obschon in ganz anderem Sinne, auch im Herzen Jesu. Eine tiefe Wehmut bemächtigte sich seiner, als er Stadt und Tempel erblickte, die eben von den ersten Morgenstrahlen getroffen waren. Der ganze Schmerz seines Lebens drängte sich wie in einen Augenblick zusammen. Thränen rannen ihm über die Wangen, und während alles Volk rings um ihn sprang, jubelte, jauchzte und hundertstimmig Freudenpsalmen sang, stimmte er einen Trauergesang an, wie er bitterer nicht sein konnte: „Jerusalem! Jerusalem! die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! Wenn du es wüßtest, so würdest auch du bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen!“ (Matth. 23, 37; Luk. 19, 42.) Einst war auf denselben Berg Moriah, als noch kein Tempel und keine Stadt darauf stand, sondern nur eine einsame Felshöhe, ein tiefbekümmerter Vater hinaufgezogen, seinen Sohn zu opfern. Jetzt geht das Kind Gottes selbst auf denselben Berg hinauf, um zu sterben. Thränen standen noch in seinen Augen, als er mit der jubelnden Menge hinabritt ins Kidron-

thal. Links lag Siloah mit seinen stillen Wassern. Am heutigen Gethsemane zogen sie vorüber. Die Brücke des im April längst vertrockneten Kidron wurde überschritten. Schon brach sich das Echo des jauchzenden Volkes droben an den hohen Tempelmauern. Nach zehn Minuten war der Zug am goldenen Thor, dem prächtigsten Thore Jerusalems, durch welches man direkt in den Tempel einzog. Jetzt schallten die Jubelrufe über den Tempelplatz mit seinen Vorhöfen und hinein in die Straßen der Stadt und hinauf zum Zion. Hier im Bereich der Hohenpriester und Pharisäer legten sich endlich die Wogen der Begeisterung. Die Trompeten kommenden Gerichts und die Halljahrsposaunen künftiger Gnade tönen aus den Worten, mit welchen Jesus nach einigen Tagen den Tempel Jerusalems für immer verließ: Euer Haus soll euch wüste gelassen werden, bis ihr den verkannten Messias mit demselben Rufe, wie vorhin die jubelnde Volksmenge, begrüßt: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Jesus hat nach diesen Worten den Tempel nie wieder betreten. Der nächste große Volkszug ging nach Golgatha.

Die Verfluchung des Feigenbaumes.

„Des andern Tages, da sie des Morgens wieder von Bethanien in die Stadt gingen, hungerte ihn. Und er sah einen Feigenbaum von ferne am Wege, der Blätter hatte, und ging hinzu, ob er etwas darauf fände. Und da er hinzu kam, fand er nichts, denn allein Blätter. Denn es war noch nicht

Zeit, daß Feigen sein sollten. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr keine Frucht. Und seine Jünger hörten das, und der Feigenbaum verdorrte alsbald.“ (Matth. 21, 18—20 und Mark. 11, 11—14.)

Kingsley läßt in seiner „Hypatia“ den Bischof Synesius sagen: „Als ich noch ein Heide war, ging mir die Geschichte von dem verfluchten Feigenbaum gewaltig im Kopfe herum. Als ich aber lernte, was der Mensch ist, und wie ich mein ganzes Leben lang dies Geschlecht für einen Teil der Natur gehalten, während es ursprünglich als Ebenbild Gottes geschaffen wurde, da schien es mir, als ob es ein Glück sein würde, wenn alle Feigenbäume auf Erden verflucht wären, sobald der Geist eines einzigen Menschen dadurch eine Lehre empfinge.“

Man braucht aber nicht ein Heide zu sein, um beim Nachdenken über die obige Geschichte einiges Kopfweh zu bekommen. Tausenden von Lesern und Auslegern der Bibel ist es nicht besser gegangen, als dem alten Synesius. Es ist gewiß wahr, daß es um tausend Feigenbäume nicht schade wäre, wenn eine unsterbliche Seele daraus einen Nutzen auf dem Lebenswege zöge. Aber die betreffende symbolische Handlung mit dem Feigenbaume muß dann auch passen. Das scheint aber hier nicht der Fall zu sein. Wie kann der Herr Früchte von dem Feigenbaume verlangen und ihn gar verfluchen, weil er keine findet, wenn doch, wie Markus ausdrücklich bemerkt, die Feigenzeit noch gar nicht da war! Man hat die Lösung dieses Widerspruchs auf verschiedenem Wege gesucht. Die meisten Erklärungen gehen dahin: „Die Blätter des Feigenbaumes kommen erst nach der Frucht zum Vorschein. Daher mußte der Herr an dem mit Blättern versehenen Baume auch Früchte voraussetzen, obschon die Jahreszeit solches noch nicht erwarten ließ. Der Baum mußte teils überwinterte Spätfeigen, teils Ansätze zu Sommerfeigen haben.“

Aber im April findet man niemals Spätfeigen, und mit Ansätzen zu Sommerfeigen wäre einem hungrigen Manne schlecht gedient gewesen. Da man aber reife Frühfeigen erst im Juni, reife Sommerfeigen erst im August findet, Jesus aber anfangs April in Jerusalem einzog, so helfen auch jene Erklärungen nichts, welche meinen, daß man wegen des schönen Blätterschmuckes bei jenem Baum wohl eine Ausnahme hätte erwarten können. Soll das Gleichnis passen, so mußte Jesus mit Fug und Recht Früchte von dem Baum erwarten können.

Besonders erschwert wird die Auslegung durch den merkwürdigen Zusatz des Markus: „Denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten." Was will denn der Evangelist damit erklären? Daß der Baum keine Früchte hatte? Aber dann wäre ja das Fehlen der Früchte etwas ganz Natürliches und Berechtigtes gewesen, und in der Anwendung auf Israel würde die Gleichnishandlung dann besagen, Jesus habe bei Israel Früchte gesucht, obschon dasselbe naturgemäß keine Früchte haben konnte. Jesus verflucht den Feigenbaum, obgleich es hiernach scheint, daß der Fehler nicht am Feigenbaume lag, sondern an ihm, weil er zur Unzeit Früchte verlangte. Dann wäre die Handlung Jesu ungerecht gewesen, und wenn es sich tausendmal nur um eine vernunftlose Kreatur handelte, mit welcher er Macht hatte, zu thun, was er wollte. Wie hat man nun die Stelle ausgelegt? Ich schweige von jenen Erklärungen, welche einfach sagen, Markus habe sich recht ungeschickt verredet, es sei ihm beim Schreiben eingefallen, daß ja damals noch gar nicht Feigenzeit war, und in seinem Erklärungseifer habe er ganz übersehen, daß er damit seine ganze Geschichte verderbe. So gefaßt mußte der Evangelist allerdings ein unglaublich dummer Mensch gewesen sein. Von den Erklärern aber, welche Sankt Markus zu verstehen suchen, glauben viele, diese Bemerkung solle nicht zeigen,

warum Jesus keine Frucht an dem Baume gefunden, sondern sie solle nur erklären, warum sich der hungernde Herr gerade an *diesen* Baum gewendet habe, weil dessen Blätterreichtum auf vorhandene Früchte schließen ließ, obgleich die Feigenzeit noch nicht da war. *Andere* wollen in dem Zusatz den Gedanken ausgedrückt finden, daß eben damals ein für Feigen ungünstiger Jahrgang gewesen ist. *Andere* sagen geradezu, das „denn" in jenem Zusatz sei hier so viel wie „obgleich". *Andere*, welche die Unmöglichkeit dieser Behauptung erkennen, halten zwar den *Gedanken*, der hierdurch ausgesprochen wäre, für richtig, finden aber, daß sich Markus diesmal ziemlich ungeschickt ausgedrückt habe, während ein geachteter Ausleger unumwunden erklärt: „Ich finde den Zusatz schlechthin *unbegreiflich*." Und dies ist ein Urteil, welches wohl jeder Leser nach dem ersten Eindruck unterschreiben möchte. Indessen muß sich St. Markus doch etwas Bestimmtes dabei gedacht haben, und zu der Ungeschicklichkeit des Evangelisten seine Zuflucht zu nehmen, ist bei einer so sorgfältig abgefaßten Schrift doch eine bedenkliche Sache.

Eine genaue Beobachtung der Feigenbäume an Ort und Stelle im heiligen Lande selbst wird uns auch hier die richtige Lösung geben. Hierzu müssen wir die Entwicklung dieser Bäume etwas näher ins Auge fassen und von vorne herein festhalten, daß der Feigenbaum zweimal im Jahre Früchte trägt. Wenn die Vegetation am Schlusse des langen Sommers aufhört und die ersten winterlichen Stürme übers Land fahren, dann verliert auch der Feigenbaum im November oder Dezember seine Blätter und steht eine Zeit lang ganz kahl und nackt da. Nur neben den noch kleinen Augen sieht man winzige Ansätze zukünftiger Feigen, und das sind die Früchte, welche man unter jenen „Spätfeigen" zu meinen scheint. Da sie aber doch erst im kommenden Jahre sich entwickeln, nennt man dieselben mit viel mehr Recht allgemein *Frühfeigen*.

Die wirklichen Spätfeigen, welche man mit besonderer Sorgfalt auch nach der Feigenernte am Baume stehen lassen kann, dauern bis Oktober, und nur an ganz besonders geschützten Stellen und ganz ausnahmsweise auch wohl bis Dezember. Dagegen fangen im Februar die Augen des Baumes an zu schwellen, und in großer Anzahl beginnen auch die kleinen Fruchtansätze zu treiben. Und da diese kaum erbsengroßen Knollen schon seit Ende des Vorjahres da sind, ja Bohnengröße erreichen, bevor die grünen Blätter aus den bereits stark schwellenden Augen hervorbrechen, so kann man auch sagen, daß die Früchte *vor* den Blättern da seien. Nur ist zu beachten, daß dies ausschließlich von den ganz kleinen Fruchtansätzen gilt. Im März aber treiben die jungen Blätter mit erstaunlicher Schnelligkeit hervor. Und nun entwickeln sich die Frühfeigen (deren Blüte bekanntlich *innerhalb* der Frucht vor sich geht und daher unsichtbar ist) genau in demselben Tempo, wie die Blätter. Jeden Morgen kann man bei günstigem warmem Wetter die Fortschritte beider deutlich wahrnehmen. Im Jahre 1888 begannen die Feigenbäume anfangs März auszuschlagen. Am 10. März hatten die Frühfeigen schon die Größe von kleinen Kirschen, Ende März beinahe die von ausgewachsenen Feigen, wiewohl sie noch ganz hart und unreif waren. Ich zählte um diese Zeit die Frühfrüchte des Feigenbaums in meinem Garten und fand deren rund 1500. Da sich nun die Blätter mit den Frühfeigen gleichmäßig entwickeln, so ist klar, daß sich von einem Baume mit auffallend vielen und schönen Blättern auch besonders gut entwickelte Frühfeigen erwarten lassen. Im Monat April nun, in welchem jene Verfluchung des Feigenbaumes stattfand, muß jeder ordentliche Feigenbaum schon Blätter haben, folglich auch Frühfeigen. Dies gilt insbesondere von jenen milden Thälern, welche sich für Feigenkultur so vorzüglich eignen, wie Beit-Sachur bei Bethlehem und besonders Bethphage (d. i. Feigen-

haus; Phagg ist heute noch ein arabischer Name für Feigen), wo sich die Feigen wie in alter so in neuer Zeit besonders guter Pflege und guten Gedeihens erfreuen, wo sogar die Entwicklung der Feigen gegen sonst um mehrere Wochen voraus ist, weil beide Orte schon am wärmeren östlichen Abfall des Gebirges nach dem Toten Meere hin liegen. In Bethlehem und dessen Umgegend, wo heute die sorgfältigste Feigenkultur zu finden ist und wo man gegen zwanzig verschiedene Feigensorten unterscheidet, giebt es nach dem Zeugnis der Besitzer der schönsten Gärten nur eine seltenere Sorte, welche keine Frühfeigen trägt. Man kann somit im allgemeinen sagen, daß jeder ordentliche Feigenbaum in der ersten Hälfte des April unreife Frühfeigen haben muß, daß dies aber noch viel mehr erwartet werden darf an einem für Feigen so günstigen Orte, wie Bethphage. Die Frühfeigen fallen zwar in unreifem Zustande noch leichter und zahlreicher ab, als die Sommerfeigen (Offenb. 6, 13), aber dies geschieht doch erst dann, wenn im Mai die Ansätze der Sommerfeigen hervorkommen, auf welche nun der größte Teil der Kraft des Baumes verwandt werden muß. Sind aber die Frühfeigen einmal reif (und ein Baum trägt oft hunderte reifer Frühfeigen), so sind sie meist doppelt so groß, wie die Sommerfeigen und werden wegen ihrer Feinheit und Süßigkeit sehr teuer bezahlt.

Aber, wird man einwenden, was ist damit zur Erklärung unserer Geschichte geholfen? Denn wenn es richtig ist, daß Jesus in den ersten Tagen des April in Jerusalem einzog und die Frühfeigen erst im Juni reif sein konnten, so konnte der Herr seinen Hunger doch nicht damit stillen. Hier kommt uns aber wiederum die Beobachtung der Sitten der Palästinenser zu Hilfe. Diese haben nämlich eine auffallende Vorliebe für unreife Früchte. Nicht nur Mandeln, Birnen, Aprikosen, Pflaumen u. s. w. werden zum größten Teile unreif von ihnen gegessen, sondern auch die sauern, halbausgewach-

senen Trauben werden von alt und jung so gerne gegessen, daß viele dieselben den süßen reifen Trauben bei Weitem vorziehen. Am allgemeinsten ist diese Sitte bei den Frühfeigen. Ich selbst habe zwar den unreifen Frühfeigen nicht viel Geschmack abgewinnen können. Aber nicht nur hier, sondern gerade in der Jugendheimat Jesu, in Nazareth, konnten wir bei einem Gang über den Markt beobachten, daß ein Pfund unreifer Feigen um ein Drittel teurer verkauft wurde, als die reifen. Dieselben werden in hartem Zustande mit Salz gegessen und als eine besondere Delikatesse betrachtet. Wenn man nicht besondere Wächter anstellt, wird daher die Frühfeige niemals reif. Alle Leute, namentlich auch die Kinderwelt, halten es für ihr unbestreitbares Recht, die Frühfeigen in unreifem Zustande von allen Bäumen zu pflücken und sofort zu essen. Man hält dies um so mehr für erlaubt, weil die Frühfeigen doch nur zum geringeren Teil reif werden und viel leichter abfallen, als die Sommerfeigen, welche wegzunehmen allgemein als Diebstahl angesehen wird, und derentwegen jedermann im Sommer hinauszieht, um unter seinem Feigenbaum zu wohnen, nicht nur, um eine angenehm luftige Sommerwohnung zu beziehen, sondern besonders auch, um seine Früchte zu behüten. (Spr. 27, 18.) Wahrscheinlich wurde die Sache zu Jesu Zeiten ebenso angesehen, denn auch er will ohne Bedenken die Frucht eines Baumes brechen, der ihm nicht gehört.

Man kann auch heute im April zuweilen einen blätterreichen Feigenbaum ohne Frühfrüchte sehen. Aber der nächste Eindruck ist immer der, daß man über den faulen Baum entrüstet ist, der voll von schönen Blättern steht und nicht eine einzige Frucht hat, während andere viel kleinere Bäumchen mit Früchten beladen sind. In der eigentlichen Feigenzeit aber, im August, habe ich niemals gefunden, daß ein schöner Baum keine Früchte gehabt hätte. Ein Kenner des so außerordentlich fruchtbaren Baumes würde dies auch kaum

glauben können, wenn man es ihm erzählen würde, während es in der Zeit der Frühfeigen allerdings vorkommen kann.

Stellen wir uns nun in die Lage des Herrn hinein. Er kommt von Bethanien nach Jerusalem und bekommt unterwegs Hunger. Da in der Gegend von Bethphage eine Menge wohlgepflegter Bäume stand, nähert er sich einem durch besondern Blätterreichtum ins Auge fallenden Baum (denn Blätter hatten damals schon alle Feigenbäume), um von seinen Früchten zu essen, welche, nach dem Blätterschmuck zu urteilen, besonders gut entwickelt sein mußten. Nach allgemeiner Landessitte aß auch Jesus die Frühfeigen unreif. Aber siehe, der Baum hat nicht eine einzige Frucht. Das findet der Herr unerhört und verflucht den Baum. „Denn es war noch nicht Feigenzeit", setzt Markus hinzu, welcher Leser vorauszusetzen scheint, welche mit der Natur des Feigenbaumes vertraut sind. Er will damit begründen, wie es möglich war, daß der Herr keine Feigen fand. In der Feigenzeit wäre die Sache geradezu undenkbar; nur außerhalb derselben, also in der Frühfeigenzeit, konnte solches vorkommen.

Was hat nun Jesus mit der Verfluchung des Feigenbaumes gemeint? Natürlich wollte er nicht den Baum strafen, der keinen Willen hatte, somit für seine Unfruchtbarkeit nicht verantwortlich war. Wir müssen uns, um Jesu Meinung zu finden, in die Gedankenwelt hineinversetzen, welche in jenen Tagen sein Herz so sehr beschäftigte. Jesus stand vor dem Abschluß seiner irdischen Laufbahn. Er war zu Israel gekommen, aber er hatte keine Früchte gefunden. Vor kurzer Zeit hatte er seinen Jüngern ein Gleichnis von einem Feigenbaum gesagt, zu welchem sein Herr alle Jahre kam, aber niemals Frucht fand. (Luk. 13, 6—9.) Wieder stand der Mann eines Tages vor dem Baum, und wieder fand er keine Frucht. Haue ihn um! sprach er zum Gärtner, was hindert er das Land! Der Gärtner aber legte Fürbitte für den Baum ein:

nur noch auf ein Jahr; bliebe er auch dann unfruchtbar, sodann sollte er umgehauen werden. Daß dieser Feigenbaum Israel bedeutete, wußten die Jünger aus den Propheten ganz gut. Hier, kurze Zeit später, steht der Herr vor einem Feigenbaum und sucht Frühfeigen. Auch Israel war schon im Alten Testament mehrmals mit einer Frühfeige verglichen worden. — Hosea sagt (9, 10): „Wie eine Frühfeige ersah ich eure Väter in der Wüste" und Micha klagt (7, 1. 2): „Wehe, mir geht's wie beim Obstsammeln, keine Frühfeigen, wonach mich gelüstet: verschwunden sind die Frommen aus dem Lande." Solche Citate waren den Juden ebenso geläufig wie einem Christen die Citate aus dem Neuen Testament, wie einem gebildeten Deutschen die Citate aus Göthe und Schiller. Was war denn Israel? Es war ein Baum, gepflanzt in einem Feigenthal, wo ihm, wie den Feigenbäumen in Bethphage, auf besonders günstigem Boden besondere Sorgfalt und Pflege zugewendet wurde. Gott hat es gepflanzt, sein Gesetz, seine Propheten, sichtbare gnädige Führungen ihm zu teil werden lassen vor andern Völkern. Die Zeit, da alle Völker aufgepfropft werden sollten auf den Baum Israels, kam erst nach der Ausgießung des heiligen Geistes „über alles Fleisch." Der Herr konnte also billig Frühfrüchte von Israel verlangen, noch bevor die Zeit der allgemeinen Ernte in der Völkerwelt anbrach d. h. Früchte, welche der Übergangsstufe zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde entsprechen sollten, wie sich die Frühfeige auf der Übergangsstufe zwischen dem alten und neuen Fruchtjahre befindet, beiden zugleich angehörend. Nicht vollkommen reife Frühfeigen wollte ja der Herr, denn dazu war die Zeit auch in Israel noch nicht vorhanden. Aber er konnte Früchte erwarten, welche im Werden begriffen, in einer der Jahreszeit im Reiche Gottes entsprechenden Reife vorhanden waren. Erst dann, wann diese Frühfrüchte der Reife nahe waren, sollte,

wie beim Feigenbaum, die Zeit des allgemeinen Fruchttragens anheben.

Aber jener gnädige Plan Gottes wurde durch Israels sträfliche Verschuldung vereitelt. Weil der faule Baum Israel wohl schöne Blätter (z. B. die gestrige Begeisterung, die Einholung Jesu mit königlichen Ehren in die Reichshauptstadt), aber keine Früchte hatte, wurde er in diesem Feigenbaum sinnbildlich verflucht. In demselben Kapitel Matth. 21, 43 sagt der Herr: „Darum sage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen werden und den Heiden gegeben, die seine Früchte bringen."

Diese traurigen Gedanken bewegten in jenen Tagen das Herz Jesu besonders lebhaft. Im Geist sah er schon die rauchenden Trümmer Jerusalems, schon die Wagenburgen um die Stadtmauern, schon die tausend Ängste und Nöte, welche über die unglückliche Stadt kommen mußten. Diese Gedanken, die ihn bis zu seinem Todesgang verfolgten, sprechen sich aus in jener Parabel vom Feigenbaum, in dieser Verfluchung des Baumes, in seinen Thränen über Jerusalem, in seinen Worten über dessen Untergang, in seiner Antwort an die Töchter Jerusalems. Daher gingen diese Gedanken auch unwillkürlich in seine Reden und Thaten über, selbst bei scheinbar geringfügigen Anlässen wie hier, wo er unterwegs hungernd an einem Feigenbaum Frucht suchte und keine fand. Da kam es ihm schmerzlich zum Bewußtsein: Ach, das ist ja ein Bild deiner ganzen Lebensarbeit unter Israel! Aber nun ist's vorüber. Hinfort muß der unfruchtbare Baum verdorren. Und wie die alten Propheten Israels ihre ernsten Mahnungen oft nicht nur durch Gleichnisse, sondern durch sinnbildliche Handlungen besonders eindrücklich zu machen suchten, so prägte auch der scheidende Herr seinen Jüngern eine so wichtige Wahrheit durch diese symbolische Handlung tief ein. Wir sehen aus dem Evangelium, daß nicht nur die eine Lehre

tiefen Eindruck auf sie machte, daß Israel umkommen müsse, sondern besonders auch die andere, daß der Herr auch die Macht dazu habe, daß es ihn nur ein Wort koste, seinen Fluch zu vollstrecken.

So hat nun jeder einzelne Zug der Erzählung einen klaren Sinn. Wir brauchen nicht mehr zur Gewalt zu greifen und zu sagen: „Der Herr hat eben Macht, so viel Feigenbäume zu verfluchen, als er will, wenn er nur eine Lehre für seine Jünger daran knüpfen kann," sondern Zug für Zug ist die ganze fast prophetische Geschichte erfüllt von tiefer Bedeutsamkeit, von Gedanken, welche in jenen Tagen das Herz Jesu beschäftigten und einen Schlüssel zum Verständnis der ganzen Geschichte Israels bieten.

Das heilige Abendmahl.

Der Herr rüstete sich zum letzten Passahmahl. (Matth. 26, 20—30; Mark. 14, 17—26; Luk. 22, 14—20.) Im ersten Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit hatte er sich wohl drei Vierteljahre in Jerusalem und dessen Umgegend aufgehalten. Von damals und von den Festzeiten her hatte er Bekannte genug, um ein geeignetes Zimmer in der Stadt zu bekommen. Auch beim Empfang des Nikodemus vor einigen Jahren hatte er des Nachts ein Zimmer zur Verfügung gehabt. Zudem hielt es für die Festpilger immer nicht schwer, ein Zimmer zur Passahfeier zu erhalten. Die Bestellung des Zimmers ging mit einer sichtlichen Heimlichkeit vor sich, so daß auch

Judas nicht wissen konnte, wo das Passahmahl stattfand und somit den Ort nicht vor der Zeit verraten konnte. Denn den Herrn verlangte herzlich, dies Osterlamm mit seinen Jüngern ungestört zu essen, ehe denn er litte. Die Jünger bereiteten das Osterlamm in einem großen Saal, den ihnen der Herr mit den Worten bezeichnet hatte: „Es wird euch ein Mensch begegnen, und er wird euch einen großen Saal zeigen, der gepflastert und bereitet ist, daselbst richtet für uns zu." Der Ausdruck „gepflastert" ist mißverständlich. Es sollte heißen: ein Saal, in welchem Teppiche, Polster und Divans ausgebreitet sind. So sind auch heute noch die Wohn- und Empfangszimmer in wohlhabenderen arabischen Häusern ausgestattet. Rings um die Wände oder an einigen Wänden entlang befinden sich gepolsterte breite Kissen und Teppiche, welche die Stelle unserer Stühle und Sessel vertreten. Auf ihnen läßt man sich mit untergeschlagenen oder halbausgestreckten Beinen nieder. Wahrscheinlich hat sich der Herr mit seinen Jüngern zunächst auf die Divans niedergesetzt, nicht auf Stühle. Denn zum bequemen Sitzen und Ausruhen wurden und werden heute noch diese niedrigen Polster von den Morgenländern vorgezogen. Das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen, das uns so unbequem vorkommt und nur auf den Schneiderbuden zu sehen ist, halten sie für die bequemste und angenehmste Art zu sitzen und zu ruhen. Ein Tisch oder mehrere Tischchen standen jedenfalls im Abendmahlssaal. Darunter muß sich aber der geneigte Leser nicht einen hohen Tisch vorstellen, wie der, an welchem er mit seiner Familie zu essen pflegt, auch nicht einen hufeisenförmigen Tisch, wie man gewöhnlich auf unsern Abendmahlsbildern gemalt sieht, sondern wahrscheinlich war es ein runder Tisch von etwa einem Fuß Höhe, wie noch heutzutage die arabischen Tische sind. Nachdem das Passahmahl auf diesem niederen Tisch zugerichtet war, wurden die Polster nähergerückt, so daß sie im

Kreise um den Tisch herumlagen. Auf dieses Polster ließ sich der Herr mit seinen Jüngern zum Mahl nieder. Sie saßen nicht, sondern lagen im Kreise um den Tisch her, wie es im griechischen Text ausdrücklich heißt; die Polsterkissen lagen vorn, etwa unter der Brust, so daß der linke Ellbogen sich darauf stützen konnte; die Füße waren auf den Teppichen nach hinten halb gestreckt. Vom Apostel Johannes wird gesagt, daß er, der Jünger, den Jesus lieb hatte, beim Abendessen an seiner Brust gelegen habe. Wie das zu verstehen ist, ergiebt sich leicht aus dieser Art zu Tisch zu liegen, denn der zu Tisch Liegende reichte immer mit seinem Kopf an die Brust seines Nachbars. Jesus hatte die Stelle des Hausherrn, neben diesem hatte den Ehrenplatz ein bevorzugter Freund oder die Gattin — in diesem Falle Johannes. Der Verfasser hat, als er noch in Deutschland war, nie glauben wollen, daß man so zu Tisch liegen könne; und wer es einmal probieren will, der wird auch finden, daß nach unsern Begriffen dies nicht gerade die bequemste Lage zum Essen und zum Trinken ist. Von diesem Zweifel kann man aber leicht kuriert werden, wenn man eine Zeitlang im gelobten Lande umherreist. Da kann man oft genug sehen, daß die Leute auf diese Weise, meist auf der Seite liegend, ihr Mahl einnehmen. Ja, wenn die Zahl der Gäste so groß ist, daß der Tisch zu klein wäre, wenn alle auf der Seite liegen wollten, legen sie sich häufig gerade auf den Leib, stützen sich unter der Brust auf den linken Arm und essen mit der Rechten. Der Dienende mußte hinter den so zu Tisch Liegenden umhergehen und ihnen dies und das reichen, was nicht auf dem Tische stand. So scheint auch der Herr während des Abendessens die Jünger bedient zu haben; denn während des Essens sagte er zu ihnen: „Welcher ist der Größte, der zu Tisch sitzet (lieget) oder der da dienet? Ist's nicht also, daß der zu Tische sitzet? Ich aber bin unter euch wie ein Diener.“ Luk. 22, 27.

Außer diesem Dienen beim Abendmahl gab der Herr seinen Jüngern den größten Beweis seiner Liebe, als er an jenem Abend vom Tisch aufstand, seine Oberkleider ablegte, sich mit einem Schurz umgürtete und ihnen die Füße wusch. Das sollte ihnen ein Zeichen seiner Liebe und seiner Demut sein, wie es ja der Herr selbst nachher so schön auslegt. Vielfach ist es auch heute noch Brauch, daß die Frau ihrem Manne oder die Magd ihrem Herrn die Füße wäscht, wenn er nach Hause kommt, damit er vom Staube der Straße befreit, sich wieder wohl und frisch fühle. Man badete im Altertum und zumal im Morgenlande viel und gern. Sogar die heutigen Orientalen, obschon so herabgekommen, geben in den Städten viel auf feine Badeeinrichtungen. In vielen Städten badeten die meisten Leute täglich. Wer nun gerade im Bade gewesen war, bevor er einer Einladung folgte, bedurfte beim Eintritt in das Haus nichts, denn daß seine Füße gewaschen wurden. Denn da diese nicht mit Strümpfen bedeckt und nur an den Sohlen mit einer Sandale bekleidet waren, so setzte sich der Staub der Straße auf die Füße. Bekanntlich knüpfte der Herr hieran eine schöne Lehre von der Bedeutung des heiligen Abendmahls. Wer einmal von seinen Sünden abgewaschen ist durch das „Bad der Wiedergeburt", der ist rein. Nur der Staub der Sünde, der sich auf der Landstraße des Lebens an seine Füße setzt, bedarf immer wieder der Abwaschung.

Auch Judas erfuhr diese ergreifende Dienstleistung noch von seinem Herrn; und gewiß nicht ohne tiefe innerliche Bewegung konnte der Herr dem die Füße waschen, von welchem er wußte, daß er ihn einst auch begeistert geliebt hatte und nun nach wenigen Stunden ihn verraten wollte. Nichts ist rührender und ergreifender in der Geschichte jener Tage, welche dem Tode des Herrn vorangingen, als zu sehen, wie treu, wie bekümmert, wie liebevoll der Herr auf seinem Todeswege

noch für den Judas sorgte, wie er ihm als Seelsorger nachging und als der gute Hirte dies arme, verlorene Schäflein noch retten und ihm die Rückkehr von seinem furchtbaren Vorhaben noch leicht machen wollte, ihm, von dem er sagen mußte: „Zwar des Menschen Sohn gehet dahin, wie von ihm geschrieben steht, aber wehe demselbigen Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre demselbigen besser, daß er nie geboren wäre!“ (Mark. 14, 21.) Einer jener köstlichen Züge ist auch der folgende. Der Herr liegt mit seinen Jüngern noch zu Tisch. Ton, Ausdruck und Bewegungen desselben sind heute noch von größerer Herzlichkeit, als sonst. Dennoch herrscht im Kreise der Jünger keine ungetrübte Stimmung. Sie wußten, daß man nach ihrem Meister, der so ruhig mitten in der Stadt bei ihnen saß, fahndete. Es mag manchmal eine etwas ängstliche Pause unter ihnen entstanden sein. Es war ja nicht unmöglich, daß die Häscher sie hier überfielen. Gab es doch so manche Feinde draußen, welche mit Freuden dem Gebote der Hohenpriester gefolgt wären, um ihren Herrn zu verraten. Da sagt Jesus plötzlich: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verraten!“ Wie bestürzt und erschrocken die Jünger waren, können wir uns kaum vorstellen. So wenig vermuteten sie den Verräter in ihrem Kreise, daß jeder am liebsten an sich selbst zweifelte, ehe er an einen andern dachte. „Bin ich's? Bin ich's?“ so fragten sie mit größter Angst den Herrn. Auf einen Wink des Petrus fragte Johannes den Herrn leise: „Herr, wer ist's?“ Jesus antwortete ihm ebenso leise: „Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe.“ Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas Simonis Iscarioth. Dies Eintauchen und Überreichen des Bissens war aber nicht etwa nur ein Zeichen für den Johannes, damit er wisse, wer der Verräter sei, sondern Judas und die übrigen Jünger konnten dies Thun des Herrn nur als eine

besonders liebevolle Aufmerksamkeit auffassen. Es wird uns dies deutlich durch einen Gebrauch, der sich bei den arabischen Gastmählern bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Bekanntlich ißt man im Morgenland nicht mit Löffel und Gabel, sondern mit der Hand. Wem das zu unbequem ist, der formt sich einen Löffel aus einem Stück Brot und ißt dann jedesmal den Löffel samt seinem Inhalt. Ganz allgemein ist dies, wenn eine Schüssel mit Sauce auf den Tisch gestellt wird. Man bricht dann das Brot, welches stets in Gestalt fingerdicker Fladen gebacken ist, wie auch der Herr das Brot zu brechen pflegte, und taucht die einzelnen Stücke in die Schüssel, bevor man sie ißt. Daher sagt der Herr, als ihn seine Jünger bestürzt fragten, wer der Verräter sei: „Einer aus den Zwölfen, der mit mir in die Schüssel tauchet." Während des Essens nun und namentlich, wenn die Tischgesellschaft ihren Hunger gestillt hat, sieht man es häufig, daß jemand, welcher einem andern Tischgast eine besondere, innige Liebe zeigen will, die er für ihn vor andern in seinem Herzen empfindet, ihm einen Bissen vom Brot abbricht, ihn in die Schüssel taucht und ihm reicht. Dies wird allgemein als ein Zeichen herzlicher Freundschaft und aufrichtiger Liebe aufgefaßt. So geschah es denn auch, daß, als Johannes, der an der Brust Jesu lag, den Herrn leise fragte: „Herr, wer ist's?" ihm Jesus antwortete: „Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe" d. h. dem ich jetzt meine besondere, innige Liebe beweisen will. Wir können ahnen, welchen tief ergreifenden Eindruck solche Liebe auf das Herz des Jüngers machen mußte, welcher nachher in seinem Leben bis ins Greisenalter nichts Köstlicheres und Süßeres zu predigen wußte, als die Liebe. Wir können aber auch ahnen, wie finster und schrecklich es damals in der Seele des Judas ausgesehen haben mag, welcher trotz dieser zarten Liebeserweisung keinen Augenblick weich wurde, sondern die Stirn hatte, sofort die freche Frage

an den Herrn zu richten: „Bin ich's, Rabbi?", worauf ihm der Herr betrübt antwortete: „Du sagest es." Und nach dem Bissen, der ihm seines Heilandes Liebe zum letztenmal zeigen und das Herz voll Liebe, das er in den letzten Jahren hatte kennen lernen dürfen, noch einmal in seiner göttlichen Großmut offenbaren sollte, „fuhr der Satan in ihn." — Auch heute noch, wenn man hier zu Lande eine Frage mit besonderem Nachdruck bejahen will, antwortet man wohl: „Du sagest es!"

Die letzte Nacht.

Das heilige Abendmahl war vorüber. Jesus schickte sich an, um, wie so oft schon, im Freien zu übernachten. (Matth. 26, 36—46.) Zwischen sechs und sieben Uhr hatte das Passahmahl begonnen, zwischen neun und zehn Uhr mag Jesus die Stadt wieder verlassen haben. Draußen auf dem Wege nach Gethsemane glänzte der volle Mondschein, wie immer zu Ostern, über Berg und Thal und beleuchtete die zahlreichen Gräber und Grabsteine des Thales Josaphat, durch welches das Bett des Baches Kidron führt. An der Ostseite verließ Jesus die Stadt. Dort steigt man sofort hinab in jenes Thal, durch welches im Winter der Kidron zum Toten Meer hinabeilt. Jenseits des trockenen Bachbettes stand am Ölberg, ob im Thale oder auf halber Bergeshöhe, wissen wir nicht, ein Hof, das ist ein Landhaus mit einem Garten, welcher nach Landessitte mit einer einfachen Stein=

mauer umfaßt war. In etwa zwanzig Minuten gelangte Jesus vom Stadtthore aus nach Gethsemane. Blickte er zurück, so sah er gerade vor sich auf der Höhe den prächtigen Tempel, vom stillen Vollmondschein angestrahlt. Dahinter schimmerten die Lichter der Stadt, welche sich auf Ostern rüstete. Auch er mußte sich auf Ostern rüsten. Er war ja selbst das Passahlamm. Es war eine kalte Aprilnacht. Die Jünger hüllten sich in ihre Mäntel und legten sich hinter den vor dem Winde schützenden Mauern schlafen. Jesus aber betete und betete heftiger und rang mit dem Tode.

Etwa um zehn Uhr, als Judas den Herrn in Gethsemane vermutete, machte auch er sich mit einer Söldnerschar auf und kam wohl denselben Weg von der Stadt her. Fremde Stimmen erschallen plötzlich in Gethsemane, die schlafenden Jünger werden aufgeschreckt, Waffen blitzen im Mondlicht, rauhe Soldatenstimmen rufen durcheinander, dazwischen die ruhige, klare, feste Stimme des Herrn, Fackeln werden entzündet und beleuchten mit rotem Feuerschein die aufgeregten Menschen und die alten Olivenbäume. Nach kurzem Kampf des Petrus flüchten die Jünger über die Mauern und verstecken sich wohl in den zahlreichen Felshöhlen und Grabkammern, von denen das Kidronthal voll war und heute noch ist. Der fackelbeschienene Zug bewegte sich hinauf nach der Stadt durch die mondbeglänzte Osternacht. Die versteckten Jünger sahen dem Zuge vielleicht noch zehn Minuten lang nach. Allmählich verhallten die Stimmen, und die Fackeln verschwanden droben im Stadtthor.

In der Mitte der städtischen Häuser des Morgenlandes befindet sich gewöhnlich ein unbedeckter, viereckiger, gepflasterter Hof. Wohlhabende Leute lieben dies Pflaster durch Mosaiken mehr oder weniger kunstvoll zu gestalten, während in der Mitte ein oder mehrere wohlgepflegte Blumengärtchen mit Rosen, Nelken und würzigen Kräutern stehen. Rings um diesen

Hof befinden sich die Zimmer des Hauses, deren Thüren sämtlich nach dem Hofe heraus führen, während die einzelnen Zimmer unter einander nur selten verbunden sind. Die Familie hält sich besonders im Sommer gerne in diesem Hofe auf, schläft sogar in demselben unter freiem Himmel. Auch das Gesinde, Knechte und Mägde, sind, wenn sie nicht gerade beschäftigt sind, meist in diesem Hofe. Den Zugang zu diesem Hofe bildet oft eine Art von Vorhof oder ein gewölbter Gang, an dessen Seite der Thürhüter oder die Thürhüterin sitzt. In einem solchen Hause harrten in jener Nacht Kaiphas und die Volksältesten in gespannter Erwartung. Abends um acht Uhr mag sie Judas mit dem Anerbieten überrascht haben, daß er ihnen Jesum in dieser Nacht ausliefern wolle. Schnell wurde die Verhaftung angeordnet, der Hohe Rat zusammenberufen. Endlich gegen elf Uhr ertönt dröhnender Soldatenschritt und Waffenklirren von der Straße, das Thor wird geöffnet, roter Fackelschein erhellt den Hof, in größter Erwartung eilen sie heraus und sehen richtig Jesum, mit Stricken gebunden, inmitten der Soldaten hereintreten. Sofort wird er in eines der nächsten Zimmer gebracht, wo die Ältesten auf Divans sitzen, damit er dort verhört werde.

Draußen im Hofe saßen wie gewöhnlich die Dienstboten, Knechte und Mägde. Zu ihnen gesellten sich die Soldaten, die Jesum gefangen hatten. Natürlich drehte sich das Gespräch um den Gefangenen, der drin verhört wurde. Für niedrige Naturen ist es immer ein Hochgenuß, über eine gefallene Größe herzufallen. Diesem Kreise näherte sich Petrus. Das Gesinde hatte in der kalten Nacht für sich und die Soldaten ein Kohlenfeuer im Hofe aufgestellt. Daran wärmte sich Petrus mit ihnen. Solche Kohlenfeuer werden heute noch von den Orientalen zum Schutz gegen die Winterkälte aufgestellt. Die glühenden Holzkohlen liegen entweder in thönernen Gefäßen (Kanûn) oder in den bekannten Mankals.

Im Hofe des Hohenpriesters konnte man wahrscheinlich durch die offene Thür jedes Wort vom Verhöre Jesu verstehen. Dorthin lauschte Petrus, ohne auf das Gerede seiner Nachbarn zu achten. Sein ganzes Wesen drückte die höchste Unruhe aus. Der Herr stand so, daß ihn Petrus von hinten sehen konnte, und daß auch er, sich umwendend, den Petrus hätte sehen können. Während dieser horchte, wie der Herr sich in ruhigem Tone verantwortete, beschien die im dunkeln Raume scharf flackernde Flamme sein Gesicht. Da erkannten sie ihn als einen Jünger Jesu. Und ganz wie die heutigen Paläſtinenser noch bei jeder Gelegenheit thun, wenn sie etwas in Abrede stellen wollen, hob er an, sich zu verfluchen und zu schwören, etwa: So wahr Gott lebt! Gott soll mich strafen und verfluchen, wenn es nicht wahr ist, ich kenne den Menschen nicht! (s. unter „Volksmund"). Petrus hatte zuletzt laut und aufgeregt gesprochen. Sein Schwören und Fluchen wurde nicht nur im Hof gehört, sondern auch drinnen im Saal. Jesus hörte die wohlbekannte Stimme seines Jüngers rufen: „Ich kenne den Menschen nicht!" Und alsbald, da er noch redete, krähte der Hahn. Und Jesus wandte sich um und sahe Petrum durch die offene Thüre an. Petrus sah auch gerade hinüber, ihre Augen begegneten sich. Er sah den traurig ernsten Blick auf sich gerichtet. Da hüllte er sich in seinen Mantel und ging hinaus in die Nacht, ein gebrochener Mann. An eine Straßenmauer Jerusalems, durch welches der kalte Nachtwind pfiff, lehnte er vielleicht den Kopf, hub an zu weinen und weinete bitterlich. Dann ging er wahrscheinlich beim Mondscheine zurück ins Kidronthal, wo sich die andern Jünger in den Höhlen und unter den Bäumen versteckt hatten.

Der Hahnschrei ist die einzige Angabe in der Geschichte jener Nacht, welche uns auf die Zeit schließen läßt, in welcher dies alles geschah. Da nun im Abendlande die

Hähne erst beim Morgengrauen krähen, hat man die nächtliche Sitzung des Kaiphas meist etwa auf drei Uhr Morgens verlegt. Aber so weiß man kaum, wie die ganze Zeit der Nacht bis dahin ausgefüllt gewesen sein soll. Nach unserer Annahme ist Jesus wohl noch vor elf Uhr nachts bei Hannas und gleich darauf vor Kaiphas vorgeführt worden. Das Eintreffen der Ratsglieder brauchte man wahrscheinlich nicht erst abzuwarten, denn diese konnten schon nach acht Uhr abends zu einer Sitzung eingeladen werden. Was uns aber über die Vorgänge bei Hannas und Kaiphas berichtet wird, wird kaum mehr als eine oder höchstens zwei Stunden in Anspruch genommen haben. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Herren, die Jesum verhörten, sich um ihre ganze Nachtruhe bringen lassen wollten. Nachdem sie einen Vorwand gefunden hatten, ihn des Todes schuldig zu finden, gingen sie nach Mitternacht nach Hause und zu Bett, um am folgenden Morgen weitere Schritte zu thun.

Mit dieser Zeitbestimmung trifft auch die Zeit genau überein, in welcher hierzulande des Nachts die Hähne krähen. Im Anfang meines Aufenthaltes in Bethlehem wunderte ich mich darüber, wenn ich, nachts noch am Studiertisch sitzend, fast genau um zwölf Uhr die Hähne in den Nachbarhäusern krähen hörte. Ich wurde dessen aber bald so gewöhnt, daß mir der Hahnschrei schließlich fast wie ein Zeichen der Uhr galt, welche Mitternacht schlägt. Frühmorgens, wenn der Tag graut, im April also gegen sechs Uhr, krähen die Hähne wieder, und diese Zeit scheint Mark. 13, 35 („um den Hahnenschrei") gemeint zu sein.

Auch den Soldaten war es kein Vergnügen, die ganze kalte Aprilnacht aufzubleiben. Sie ließen ihrer Rohheit und ihrem Ärger über die späte nächtliche Arbeit noch eine halbe bis eine Stunde in empörenden Mißhandlungen freien Lauf, dann streckten sie sich zum Schlaf. Jesus wurde vielleicht

wie vorher gefesselt und in eine Kammer gesperrt, in welcher Soldaten bei ihm schliefen. Hier, inmitten der Kriegsknechte, brachte er jene letzte Nacht etwa von ein Uhr an zu, ob wachend und betend, bevor er die letzte Marterstraße antrat — oder ob todesmatt und doch ruhig schlummernd, wie damals inmitten des tobenden Sturmes auf dem See Genezareth, wer vermöchte das zu entscheiden?

Karfreitag.

Der hohe Rat setzte sein nach Mitternacht unterbrochenes Werk am frühen Morgen fort. Doch werden wir nicht, wie oft geschieht, annehmen müssen, daß die Räte schon um sechs Uhr oder gar noch früher zu einer Sitzung zusammentraten. In der ersten Hälfte des April geht die Sonne in Palästina zwischen sechs und halb sieben Uhr auf. Wenn die Ratsherrn mit der Sonne aufstanden und zu Hause noch frühstückten, werden sie kaum vor sieben Uhr zusammengetreten sein. Ein Aprilmorgen ist in Jerusalem gewöhnlich sehr schön und frisch. Klar geht die goldene Sonne hinter dem Oelberg auf und begrüßt die alte „heilige“ Stadt. In einer solchen Morgenstunde begann der Hohe Rat seine Gerichtssitzung. Das Urteil über Jesum war schon vorher fertig, daher dauerte die Beratung nicht lange. Noch vor acht Uhr führten sie Jesum vor Pilatus. Mit außerordentlicher Schnelligkeit hatte sich Jesu Geschick gewendet. Gestern um diese Zeit ahnte noch kein Mensch, selbst die Hohenpriester nicht,

daß Jesus heute schon zum Tode geführt werden würde. Sie schleppten Jesum durch die Straßen. Hier war schon ein reges Leben. Viel Volk aus Jerusalem und von auswärts trieb sich durch die Straßen. Es war ja Passahfest. Überall erregte die Erscheinung des von Soldaten eskortierten, gebundenen Jesus das größte Aufsehen. Jedermann schloß sich dem Zuge an, welcher einen Teil der Stadt durchziehen mußte. In fünf bis zehn Minuten kamen sie zum Palast des Pilatus. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Jesu Verhaftung durch die ganze Stadt. Alles drängte sich zum Palast des Landpflegers, welcher westlich vom Tempelplatz stand. Die Menge wuchs von Minute zu Minute, namentlich die Jerusalemiten, die Söhne der Prophetenmörderin, schlossen sich ihren geistlichen Oberen an. Auch Judas Ischarioth muß in der Nähe gewesen sein. Seine dreißig Thaler in der Tasche, sah er, wie der Evangelist bemerkt, daß es zum Tode ging. Da ging er hin „an seinen Ort", in schrecklicher Verzweiflung.

Über den Zeitpunkt des Todes Jesu haben wir keine genauen Nachrichten. Die Ereignisse vor Herodes und Pilatus mögen wohl einige Stunden gedauert haben. Kam Jesus um acht Uhr zum erstenmale zu Pilatus, so mag das Endurteil gegen elf Uhr gefällt worden sein. Nach Markus wurde Jesus schon um die dritte Stunde, also um neun Uhr gekreuzigt. Nach Johannes wurde das Urteil erst ungefähr um die sechste Stunde, also gegen zwölf Uhr, gefällt. Wie man die Nacht in vier Nachtwachen teilte, so den Tag in vier Tagesviertel, welche, wie es scheint, durch die dritte, sechste, neunte Stunde bezeichnet wurden. Nach Markus (15, 25) fand die Kreuzigung im zweiten Tagesviertel, zwischen neun und zwölf Uhr, nach Johannes (19, 14) erst im dritten Tagesviertel statt, „ungefähr", wie er ausdrücklich bemerkt, um zwölf Uhr. Da Johannes der einzige Augenzeuge unter den

Jüngern war, werden wir uns mit Recht mehr an ihn halten. Daß die Jünger von jenen schrecklichen Stunden keine Angaben auf Stunde und Minute geben, ist natürlich kein Wunder.

Gegen Mittag also war Jesus ans Kreuz geheftet worden. Ringsum war lauter Tumult. Selbst die hohen Herren, die Hohenpriester, hatten sich's nicht versagen können, mitzukommen und sich an Jesu Tod zu weiden. Von den Jüngern war nur Johannes gekommen, der Gefahr nicht achtend. Die Frauen dagegen hatten kaum etwas zu befürchten. Sie stehen im Orient oft ganz außerhalb der Strafgesetzgebung. Fast nie wird eine Frau gefänglich eingezogen. Die kleine Schar der Getreuen erwartete vielleicht noch ein Eingreifen Gottes. Aber die Stunden der Qual wurden banger und banger. Ihren Höhepunkt erreichte diese Bangigkeit während einer Finsternis, welche das ganze Land bedeckte.

Was war dies für eine Finsternis? Christliche Astronomen haben nachgerechnet, daß um jene Zeit eine Sonnenfinsternis stattgefunden habe, und glaubten damit Tag und Stunde des Todes Jesu festgestellt zu haben. Aber eine Sonnenfinsternis kann nur bei Neumond eintreten, während das Passahfest stets in die Zeit des Vollmondes fiel. Somit ist eine Sonnenfinsternis ausgeschlossen. Dies benutzten ungläubige Ausleger, wie Strauß, und bewiesen damit, daß alle Bemühungen, die geschichtliche Treue der Evangelien zu beweisen, vergeblich seien. Eine Sonnenfinsternis habe eben nach damaligem Zeitgeschmack zu einer solchen Geschichte gehört. So habe es die Sonne nach römischer Legende auch beim Tode des Cäsar und des Augustus gemacht. Man hat dabei auf beiden Seiten nur übersehen, daß im Evangelium von einer Sonnenfinsternis kein Wort geschrieben steht. Alle drei Evangelien berichten übereinstimmend von einer Finsternis, welche „über das ganze Land ward", und nur

Lukas fügt hinzu, daß infolge dieser Finsternis die Sonne ihren Schein verlor. Der Wortlaut der Evangelien führt uns also auf dasselbe, was uns auch die Naturgesetze sagen, daß hier von einer astronomischen Sonnenfinsternis gar nicht die Rede sein kann.

Wie haben wir uns nun diese Finsternis zu denken? Gewiß war dieselbe eine Folge besonderen göttlichen Waltens, und so wollen auch die Evangelisten die Sache verstanden wissen. Sie muß aber doch ihre natürlichen Vermittlungen gehabt haben. Sollten ähnliche Verfinsterungen der Atmosphäre, infolge deren die Sonne ihren Schein verliert, auch heute noch vorkommen, so würden wir darin einen Fingerzeig für die richtige Erklärung finden. Dies ist auch thatsächlich der Fall. Gerade in den letzten Jahren 1888 und 1889 kam es im März und April drei bis vier mal vor, daß gegen Mittag ein warmer Wüstenwind aus dem Süden oder Südosten daherzog, nachdem am Morgen noch das schönste Frühlingswetter vom blauen Himmel hernieder geleuchtet hatte. Dieser Wind führt, ähnlich dem egyptischen Chamsin, ganz feinen Flugsand mit sich, so fein, daß man ihn erst an seinen Wirkungen erkennt. Die Atmosphäre wurde weit und breit verfinstert. Die Berge, welche rings um Bethlehem stehen, entschwanden dem Auge gänzlich. Obgleich keine Wolken da waren, wurde der Himmel grauer und grauer, finsterer und finsterer. Die Sonne verlor ihren Schein, man sah sie nur noch wie eine matte Blechscheibe durch die verdunkelte Atmosphäre hindurchscheinen. Glanzlos wie ein erstorbenes Auge blickte sie vom Himmel herunter. Auf der Erde wurde kein Schatten mehr geworfen. Dagegen drückte die heiße Luft bleischwer auf Menschen und Vieh. Atembeklemmend und den ganzen Körper austrocknend wehte der Wind das einemal stark, das anderemal ganz schwach, so daß der Aufenthalt im Freien höchst unbehaglich war. Selbst wenn man

nicht daran denken dürfte, daß auffallende Winde einem Erdbeben oft vorangehen, wie damals eines im Anzuge war, so bietet sich doch aus den heutigen Verhältnissen des Landes kaum eine andere Erklärung als diese. Zwar werden manche entgegnen, daß sich in dieser Vermutung nur das Bestreben kundgebe, der Sache das Wunderbare zu nehmen. Es ist aber zu bedenken, daß die Evangelien selbst von einer Sonnenfinsternis nichts sagen, sondern nur die landläufige Überlieferung; sodann, daß eine Sonnenfinsternis an sich nicht wunderbarer ist, als das Eintreten eines solchen Windes. Und wenn, um ein anderes Beispiel anzuführen, nachgewiesen wird, daß manche der zehn egyptischen Plagen, etwa die Heuschreckenplage, noch heute genau ebenso vorkommen kann, wie ehemals, so wird es doch niemand einfallen, zu sagen, daß damit die besondere göttliche Fügung (denn das ist ja das „Wunder") geleugnet wird, welche von den Menschen als auffallende Sprache Gottes verstanden werden soll. Den unter dem Kreuze Versammelten war Gottes Finger in dieser Finsternis um so auffallender, als dieser sandige Wüstenwind selten vorkommt, in manchen Jahren überhaupt nicht. Ich habe ihn von 1884 bis 1888 nur in zwei Jahren erlebt. Daher ist derselbe auch jedesmal in hohem Grade auffallend und wird jedenfalls bei weitem mehr von allem Volke bemerkt und empfunden, als eine Sonnenfinsternis. Nachgewiesen ist mit alledem noch nicht, daß jene Finsternis wirklich diesen Wind zur Ursache gehabt haben muß. Es ist aber die einzige Erscheinung im heutigen Palästina, welche uns das Verständnis vermitteln kann, und die Sache wird um so wahrscheinlicher, als jener Wind gewöhnlich gerade in den Ostermonaten eintritt.

In dieser Finsternis also, welche auch für die anwesenden Juden und Heiden in ihrem Zusammentreffen mit der Hinrichtung Jesu ein höchst beunruhigendes Zeichen der

Gottheit war, mußte Jesus die Bitterkeit des Todeskelches bis zum letzten Tropfen auskosten. Dunkel umhüllte ihn innerlich und nun auch äußerlich. Seine gepreßte Seele machte sich endlich Luft in dem wehklagenden Psalmworte: „Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen!“ Eine der größten Qualen der Gekreuzigten soll der brennende Durst gewesen sein. Nun kam noch der ermattende, den ganzen Körper austrocknende Südwind hinzu, so daß der gequälte Gekreuzigte rief: „Mich dürstet!“ Aber endlich tönt es wie Siegesgeschrei in die Finsternis hinaus: „Es ist vollbracht!“ Jesus befiehlt seinen Geist in die Hände des Vaters und verscheidet. Das in der schweren, trüben Atmosphäre vielleicht schon sich ankündigende Erdbeben bricht los, Felsen zerbrechen, die Natur, die wie unter einem Bann gelegen, wird wieder frei und atmet auf, während der befreite Herr mit Siegerschritt in andere Welten eilt. „Der Hauptmann aber, der dabei stand gegen ihm über und sahe, daß er mit solchem (Sieges-) Geschrei verschied, und das Erdbeben, und was da geschah, sprach: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen!“

Das Grab Jesu.

Wenn in der europäischen Heimat jemand stirbt, so weiß man's gewöhnlich nicht anders, als daß man auf dem allgemeinen Kirchhof ein Grab gräbt und dort den in einen Sarg eingeschlossenen Toten in den kühlen Schoß der Erde hinablegt und mit Erde wieder zudeckt. Im Morgenlande wurde

es damit in alten Zeiten anders gehalten. Da hatte man dem Toten schon lange ein Häuslein im kühlen Felsgestein bereitet, in welchem alle Mitglieder der betreffenden Familie ihre Ruhestatt fanden. So erwarb sich schon Abraham in der Höhle Machpelah ein Erbbegräbnis, um dort zu ruhen mit den Seinen, und damit dort seine Nachkommen versammelt würden in einem Grabe zu ihren Vätern. Solche Gräber waren also nicht in einem allgemeinen Begräbnisplatz, sondern in einem Besitztum, Garten oder Landgut. Ein Häuslein war's ohne Fenster und Licht, denn den Toten scheint die Sonne nicht mehr. Da war auch kein Sarg nötig und keine Erdscholle deckte den Toten zu. Eine Kammer war in den Felsen gehauen, und drin an deren Wänden wieder menschenlange Kämmerlein oder Nischen, in welchen die Toten ruhten. In einer solchen Kammer lag Lazarus von Bethania. In solchen Kammern wohnten auch die zwei Besessenen von Gadara, welche sich „in den Totengräbern" aufhielten. Zwar werden die Toten im heutigen Palästina nicht mehr so bestattet. Aber dem Umstande, daß die Gräber einst mit dem Meißel in den Felsen gehauen wurden, haben wir es zu verdanken, daß man im ganzen Lande noch zahlreiche solche Gräber findet und sich somit von der Beschaffenheit des Grabes Jesu leicht überzeugen kann. Gewöhnlich sieht man, wenn man vor einem solchen Grabe steht, eine viereckige Vertiefung in der steil abfallenden Felswand, und innerhalb derselben, aber etwas kleiner, die niedrige, schmale Thüröffnung. Wer eintreten oder „hineingucken" (Joh. 20, 5) will, muß sich tief niederbücken. Als Joseph und Nikodemus den Herrn hineintrugen, mußte einer von ihnen vorausgehen und den Toten mit Hilfe des andern noch außen Befindlichen hineintragen. Drinnen hatten beide bequem Platz, um den Herrn in sein Felsenbett hineinzulegen. Wahrscheinlich aber legten die Männer den Leichnam noch nicht in die Felsennische,

weil derselbe nach dem Feste noch einbalsamiert werden sollte. Dagegen befand sich in der Kammer vor den Nischen eine ringsumlaufende 1 m breite und 1 Fuß hohe steinerne Bank. Dahin wurde Jesus einstweilen gelegt.

Um die Gräber, welche Jesus besucht hat, weht überall ein wunderbarer Lebensodem: so um die Gräber zu Nain, Gadara, Bethania, um keines aber so sehr, wie um sein eigenes. Es ist darum begreiflich, daß die Christen dieses Grab gerne mit pietätsvoller Liebe verehren möchten. Ist uns aber dies Grab noch bekannt? Wer heute nach Jerusalem kommt, besucht in erster Linie die alte Grabeskirche als den Ort, wo der Herr einst gelegen hat. Wir finden aber am sogenannten heiligen Grabe nichts, was uns an die übrigen Felsengräber des Landes auch nur entfernt erinnert. Es ist ein kleines, geschmackloses Tempelchen inmitten der Kirche, in welchem wir ein Grab fast nach Art der abendländischen Gräber erblicken, wie ein Grabstein sich frei über dem flachen Erdboden erhebend. Golgatha und das Grab (wovon das erstere eine Treppe höher liegt als das letztere) sind nebst allen möglichen und noch mehr unmöglichen Dingen fast wie auf Bestellung so nahe zusammengerückt, daß alles noch bequem unter dem Dache einer Kirche Platz hat. Denn diese interessante Sammlung von „heiligen Stätten" besitzt außer anderen merkwürdigen Dingen den Mittelpunkt oder „Nabel" der Welt, Abrahams Opferstätte, den Ort der Verlosung der Kleider Jesu, die Gräber der Helena, des Joseph von Arimathia, des Longinus, der den Herrn in die Seite stach, des Melchisedek, ja — und damit gelangen wir glücklich an den Anfang der Welt — des Stammvaters Adam! Man hat viel vergebliche Mühe darauf verwendet, die Echtheit dieses „heiligen Grabes" zu beweisen. Denn während der nächste Eindruck jedes denkenden Besuchers der ist, daß hier mitten in der Stadt das Grab des Herrn unmöglich gewesen sein

kann, wird man im denkbar günstigsten Falle nachweisen können, daß es wenigstens nicht unmöglich ist, daß das Grab Jesu wirklich dort stand, indem festgestellt würde, daß der Platz der heutigen Grabeskirche ehemals außerhalb der Stadt gewesen sei. — Um den historischen Nachweis der Echtheit ist es nicht nur sehr schwach bestellt, sondern er fehlt gänzlich. Denn was will es sagen, wenn man erst im vierten Jahrhundert n. Chr. angefangen hat, diesen Ort als Begräbnisstätte Jesu zu verehren! Aus den ersten Jahrhunderten des Christentums haben wir nicht die leiseste Spur davon, daß man diese Grabesstätte gekannt oder verehrt habe. In den ersten Zeiten hat man eben mehr nach dem lebendigen Christus und seinen Aposteln gefragt, später mehr nach ihren Gräbern und Gebeinen. Erst unter dem Kaiser Konstantin, nachdem also seit Jesu Tod ein Zeitraum verstrichen war, der fast so groß ist, wie derjenige zwischen uns und der Reformation — und wie vieles war inzwischen mit Palästina vorgegangen! — erst da gab man vor, das Grab Jesu gefunden zu haben. Und so wenig war die Stätte historisch beglaubigt, daß selbst damals schon ein Wunder helfen mußte, um die Echtheit des „heiligen Grabes" zu beweisen. Die pietätsvolle Liebe, die jeder Christ naturgemäß für das Grab des Herrn hat, wird an Ort und Stelle angesichts der unwürdigen Entweihungen der Grabeskirche den Eindruck bekommen, daß die Vorsehung die wirkliche Ruhestätte Jesu dem Wissen der Menschen verborgen habe, damit dieselbe nicht so entheiligt und beschimpft würde, wie dies mit der Grabeskirche der Fall ist.

Hinweg von den Geschmacklosigkeiten des sogenannten heiligen Grabes eilen wir hinaus aus der Stadt, zurück in jenen stillen Garten, in welchen uns die Evangelien führen. Außerhalb der Stadtmauer lag er, der wohlgepflegte Garten des Joseph von Arimathia. Ein eigener Gärtner war, wie

wir aus der Ostergeschichte sehen, mit der Sorge für denselben betraut. Nach den heutigen Gärten Jerusalems zu urteilen, welche allerdings erst nach langer Vernachlässigung wieder erstehen, war der Garten des Joseph zum Teil mit Reben bepflanzt, welche damals im April gleich den Bäumen eben im ersten zarten Grün des Frühlings prangten. Die Gänge waren mit verschiedenen Bäumen eingefaßt. In das Hellgrün der Feigen und Granaten mischte sich das Dunkel der Oliven, während hohe Cypressen und Palmen (s. d. Geschichte des Einzugs Jesu) hoch über alle andern Bäume emporragten. In der Richtung dieser seiner Besitzung kam an jenem Freitag Abend etwa zwischen fünf und sechs Uhr Joseph von Arimathia. Er hatte sich dort ein neues Felsengrab ausmeißeln lassen, in dem noch nie ein Toter gelegen hatte. Dahinein wollte er Jesum zur Ruhe betten. Er hatte eine Leinwand gekauft, erzählt Markus. Noch heute ist es das erste, was man bei einem Todesfall für die Bestattung rüstet, daß man eine Leinwand oder ein weißes Stück Baumwollenzeug kauft, um den Toten damit einzuhüllen. Die Umhüllung vertritt die Stelle unseres Sarges. Zuerst wandte Joseph seine Schritte nach Golgatha. Auch Nikodemus kam, und hinter ihm her wohl ein Diener, der auf einem Esel bei hundert Pfund Myrrhen mitbrachte. Vorsichtig, als fürchteten sie, dem toten Meister noch wehe zu thun, nehmen sie ihn vom Kreuz herab und wickeln ihn in die Leinwand, zwischen welche ein Teil der mitgebrachten Spezereien gelegt wird. Manchmal schauen die Männer nach der Sonne, denn vor Sabbathanfang, d. h. bei Sonnenuntergang um halb sieben Uhr müssen sie noch fertig werden. Nun tragen die beiden traurigen, schweigenden Männer den Toten auf den Armen hinüber nach Josephs Grab. Die wenigen Jüngerinnen, welche noch auf Golgatha standen, bilden das einzige Trauergeleite. Leise schluchzend folgen sie dem geliebten Toten, der noch gestern

Abend um diese Zeit sich mit seinen Jüngern zum Passahmahl niedergesetzt hatte. Der kleine Leichenzug bewegt sich durch die stillen Schattengänge des Gartens. Vor ihnen erhob sich eine senkrechte Felswand, an welcher eine kleine Thüröffnung sichtbar war. Hier war das Grab. Jerusalem, welches im Glanz der Abendsonne vor ihnen lag, war wieder zur Ruhe gekommen, sie feierten ja drinnen Passah. Die Sonne grüßte vom fernen Westen, ehe sie hinter den Bergen verschwand, und ihre letzten Strahlen küßten den geliebtesten Leichnam, bevor sie ihn hineinlegten in die stille Felsenkammer. Nachdem er hineingebettet war, wälzten sie einen großen Stein vor die niedrige Grabthür, wie man zum Schutze gegen wilde Tiere und andere Eindringlinge zu thun pflegte, und gingen.

Nur eine kurze Dämmerung von etwa einer Viertelstunde folgt im April dem Sonnenuntergang. Als auch diese verflossen, wurde alles still. Ernstes Schweigen lagerte über Golgatha, wo drei leere Kreuze in die Nacht hineinragten. Über Jerusalem legte sich die unheimliche Stille des bösen Gewissens. Auch die Jünger, welche dort weilten, fanden nicht Trost noch Frieden. Alle ihre Lebenshoffnung war vernichtet. Furchtsam versteckten sie sich vor den Juden. Anders war es draußen in Josephs Garten. Friedlich rauschten die Cypressen und Palmen über dem Grabe des Herrn.

Nun schläft in Josephs Garten
Im kühlen Felsenhaus
Der treue Held vom harten,
Vom blut'gen Kampfe aus.
Sie legten ihn so müde
Im stillen Bett zur Ruh,
Da deckt ihn Gottes Friede
Mit Engelsflügeln zu.

Der Vollmond, in dessen Schein Jesus gestern Abend nach Gethsemane gewandert, goß seinen milden Osterglanz über Berg und Thal, über Baum und Busch auch in Josephs Garten mit seinem stillen Felsengrab. Und durch die Zweige ging's wie Lispeln und Engelsflüstern von einem großen Geheimnis, von Sieg und Ruhe nach Streit und Kampf. Wer in jener Mondnacht oben auf der Felsmauer, unter welcher Jesu Leib ruhte, gestanden hätte, würde ringsum bedeutsame Berge erblickt haben, welche mit dem nahen Hügel Golgatha in eigentümlichem Zusammenhang standen: vor sich den Moriah mit dem Tempel Jehovahs, in welchem Jesus so oft gelehrt, östlich die deutlichen Umrisse des Ölbergs, wo Jesus gestern Abend gekämpft, im Süden die mondbeschienenen Konturen der Berge von Bethlehem, wo der, welcher drunten ruhte, einst unter dem Jubel der himmlischen Heerscharen im Wonneglanz der Weihnacht seine Erdenlaufbahn angetreten hatte, deren heißer Kampf heute zu Ende gegangen war.

Schluß.

Die Zeit ist abgeschlossen, für deren Verständnis uns das heilige Land mit seinen Sitten und Gebräuchen Aufschlüsse geben kann. Noch einmal erbebte unser Land vor Freude, als Jesus Christus an einem strahlenden Aprilmorgen der Felsengruft entstieg und das Grab des Joseph von Arimathia zu einer Triumphpforte des ewigen Lebens wurde, das von nun an über die ganze Erde strömen sollte. Noch einmal wanderte er mit seinen Jüngern die alten Pfade, hinüber

über den Kidron, an Gethsemane vorüber, über jenen niedrigen Sattel des Oelberges, von dem aus er neulich mit seinen Jüngern die unglückliche Stadt angesehen hatte. Noch einmal wurde das liebliche Bethanien zum Schauplatz einer bedeutsamen Geschichte im Leben des Herrn, seiner Himmelfahrt. Noch einmal wurden Wind und Wolken des heiligen Landes in einen heiligen Dienst gerufen, als sie sich gleich einem himmlischen Wagen zu Jesu Füßen schmiegten und ihn emportrugen in die Heimat der Liebe und des Lichtes. Von da an hörte Palästina auf, Schauplatz der heiligen Geschichte zu sein. Das Reich Gottes, in den einst so gesegneten Boden dieses schönen Landes wie ein Senfkorn eingesenkt, hat sich ausgebreitet und die ganze Welt ist seither Schauplatz jener heiligen Geschichte, welche einst auf Judas Bergen, in Bethlehem und Jerusalem in so unscheinbaren Verhältnissen eingeleitet wurde.

Auch die Hoffnungen für die Zukunft haben die Propheten, wie wir bei manchem der vorstehenden Kapitel hervorhoben, an dieses Land geknüpft. Palästina hat Modell gestanden für das Gemälde der Vollendung des ewigen himmlischen Reiches. Dort wird, so lesen wir, kein Wassermangel mehr sein, wie früher in Palästina, sondern Wasserströme werden sogar durch die Wüste und Einöde rauschen, Akazien, Myrrhen, Oliven, Cypressen, Platanen und Lärchen werden in der einstigen Wildnis stehen. Ein lebendiger Strom wird von Jerusalem hinabfließen ins Tote Meer und sein bittersalziges Wasser heilen. Dort wird kein Fehljahr und keine Teuerung mehr sein, sondern alle Berge werden von süßem Wein triefen, die Hügel mit Milch fließen. Die Bäume werden zwölferlei Früchte tragen, jeden Monat eine andere, so daß das ganze Jahr hindurch das frische Obst nicht ausgeht (Off. 22). Man wird Weinberge pflanzen, und ein jeder wird friedlich wohnen unter seinem Weinstock und Feigenbaum.

Denn Krieg wird nicht mehr sein; die Schwerter werden in Pflugscharen, die Spieße in Sicheln verwandelt werden und ein ewiger Friede wird anbrechen. Und wie das Reich Israel die Hauptstadt Jerusalem hatte, so wird jenes Reich eine Hauptstadt Jerusalem haben, deren Steine in Schmuck gelegt, deren Gründe von Saphiren, deren Fenster aus Kristallen und deren Thore Rubinen sind. Keine Totenklage, kein Leid und Geschrei wird in ihren Mauern erschallen, nur noch Wonnelaute werden in der Stadt und auf den Bergen vernommen werden. Der Berg Zion wird höher sein denn alle Berge der Erde, und von ferne kommen Zions Kinder wieder und sammeln sich in ihre Heimat. Wer sind die, die wie Wolken herfliegen, wie Tauben, die in ihre Nester ziehen? Das sind die Schiffe von Tarsis, sie tragen Zions Söhne und Töchter mit viel Gold und Silber heim. (Jes. 60, 8.) Alle Völker wallen hinauf zum heiligen Berge des Herrn. Sie kommen vom Morgen und vom Abend und liegen zu Tische im Reiche Gottes bei der Hochzeit des Lammes, welche der himmlische Vater gleich einem palästinensischen Vater seinem Sohne bereitet hat. Und wie sie am Laubhüttenfest mit Palmen hereinzogen durchs goldene Thor in den Tempel, und drinnen in den Vorhöfen die Harfen erschollen, so werden die Überwinder einst Palmzweige in den Händen tragen und die Harfen schlagen zum Lobe und zur Ehre Gottes.

Wer möchte in diesen Zukunftsbildern verkennen, daß die Propheten Alten und Neuen Testaments die ganze selige Zukunft mit den Farben Palästinas gemalt haben? Die Propheten waren Israeliten. Diese aber waren mit ihrem Heimatlande so enge verwachsen, wie Leib und Seele. Daher war die Trennung beider der Tod der Nation. Und noch heute, nach zwei Jahrtausenden voll vergeblicher Hoffnung, sehnen sich die Treuen von Israel nach der alten Heimat

zurück mit wehmütiger Sehnsucht, als könnte es ihnen erst dort wieder wohl werden. Nie hat ein Volk sein Land mehr geliebt als Israel. So sehr liebten sie dasselbe, daß sie sich auch die Vollendung des Reiches Gottes nicht anders vorstellen konnten und wollten, als in den Farben der teuern Heimat. Mußten nicht die Propheten also reden? Wie ein Kind im Herzen von Deutschland nur deutsch reden kann, so konnten die Propheten nur diese Sprache führen. Wie sich die Gefangenen Zions an Babels Wassern das schöne verlassene Vaterland in noch glühenderen Farben vor die Augen stellten, als sonst, so sehnten sich die Propheten nach dem Lande vollendeten Friedens und vollkommener Gerechtigkeit und schauten dasselbe in den Gestalten der heimatlichen Berge. Alle Prophetenhoffnung geht auf Palästina, alle ihre Hoffnung paßt auch, buchstäblich genommen, nur auf Palästina. Dies Land war ihnen vom Herrn gegeben zum Eigentum ewiglich, an diesem Bunde Jehovahs hielten sie fest.

Sind nun diese Verheißungen buchstäblich zu verstehen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns erinnern (s. d. Kap. über „Volksmund"), daß es im orientalischen Charakter liegt, jede Lehre in lebendige, konkrete Bilder und Gleichnisse zu kleiden. Nichts wäre den Propheten unnatürlicher gewesen, als ihre Hoffnungen im trockenen Lehrton vorzutragen. Gleichnisse, oft auch Gleichnishandlungen, mußten sie anwenden, um ihrem Volke verständlich zu werden, wie auch Jesus in seinen Lehrreden gethan hat. Gewiß haben die Propheten vieles von dem, was wir in der Anwendung auf uns heute bildlich oder vorbildlich verstehen müssen, damals nicht bildlich gemeint. Ihre Hoffnung richtete sich wirklich nicht auf ein fernes, unbekanntes Land der Seligkeit, sondern ganz klar und bewußt auf ein wiederhergestelltes, in die höchste Vollkommenheit erhobenes Palästina. Oft aber deuten es die Propheten ganz unverkennbar an, daß sie nicht

buchstäblich verstanden sein wollen. Es war gewiß nicht ihre Meinung, daß der Berg Zion am Ende der Tage zu einem Riesengebirge werden würde, höher als der Himalaya, zu welchem die Völker, mit Gold und Silber beladen, hinaufwallen. Eine grobsinnige Auffassung der prophetischen Zukunftsbilder ist, wie uns die neutestamentliche Fortbildung der Prophetie lehrt, unstatthaft. Aber ebenso entschieden abzuweisen ist jene „grob spiritualistische" Auffassung, welche alles ins Geistliche deutet, so daß die Verheißungen schließlich fast nur auf geistreiche Phantasien hinauskommen. Jene Männer haben geredet und geschrieben, getrieben vom Geiste Gottes. Die Idee, die Wahrheit entstammt daher nicht menschlichem Nachdenken, wohl aber die Einkleidung der Wahrheit in menschliche Worte und menschliche Vorstellung.

Die Hoffnung auf Wiederherstellung und Verklärung Israels in Palästina hat eine ähnliche Entwickelung gehabt, wie die Messiashoffnung. Diese bewegt sich bekanntlich in zwei Linien durch's Alte Testament hin. Die eine geht von unten nach oben, die andere von oben nach unten. Schließlich vereinigen sich beide in einem Punkt. Die eine ist die Hoffnung, daß ein Sohn Davids erstehen werde, um Israel zu erretten. Aber dieser Davidssohn wird größer und größer, bis er über die Grenzen einer menschlichen Persönlichkeit weit hinauswächst. Die andere ist die Hoffnung, daß Jehovah selbst erscheinen werde, seinem Volke zu helfen. Aber dieser Jehovah steigt mehr und mehr auf die Erde herab und nimmt Menschengestalt an. Die wahre Erfüllung beider Hoffnungen ist der Gottmensch Jesus Christus. — So knüpft sich die ganze Zukunftshoffnung Israels zunächst an Palästina an. Aber mehr und mehr erheben sich die Bilder der Propheten über die uns bekannte Erde. Wie das Abendrot in Palästina, das eben noch die felsigen Berge mit rosigem Schimmer verklärt hat, dieselben verläßt und sich deutlich

wahrnehmbar in den Himmelsraum emporhebt und nun in den Wolken leuchtet, als wäre dort ein Land und Städte und Dörfer, ganz aus Gold und Purpurlicht und Feuerglanz erbaut, so erheben sich die Weissagungen mehr und mehr über die alten Berge des Landes und zeigen neue verklärte Formen. Noch ungeschieden wogt es durch das Alte Testament, bald sind es die Formen und Gestalten des damaligen Lebens, bald die einer weit überragenden, zukünftigen Herrlichkeit. Zuweilen sehen wir in den Verheißungen nichts, als nur ein Israel in vollkommen glücklichen irdischen Verhältnissen, — aber blitzartig leuchtet oft ein einziges Wort d'rüber und übergießt's wie mit einem Wetterleuchten der Ewigkeit und enthebt alles der Sphäre einer sündigen Erde: „Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde!" (Jes. 65, 17.)

Die Sprache der Propheten ringt mit den vorhandenen Worten und Vorstellungen, um Unaussprechliches darzustellen. Auf dem Grundriß des gegebenen heiligen Landes entwerfen sie das Gemälde desjenigen heiligen Landes, in dem kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird. Ein Ideal, aber kein in der Luft schwebendes, sondern nach ihrer Heimat gestaltetes schwebt ihren Augen vor. Außer in den bekannten Vorstellungen ihres Lebens, ihrer Heimat konnten weder sie sich ausdrücken, noch auch konnten ihre Zuhörer sie anders verstehen. Darum schildern sie die zukünftige Herrlichkeit in der Weise, daß sie in ihrer Weissagung alles Große, Gute, Schöne, Segensreiche ihrer Heimat auf den höchsten Grad der Vollendung erheben. So steigt die Weissagung der Propheten empor, während der Geist der Weissagung zu den Menschen herabsteigt, gleich einem weisen Lehrer, welcher, um seinen Schülern verständlich zu werden, stets von bekannten und verstandenen Begriffen ausgeht.

Die Propheten stehen während der Dämmerung auf einem hohen Berge und schauen nach Osten, wo die Sonne

aufgehen soll. Sie selbst haben gleich ihren Zuhörern die Sonne noch nicht gesehen. Aber sie wissen, daß sie aufgehen wird. Das hat ihnen Gottes Geist geoffenbart. Freilich können sie nur aus und im Vergleich zu den Verhältnissen ihrer Dämmerung sich und ihren Zuhörern den Tag und seine Sonne vorstellig machen. Aber es wird lichter und lichter im Osten, immer deutlicher treten die Umrisse aus dem Helldunkel hervor. Und sie selbst sagen, daß, wenn einmal das Licht die nächtlichen Gegenden überflutet, man „des vorigen Himmels und der vorigen Erde nicht mehr gedenken wird noch zu Herzen nehmen"; so viel herrlicher wird das Neue sein. Darum sagt Sankt Petrus, der uns in die geheime Werkstätte der Propheten hineinblicken läßt: „Die Propheten forschten und suchten nach der zukünftigen Seligkeit, auf welche und welcherlei Zeiten deutete der Geist Christi, der in ihnen war." (1. Pet. 1, 10. 11.)

Wohl sehen die Propheten Nahes und Fernes noch in einem Bilde zusammen, wie einer, der in eine Landschaft hinausschaut, das Nächste und Fernste mit einem Blick zusammenfaßt und von dem Nächsten wie von dem Fernsten redet als von der einen Landschaft, die vor ihm liegt, so daß z. B. Jesaia 65, 17. 20 in einem Atem von einem neuen Himmel und einer neuen Erde und doch zugleich noch von Sündern redet, welche dort leben werden. Wohl ist es noch ein Jerusalem, auf welches sie hoffen, bei den Propheten vielfach noch ein Jerusalem, das drunten ist, bei Sankt Paulus ein Jerusalem, das droben ist. Aber in der Offenbarung Johannis treffen die beiden Linien zusammen; ein neues Jerusalem vom Himmel fährt herab auf die verklärte Erde. Dort ist ewiger Tag, Gott selbst ist der Tempel und die Leuchte ist Jesus Christus. Da merken wir klar, daß die Dinge schon einer höheren Ordnung angehören, welche wir mit unsern Sinnen noch nicht fassen können.

Wem gelten aber diese Verheißungen? Zunächst gelten sie ganz bestimmt dem Volke Israel. Viele derselben sind so individuell, daß jede Auslegung die Beziehung auf Israel und Palästina wird stehen lassen müssen. Aber sie gelten ebenso gewiß auch nicht nur Israel. Das neue Testament verschafft uns hierüber vollkommene Klarheit. Einer der begnadigtesten Söhne Israels sagt: „Hier ist kein Jude und Grieche mehr, ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu" (Gal. 3, 28). Nicht die sind Israeliten, die es dem äußeren Stammbaum nach sind, sondern die es inwendig sind, weil sie in den Fußstapfen des Glaubens Abrahams wandeln. (Röm. 2, 28 f., 4, 11 f.) So gelten natürlich auch die Verheißungen nicht mehr nur den Juden, sondern allen, die den Glauben Abrahams haben (Röm. 4, 16). Hier haben wir den wahren neutestamentlichen Schlüssel zum Verständnis der prophetischen Verheißung. Damit ist aber die individuelle, besondere Beziehung auf Israel keineswegs aufgehoben, sondern sie bleibt als das erste stehen und deutet erst in zweiter Linie auf eine allgemeinere Bedeutung und Geltung. In den Propheten sehen wir oft, daß die Schilderung des Gerichtes, etwa über Edom, unversehens zum Weltgericht über alle Feinde Gottes wird. Die Worte gelten dann freilich Edom, aber eben so gut jedem Volke, das den Charakter Edoms hat. Aus dem großen Weltkreis wird zur speziellen Schilderung aus einem besonderen geschichtlichen Anlaß Edom wie ein Segment des Kreises herausgehoben. So ist auch aus dem großen Weltkreis der wiederhergestellten, umgewandelten, verklärten Erde Palästina wie ein Segment des Kreises herausgehoben. Was ihm im besonderen und mit besonderen Einzelheiten gilt, das gilt im allgemeinen auch anderen Ländern und Völkern. Gewiß wird es einmal, wenn wir irgend die Propheten richtig verstehen, ein verklärtes Palästina geben, und der Zusammenhang zwischen ihm und dem heiligen Lande mag ebenso

geheimnisvoll sein, wie zwischen dem jetzigen Leibe eines Christen und seinem Auferstehungsleibe. Denn wie Gott von Anfang an den Menschen auf die Erde setzte, so verheißt er ihm für die Zeit seiner Vollendung eine verklärte Erde. Aber dann wird es in demselben für uns noch nicht vorstellbaren Sinne auch ein verklärtes Deutschland und ein verklärtes Frankreich u. s. w. geben. Wenn schon jetzt jedes Volk, ob auch noch so unvollkommen, einen besonderen Gedanken Gottes darstellt, so wird dieser doch gewiß in der Zeit der Vollendung nicht untergehen, sondern vielmehr zur vollen Entfaltung kommen. Die Schattenseiten werden fallen, die Lichtseiten der Unterschiede werden im herrlichsten Lichte strahlen, und eben darin wird die mannigfaltige Weisheit Gottes ihre Triumphe feiern.

Den Propheten liegt alles daran, zu zeigen, daß die geweissagten Dinge thatsächlich real sind. Ihre Weissagungen haben Fleisch und Blut und fordern uns aufs entschiedenste auf, sie nicht als Gedankengespinste oder Träumereien oder bewundernswerte Dichtungen anzusehen, sondern als Thatsachen, welche auf uns warten. Denn nur so kann die Weissagung uns eine wirkliche Hoffnung ins Herz pflanzen. Gewiß werden wir uns vor einer grob materialistischen und chiliastischen Auffassung zu hüten haben. Aber ebenso gewiß ruft uns die Prophetie auf jedem Blatte zu: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes!“ Die Vollendung der Weltgeschichte liegt ihr nicht in einem nebelgrauen Lande von Geistern oder gar „Engeln“, in welche nach einem volkstümlichen Ausdruck die Verstorbenen versammelt werden sollen, in einem Lande also, von welchem wir uns ebenso wenig Gedanken wie Vorstellungen machen können, sondern die Schrift weist uns an, uns vorläufig an dasjenige zu halten, das wir kennen und verstehen. Und sicher können wir die Hauptsache verstehen, daß die ganze Welt von einem überwältigenden Licht der Reinheit, Heiligkeit und Vollkommenheit verklärt

sein wird, und können dies auf die uns bekannte Welt anwenden. Von jenem farblosen „in den Himmel kommen", wie der fromme Sprachgebrauch lautet, weiß die Schrift nichts. Sie will uns vielmehr gerade durch jene konkreten Weissagungen ermuntern, von den wirklichen Verhältnissen der heutigen Erde mit den Flügeln der Ahnung und der gewissen Hoffnung, sei es auch von unsern heimatlichen Bergen aus, wie es die Propheten von den ihrigen aus thaten, das Herz vorauszusenden in eine wirkliche, lebendige Welt der Verklärung und Vollkommenheit, in welcher alle menschenwürdigen Bestrebungen und Arbeiten, jede Kunst und Wissenschaft, jeder Gedanke Gottes, der in unseren irdischen Verhältnissen ausgedrückt ist, in einer nicht gänzlich anderen, aber gänzlich verklärten Gestalt zur Wahrheit wird, während Gott alles in allem ist, der „Tempel", in welchem alle leben, angestrahlt von der „Leuchte", welche ist Jesus Christus.

Darum bewundern wir auch hier wieder die Weisheit, welche uns auf dem Hintergrunde eines wirklichen, konkreten Landes, wie Palästina es ist, das Gemälde der vollendeten Erde entworfen hat. So ist denn das „heilige Land" typisch, vorbildlich geworden für die ganze Christenheit und die ganze Erde. Es ist uns zum Bilde geworden der ewigen Heimat, jener verklärten Erde, auf welcher Gott eine Hütte unter den Menschen haben wird. Seine Hauptstadt Jerusalem hat der schönen Gottesstadt den Namen gegeben, welche zwölf Perlenthore und goldene Gassen hat. Von diesem Lande stammen die Bilder und Farben, in welche jene Hoffnungen gekleidet sind, welche uns alle angehen und unsere Seele oft erquicken. Darum war es mit ein Zweck dieses Buches, hineinzuführen in die äußere Werkstätte, in welcher die Propheten diese Hoffnungen lebendig gestaltet haben nach den Verhältnissen und Sitten des heiligen Landes.

Wenn aber einmal die Erfüllung kommt, dann werden

wir ohne Zweifel finden, daß auch die Propheten nur gestammelt haben von unaussprechlichen Dingen. Wir werden finden, daß Sankt Paulus mit Recht unter alle jene Schilderungen die Unterschrift gesetzt hat: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.“ (1. Kor. 2, 9.) Alsdann wird auch der Propheten Gedanken und alles menschliche Weissagen, welches doch immer nur Stückwerk bleibt (1. Kor. 13, 9), das majestätische Wort (Jes. 55, 8. 9) überstrahlen: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. Sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Gedanken höher, als eure Gedanken, und meine Wege höher, als die Wege und Flüge selbst des mächtigsten Prophetengeistes.

Droben auf dem Nebo steht Mose, der große greise Prophet Israels. Hinter ihm liegt die Wüste mit ihrer langen, mühseligen Wallfahrt. Er selbst steht noch auf den Höhen der Moabiter. Auf dem einsamen höchsten Gipfel steht er, der Wind weht durch die weißen flatternden Haare und um die edle gefurchte Stirn. Sein Auge aber erhebt er und schaut und schaut hinüber ins ferne gelobte Land. Drunten fließt der Jordan wie eine silberne Ader durchs Thal, drüben sind die geliebten Berge Palästinas, seines Lebens Schmerz und Sehnsucht, seiner Väter Heimat. Noch kann er sie nicht genau sehen, noch kann er nur die größten Umrisse des teuern Landes erkennen. Aber seine Gedanken malen sich die geliebten Berge und Thäler in den schönsten Farben. Und wie er hinausblickt voll Sehnsucht und Verlangen, da nimmt ihn der Herr selbst an der Hand und führt ihn in ein heiliges Land. Plötzlich ist alles anders geworden als beim Blick vom Nebo. Der Erde entrückt schaut er in ein Land, in welchem alles Ahnen und Weissagen und Hoffen weit, weit übertroffen ist, mehr als Menschenmund je zu sagen vermöchte.

So stehen auch wir auf den Bergen der Prophetie. Sie sind die höchsten Gipfel der Ahnung und Hoffnung. Der Herr selbst hat uns hinaufgeführt und läßt uns hinübersehen ins ersehnte gelobte Land. Die Hoffnung hebt sich, die Flügel der Seele regen sich, als wollte sie nach Hause ziehen. Und doch erreichen unsere kühnsten Ahnungen nicht jene ewige, über alle Maßen großartige Herrlichkeit. Wenn der Herr einst die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir doch sein wie die Träumenden. Dann werden wir das Heimatland sehen, von welchem die Propheten in unvollkommenen, dem alten Palästina entnommenen Bildern geredet haben. Dorthin zieht uns schon jetzt das Heimweh unserer Seele, dorthin führen alle Fäden und Wege der Weissagung, dorthin eilen die Ströme der Jahrhunderte und Jahrtausende, dorthin soll auch, will's Gott, dein und mein Leben einmünden, vielfreundlicher Leser:

Kennst du das Land?

Zweiter Teil.

Nach dem Jordan und dem Toten Meere.

Auf nach Jericho!

Es war am 7. März 1887. Graue Wolken zogen in eiligem Fluge durch die Stadt Jerusalem, ab und zu einen heftigen Regenschauer herabsendend. Der trübe, mürrische Tag sah nicht darnach aus, als sollte er zu Vergnügungsreisen einladen. Und doch stand vor dem Konsulate des Deutschen Reiches schon längst eine Gruppe gesattelter Pferde, daneben Lasttiere und Treiber, des Aufbruches wartend. Die Bewohner des Hauses, zu denen auch ich mich als Reisegefährte gesellt hatte, waren in sichtlicher Unruhe und Hast, bald dahin, bald dorthin gehend, den grauen Himmel beobachtend und ein blaues Fleckchen in dem trüben Wolkenflor suchend, ungewiß, ob sich der Himmel noch aufklären würde, oder ob die längst geplante Reise nach Jericho ins Wasser fallen müsse. Bald entschloß man sich aufzubrechen, bald die Reise aufzugeben. Endlich, als der stattliche Beduinenhäuptling,

der uns als Sicherheitswache durch die Wüste führen sollte, verbürgte, daß hinter Bethanien aller Regen, wie immer, aufhören würde, wurden wenigstens die Lasttiere mit dem Gepäck vorausgeschickt. Namentlich die Frauen, die im Hause völlig reise- und reitfertig standen, waren in großer Ungewißheit, ob sie die Reise wagen sollten. Alle Versicherungen, daß der Regen jenes tiefste Thal der Erde, welches den Jordan und das Tote Meer einschließt, um diese Zeit fast niemals berühre, alle Berufungen auf die gewichtige Autorität des Beduinenschechs wurden zwar willig und freundlich angehört, aber auf den ungläubigen Gesichtern stand es deutlich genug zu lesen, daß die trüben eilenden Wolken, welche durch jedes Fenster herein Sturm und Regen prophezeiten, eine überzeugendere Sprache führten. Da schallte mit Klavierbegleitung silberglockenhell das bekannte Schubertsche Lied durch die geräumige Halle des Konsulats:

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern! Das Wandern!

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich im Frieden weiterziehn
Und wandern, und wandern!

Die Stimme schwebte voll und melodisch, den ganzen Saal ausfüllend, durch die hohen Räume, und offenbar kehrte auch in die zweifelnden Gemüter trotz Sturm und Wolken etwas ein von jenem Zauber der Wanderlust, die uns hinauszieht aus den engen Häusern in Gottes weite, weite Welt, zumal da uns die Aussicht auf die goldenen Auen des

ewig sommerlichen Jordanthales winkte. Und als ob der graue Himmel den Tönen gelauscht und unsere Hoffnung nicht allzusehr hätte täuschen wollen, — als wir wieder auf den Balkon hinaustraten, da hatte er seinen grauen Sturmrock ausgezogen und sein halbes Angesicht lachte in hellem Blau, von weißen, segelnden Wolken duftig umsäumt.

Da wurde endlich aufgebrochen. Rasch saß alles im Sattel und der ganze Troß trabte lustig von dannen durch die Häuser der Vorstadt Jerusalems. Voraus der ganzen Kavalkade ritt der mohrische Kawaß des deutschen Konsuls in silbergestickter Uniform, dann kam der hochgewachsene Beduinenhäuptling; ihnen folgte die Gesellschaft, welche aus drei Frauen und vier Herren nebst einigen Dienern und Pferdeknechten bestand. Wir ritten rasch am Damaskusthor vorüber, den steilen Weg hinab nach Gethsemane, dann wieder hinauf nach Bethphage und Bethania. Zwar fing es unterwegs wieder an zu regnen, aber wie der Beduine vorausgesagt hatte, hörte der Regen auf, sobald wir hinter Bethanien zum Apostelbrunnen hinabstiegen. Freilich, wenn wir uns auf unserem Wege, der durch baumlose Thäler und weiße Mergelhügel führte, nach dem Oelberg zurückwendeten, dessen hoher, weißer Turm noch lange sichtbar blieb, sahen wir drohendes Regengewölk über Jerusalem schweben. Wir aber merkten bald, daß wir in ein milderes Klima hinabzogen. Der etwas bedeckte Himmel brachte uns nur den Vorteil, daß wir vor allzugroßer Hitze bewahrt blieben.

Der März ist im Morgenlande dasselbe, was im fernen Abendlande der Mai. Da keimen und sprießen die Blumen auf allen Wegen. Selbst unser Weg durch die Wüste, in welcher schon im Mai alle Vegetation verdorrt, war auf beiden Seiten durch eine mannigfaltige, anziehende Flora geschmückt, wie mit einem Frühlingsgeschmeide. Viele Blumen in allen Farben streckten ihre Köpfchen aus der Erde, und die sonst

so dürren Hügel der Wüste leuchteten in grünem Schimmer. Die Wüstenhügel sahen von weitem wie die hohen Wellen eines aufgeregten Meeres aus. Der Weg ist von Menschen ganz verlassen. Nur selten begegnen wir einem oder mehreren Beduinen. Und doch ist's eine merkwürdige Straße, die wir ziehen. Wie viele tausende zu den Festen pilgernde Israeliten sind einst hier gegangen. Auf diesem Wege flüchtete einst David vor Absalom. Auf diesem Wege sehen wie fast ein halbes Jahrtausend später einen nächtlichen Zug ängstlich dahineilen: Zedekia ist's, der letzte König Israels, auf nächtlicher Flucht vor dem stolzen babylonischen Sieger, dem er in Jericho doch noch in die Hände fiel. Auf diesen Weg führt uns auch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Ähnliche Geschichten können hier noch heute vorkommen. Hier ist das Gebiet der raublustigen Beduinen. Je näher dem südlichen Teile des Toten Meeres, desto verwegener sind ihre Raubzüge. Dort eilen oft mehrere hundert dieser gefährlichen Gesellen auf ihren Kamelen daher, plündern Karawanen und Stämme aus. Sie sind gute Schützen. Wie sich David in dieser Wüste mit der Schleuder übte, so üben sie sich, indem sie nach entfernten, schwer zu treffenden Felsklippen schießen. Mancher von ihnen kann einen Vogel im Fluge entzwei schießen. In dieser Wüste, wenn gleich mehr im Süden, irrte einst David umher, als er vor König Saul flüchtete. Hier reiht sich Berg an Berg, Hügel an Hügel, und die Thäler sind oft so eng und schluchtenartig zwischen steil ansteigende glatte Berge hineingezwängt, daß ein Entrinnen unmöglich erscheint, wenn jemand hier von seinem überlegenen Feinde überrascht wird, wie dies nach 1. Sam. 23, 26 dem David geschah. Nur mit großer Sorge und Behutsamkeit darf und durfte sich daher ein Flüchtling einem solchen Thale anvertrauen, vollends wenn bei Nacht das Thal in Dunkel gehüllt war und aus jeder Seitenschlucht oder aus jeder Biegung des Thales plötzlich ein

Trotz bisher unsichtbarer, auflauernder Feinde hervorstürzen konnte. An solche Erlebnisse und bange Stunden seiner Flucht und Irrfahrt in der Wüste mag David denken, wenn er in fröhlichem Vertrauen ausruft: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir!“ (Psalm 23, 4.)

Jenen geplünderten Mann im Gleichnis können wir uns hier recht gut vorstellen. Einsam wandert er seine Straße, wie wir heute einige einzelne Wanderer getroffen. Oft ist der Weg von niedrigen Mergelhügeln gleich einem Hohlweg eingeschlossen. Wie er etwa aus einem Hohlweg herauskommt, stürzen plötzlich ein paar Beduinen auf ihn zu, plündern ihn aus und lassen ihn mißhandelt, halbtot liegen. Das ist ein hartes und einsames Lager für einen Todkranken auf diesen Steinen. Jeden Ton, jeden Schrei eines Vogels hört er in der stillen, öden Wüste. Da horch! Pferdegetrappel naht. Deutlich hört er es durch den Hohlweg näher und näher kommen. Es ist ein Priester. Da zieht ein Schimmer von Freude und Hoffnung über sein Gesicht, denn er wird ihm gewiß helfen. Aber da ihn dieser sahe, ging er vorüber. Stunden vergingen vielleicht, voll Qual und Erwartung, da hört er wieder Schritte. Sie kommen immer näher, er sieht endlich den Kommenden, es ist ein Levit. Wieder hofft der Unglückliche, daß der Diener am Heiligtum ihm helfen werde. Aber er sah ihn und ging vorüber. Der Mann giebt fast alle Hoffnung auf. Jetzt ertönt wieder Hufschlag aus dem Hohlweg. Ein Reitersmann kommt näher und näher. Aber enttäuscht wendet der Arme seine Augen ab. Es war nur ein Samariter. Aber als ihn dieser sah, jammerte ihn sein. Er lenkte sein Pferd herüber, stieg ab, verband ihm seine Wunden und goß Öl und Wein darauf. Dann setzte er den armen Fremden auf sein Pferd, das er mit einer Hand am Zügel führte, während er den Kranken mit der andern stützte.

So führte er ihn noch einige Stunden den steilen Weg hinab nach Jericho, wo er ihn wie einen Bruder pflegte. Möglich, daß Jesus diese Geschichte, die er so lebenswahr zu schildern weiß, selbst miterlebt hat oder wohl auch selbst jener barmherzige Samariter war. Denn vor Antritt seines öffentlichen Amtes mag er diesen Weg auf seinen jährlichen Festreisen oft allein, einsam zurückgelegt haben, wenn er hinaufzog in das, das seines Vaters war. (Luk. 10, 30 ff.)

An diese Geschichte will der Chan Hadrur erinnern, in welchem wir nach etwa vierstündigem Ritt Halt machten und frühstückten. Nach einer weiteren Stunde führte uns der Weg hoch oben am Bergrande an dem Wadi Kilt vorüber, jener wilden Felsenschlucht, an deren rauschendem Bache sich Elia verborgen haben soll. Bei einer Biegung des felsigen Pfades erblickten wir plötzlich die weit ausgedehnte grüne Jerichoebene vor uns. Dieser Blick ist einer der schönsten und prächtigsten im ganzen Lande. Ein Ruf der Überraschung ertönt durch die ganze Karawane, und immer wieder, während wir hinabreiten, müssen wir das Auge auf das herrliche Bild richten. Da liegt sie vor uns in der Tiefe, die altbekannte Ebene von Jericho, wie ein Garten Gottes schimmernd. Ein dunkler Streif dort in der Ferne bezeichnet den Jordan mit seinen waldigen Ufern. Aus der Mitte der Ebene tritt namentlich der weiße Aquädukt mit seinen hohen Bogen nebst den wenigen Steinhäusern Jerichos hervor, während drüben die Moabiterberge in entzückenden Farben leuchten. Bald aber wurde unser Weg so steinig und steil, daß wir mehr auf Felsblöcke und Abhänge achten mußten, über die unsere Pferde zu klettern hatten, als auf die Schönheit der Landschaft.

Drunten im Thale angekommen, kamen wir an den Bach des Wadi Kilt, der sich hier mit dem Ain es Sultan, der Elisaquelle, vereinigt. Der Bach war noch stark angeschwollen. In Ermanglung einer Brücke mußte derselbe durch-

watet werden. Das Wasser ging den Pferden stellenweise bis an die Brust. Aber der gefürchtete Übergang ging ganz leicht von statten. Beim Anblick der grünen, weiten Auen der Ebene, die wir gegen fünf Uhr erreichten, verflog alle Müdigkeit. In eiligem Trab oder Galopp ritt die ganze Gesellschaft in stattlichem Zuge bis zum russischen Pilgerhospiz, in welchem Quartier für uns bestellt war. Das ist ein schönes Haus mit hohen, geräumigen Zimmern und Hallen, in welchen gut wohnen ist. Aber an Ausruhen dachte niemand. Die farbenschimmernde, vom letzten Abendsonnenstrahl beleuchtete Ebene, die munteren Bäche, welche dieselbe durchflossen, die hohen Sykomoren, die blühenden Citronenbäume, zwischen deren weißen duftigen Blüten goldgelbe Früchte schimmerten, die grünenden, im Abendwinde rauschenden Palmen und Bananen des Gartens schienen es allen angethan zu haben. Kaum hatten wir unsere hübschen Zimmer bezogen und unser Gepäck dort untergebracht, so gingen wir alle wieder hinaus, den milden Abend zu genießen. Unter einem großen, mit tausenden von Citronen beladenen Baume wurden die schönsten Plätzchen entdeckt, und bis zum Abendbrot ergingen wir uns in den Promenadenwegen des schönen Hospizgartens.

Als die Sonne längst untergegangen war, stiegen wir noch hinauf auf das ebene Dach. Gebirge, Ebene und Meer waren wie eingeschlafen und schienen zu träumen im Zauberlichte des Mondes, welcher die Welt leise beleuchtete und auf den deutlich sichtbaren weißen Fluten des Toten Meeres geheimnisvoll blitzte, als läge auch dort eine versunkene Welt von Menschenpracht und Menschenherrlichkeit begraben.

In der Oase von Jericho.

Wer vermöchte sich der Wonne und dem Zauber eines sonnigen, klaren Morgens zu entziehen, den er unter freiem Himmel zubringt, wenn rings die Welt erwacht vom nächt-

lichen Schlummer und zu atmen beginnt mit dem Morgenwinde und das neue Licht begrüßt, zumal in der goldenen Frühlingszeit? Wenn alles grünt und blüht und klingt, wenn die erwachende Erde sich mit den ersten goldenen Sonnenstrahlen schmückt wie mit einem leuchtenden Brautgeschmeide, und der Tau in Gräsern und Blütenkelchen blitzt wie ein Meer von Diamanten, wenn in allen Zweigen die Vöglein ihre Lieder ohne Worte schmettern und jubilieren, dann fühlt auch das Menschenherz sich jung, wenn es noch nicht stumpf geworden ist gegen Freud und Leid, und fühlt sich gerne mit all' den Kindern der wonneatmenden Schöpfung als ein Kind der Natur und sucht dem Rauschen und Flüstern in Blatt und Baum, in Bach und Luft zu lauschen und sich den geheimen Sinn, den der Schöpfer hineingelegt, ahnungsvoll zu deuten. Und strahlender ist wohl selten ein Tag über der Jerichoebene und dem Toten Meere aufgegangen, als an diesem 8. März. Drüben hinter den dunkelblauen Bergen war die Sonne emporgestiegen in königlicher Pracht. Die ganze umliegende Landschaft, einst bis zum See Genezareth tiefer Meeresgrund, leuchtete und duftete in süßen Wohlgerüchen. Kein Wunder, daß man die Stadt, die hier gestanden, Jericho und heute Rihha nannte, welche beiden Namen „die Aromatische" bedeuten. Drüben lag in ruhigem, metallenem Glanz wie mattpoliertes Silber das Tote Meer. Weit um dasselbe lagerte sich ein blauer Kranz von Bergen, über welche die aufgehende Sonne wie ein goldenes Diadem sich legte. Insbesondere die Berge Moab im Osten und die Berge Juda im Westen waren in schöne, duftige Farben gehüllt. Drunten im Süden sandte das Gebirge Juda ein Vorgebirge nach dem andern in den tiefblauen Salzsee hinein, bis das letzte sich am fernen Südhorizont im Nebel verlor. Daß hier einst eine reiche, mit allen Mitteln der Kunst geschmückte Welt gestanden und zu Grabe gegangen, daß hier durch eine furchtbare Katastrophe vor Jahr-

tausenden blühende Städte zu Grunde gegangen, wer hätte es ahnen können beim Anblick dieses lichten Gemäldes der jugendlichen Erde! Hob doch jedes Gräschen und jedes Hälmchen sein Haupt so froh empor, als wären's vieltausend freudige Hoffnungen, die mit den zahllosen Blättern und Blumen aus der Erde hervorsproßten, jede einer süßen Erfüllung gewiß, als würde niemals ein heißer Sonnenstrahl die ganze Blumenpracht und Farbenfülle mit tötlicher Glut hinwegbrennen.

Ähnliche Gedanken mochten durch aller Seele ziehen, als wir uns am Morgen auf dem Dache des Hospizes trafen. Die Gesellschaft teilte sich, um durch die herrliche Oase zu streifen. Denn für den Vormittag war kein gemeinsamer Ausflug geplant. Wir wanderten hinein in den jungen Morgen. Dort auf der Wiese standen unsere Pferde ohne Sattel und Zaum und grasten. Der rauschende Bach, den wir gestern überschritten, war heute morgen besonders schön und anziehend. Wir gingen an seinen Ufern entlang. Endlich stiegen wir von der hohen Böschung hinab in das breite Flußbett, welches der Bach nur in der stärksten Regenzeit, als tosender Bergstrom aus Judas Bergschluchten hervorbrechend, auszufüllen vermag. Die Ufer waren mit üppigstem Grün und Gras, Bäumen und hohem Schilf eingefaßt. Unter einem großen, breitstämmigen Sidrbaum, dessen Stämme und dornige Zweige in einander verschlungen die in der Sonne funkelnden, heimlich rauschenden Wasser überschatteten, nahmen wir endlich Platz, nachdem ich das hemmende Dornendickicht mit Hilfe des Messers beseitigt hatte. Einige saßen im Dickicht des Baumes ganz am Rande des Wassers, während ich auf einem krummen Querstamm stand, an die Äste des Baumes gelehnt. Es war ein unbeschreiblicher Zauber über die schweigende Morgenlandschaft ausgegossen. Die ganze Natur war still, als feierte sie Sonntagmorgen. Nichts hörte das lauschende Ohr, als zu Füßen das Plätschern und Murmeln des Baches,

als wollte er uns geheimnisvolle Kunde zuflüstern aus längst vergangenen Tagen, und über uns in den Bäumen die Lieder gefiederter Sänger, welche im unermeßlichen Blau und in den hellgrünen Zweigen verhallten. Ein weicher, leiser Windhauch zog durch die Äste des Baumes und streifte die flüsternden Wellen. Hier ließ sich gut träumen von alten, längst gleich den Wellen des Baches dahingeflossenen Zeiten. Dort drüben zu Füßen des düsteren Quarantanaberges stand einst das alte Jericho. Es war eine prächtige Stadt, nicht nur in den Tagen, da Josua sie trotz ihrer hohen Mauern und Türme einnahm, sondern auch zu Christi Zeiten. Das heutige Jericho, ein Beduinenlager, dessen Wohnungen, aus Reisig, Schilf, Lehm und Erde errichtet, einen jämmerlichen Eindruck machen, steht weiter östlich. Aber treten wir ein im Geist in die alte, weithin von Palmenwäldern umrauschte glänzende Stadt! Eine und eine halbe Stunde brauchte man, um sie zu umgehen. An Priestern allein lebten zwölftausend daselbst. Und wie angenehm lebte sich's in dieser Stadt! Alles was eine Landschaft schön macht, hatte man in der Nähe: eine weite, herrliche Ebene, vier Stunden lang, eine Stunde breit, ein Meer in wunderschöner Lage, einen großen waldumsäumten Strom, Gebirge von zwei Seiten. Die Ebene war vorzüglich bewässert. Ein glänzender Garten reihte sich an den andern, und berauschender Duft strömte im Frühling von hier hinüber in die Häuser und Straßen von Jericho. Wenn man heute die Ebene ansieht, der bei aller natürlichen Schönheit und Fruchtbarkeit die fleißige menschliche Hand fehlt, und welche daher unfruchtbar da liegt, möchte man die alten Berichte von der Fruchtbarkeit Jerichos fast nur für ein schönes Märchen halten. Denn in diesen blühenden Gärten wuchsen, ganz abgesehen von den großen Palmenwäldern Orangen, Citronen, Bananen nebst allen Früchten des heiligen Landes und allen im Altertum bekannten Südfrüchten, wie man auch heute bei

richtiger Bewässerung durch den Jordan ohne Zweifel alle Früchte der heißesten Zonen in diesem tiefsten aller Thäler der Welt kultivieren könnte. Herrliche Ricinusbäume, breite schattige Sykomoren, auf deren eine der kleine Zachäus stieg, um den vorüberziehenden Heiland zu sehen, Oliven und Feigen, sowie die schönsten Rosen Palästinas (Sir. 24, 18) wuchsen hier in üppiger Fülle, und vor allem entzückten das Auge die weltberühmten Balsampflanzungen von Jericho. Nicht umsonst nennt Josephus diese Gegend „das göttliche Land", mit dessen Pracht und Fruchtbarkeit nach seiner Überzeugung kein Land der Erde verglichen werden kann. Und in diesem Walde von duftigen Gärten stand nun die marmorschimmernde Stadt, welche, namentlich seit Herodes dem Großen, mit allem Luxus einer reichen Stadt, prächtigen Palästen, Amphitheatern, Rennbahnen versehen, an äußerem Glanze im ganzen Lande nur noch von Jerusalem überflügelt wurde. Ein großer Handelsverkehr pulsierte durch die Stadt, in welcher sich die Hauptverkehrsadern Palästinas vereinigten. Die Karawanenstraßen von Jerusalem nach Damaskus und Syrien, zwischen Arabien und Phönicien, gingen durch Jericho. Eine Schar von Zöllnern mit einem Oberzöllner an der Spitze (Luk. 19, 2) war dort stationiert, um den Handelsverkehr zu kontrolieren und zu besteuern. Große Karawanen mit Kamelen, Maultieren Pferden, Eseln kamen zu Jesu Zeiten Tag für Tag von verschiedenen Richtungen bis aus dem tiefen Süden Arabiens durch die Stadt. Ihr Weg führte viele auch hinauf an den See Genezareth, wo sie an jenem anderen Kreuzungspunkt der Karawanen Gelegenheit hatten, Jesum kennen zu lernen und die Nachrichten von ihm bis in die entferntesten Gegenden zu tragen. Wegen dieses bewegten Fremdenverkehrs saßen in Jericho eine Menge von Elenden und Armen, Krüppeln und Blinden, auch wohl aus anderen Orten, an den Straßen, um zu betteln. Nur von zweien lesen wir, daß sie Vertrauen und

Glauben hatten, um Jesu Hilfe zu erbitten, obschon dieser öfters durch Jericho reiste. Dies geschah fast dreißig Jahre, nachdem Herodes, jener unheimliche Mensch, der Jericho so herrlich geschmückt hatte, sein schuldbeladenes Leben hier ausgehaucht hatte. Da zog auch Jesus, den nicht die prächtigen Amphitheater und Paläste fesselten, sondern die Armen, Elenden und Sünder, zum letztenmal durch die Straßen dieser Stadt hinauf nach Jerusalem.

Heute sind die lauten Stimmen jenes frohbewegten Lebens verstummt. Jericho ist vom Erdboden weggefegt, und seine Stätte kennet man nicht mehr genau. Die prächtige stolze Lilie im Wundergarten ist wieder eine arme einfache Haideblume geworden. Aber wer weiß, ob Jericho nicht noch eine Zukunft hat? Es bedarf nur menschlichen Fleißes, um die Schätze zu heben, die in diesem Boden verborgen liegen. Auf den wenigen angebauten Feldern im Westen des heutigen Jericho stand der Weizen und Hafer mannshoch, und man mochte dort wohl an jenes Wort aus früheren Tagen unseres Landes erinnert werden: „Etliches trug hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig.“ (Matth. 13, 8.) Und selbst die so üppig wuchernden, wildwachsenden Pflanzen beweisen, wie willig der Boden hier ist, reiche Früchte zu tragen. Freilich als dauernder Wohnort würde sich Jericho für wenige eignen. Im Sommer herrscht dort eine ungeheure Hitze, welche jedem Europäer tötliche Fieber bringt, wenn er sich längere Zeit dort aufhält. Aber als Winteraufenthalt möchte Jericho auch heute noch seinesgleichen auf Erden suchen. Die kalten Winde und die stürmischen Regengüsse fahren den Bewohnern Jerichos meist hoch über den Häuptern weg von einem Gebirge zum andern. Der dortige Winter gleicht einem sonnigen Frühling mit angenehmster Temperatur. Nach ärztlichem Urteil würde Jericho, wo neuerdings auch ein europäisches Hotel eröffnet ist, für Brustkranke ein weit geeigneterer Auf-

enthalt sein als das vielgerühmte Kairo. Würden aber erst einmal die alten Wasseranlagen erneuert und die alten Palmenwälder wieder erstehen, die man in neuerer Zeit vereinzelt mit bestem Erfolge pflanzt, so könnte ein schönerer Winteraufenthalt für Gesunde und Kranke kaum gedacht werden.

Der Quarantanaberg.

Am Nachmittag wurden die Pferde wieder bestiegen. Das Ziel unseres Rittes war der Berg Quarantana mit seiner hoch in die himmelragenden Felsen eingenisteten Einsiedelei. Der Name Quarantana, im Munde der Araber in Karantel oder Kuruntul verstümmelt, bedeutet den Berg der vierzig, weil hier einst Jesus vierzig Tage und Nächte gefastet haben und in der Wüste versucht worden sein soll. (Matth. 4, 1—11.) Unser Weg führte durch herrliche grüne Auen und duftige Gärten. Droben in der Ferne sah man von weitem schon die Einsiedelei der griechisch-katholischen Mönche wie einen Adlerhorst aus der Felswand herausschweben. Rasch durchritten wir die Ebene. Am Fuße des Berges angekommen, der mit mächtigem Rücken aus der Wüste Juda fast düster und finster aussehend hervorspringt, stiegen unsere Pferde auf felsigem, schwindligem Pfade langsam in die Höhe. Wie eine stolze Feste der Urwelt, auf ungeheuern Fundamenten ruhend, vom Thal bis zum fernen Gipfel aus massivem Fels gebaut, so türmte sich der Quarantanaberg vor uns auf. Eine schaurige, jähe Kluft gähnte vor demselben in die Tiefe. Wir konnten es begreifen, warum die Sage gerade in dieser schaurigen Wildnis den Ort der Versuchung Christi sucht. Mit lautem Zurufe grüßten wir hinauf nach der Einsiedelei. Und richtig auch die Mönche hatten schon die Wanderer in der Tiefe bemerkt. Sofort erscholl von hohem Felsen das Klosterglöcklein mit einladenden Tönen zu uns herab in die einsame, schweigende Wildnis. Auf den Schlangenwindungen

des Bergpfades klomm der Reiterzug in der Mittagshitze den Berg hinan. Wer sich im Nachtrab befand, konnte von unten den ganzen farbigen Troß an den Biegungen des Weges überblicken. Die letzte Strecke des Weges, aus steinernen Treppenstufen bestehend, mußte zu Fuß zurückgelegt werden.

Die fünf Mönche des Quarantanaberges empfingen uns mit orientalischer Gastlichkeit, soweit sie immer in weltferner Mönchszelle erwartet werden konnte. Sie breiteten Teppiche auf die Felsbänke und boten uns Erfrischungen an. Frei schwebte über den schwindelnden Abgrund hinaus ein Balkon, den die Siedler gebaut hatten. Wir traten an die Brüstung desselben und sahen in die jähe Tiefe hinab und weit hinaus ins Land. Zu unseren Füßen gähnte zwischen zwei fast senkrecht emporsteigenden Felsbergen eine tiefe, tiefe Kluft. Ein deutliches Echo antwortete dem Ruf von jenseits. Im Winter müssen die Sturzbäche arg hausen und donnern in der Tiefe. Denn mächtige Felsblöcke sahen wir hinuntergerissen, die ehemals auf stolzem Bergesgipfel gethront haben mochten. Nach der Beschreibung der Mönche muß es ein furchtbar prächtiger Anblick sein, wenn einmal nach einem der wolkenbruchartigen Regengüsse des Winters das Wasser hier herabschießt. Dann donnert und tost es drin im Berge in den Felszellen wie in einem dumpfgrollenden Vulkan, während man von der Altane aus einen breiten wilden Strom in brausendem Wasserfall, mächtige Wolken hinausstäubend, zwischen den beiden hohen Felsbergen hinabstürzen sieht. Wie Kanonendonner, vom Echo verdoppelt, hallt es durch die Felswände, wenn ein Felsblock hinabgerissen wird und auf das glatte, jetzt im Sonnenscheine weißschimmernde Felsenbett in der Tiefe auffällt. Vor einigen Jahren, so erzählten sie, überraschte der plötzlich heranflutende Strom weiter unten am Eingange in die Schlucht zwei Männer mit einigen Eseln und zwanzig Schafen. Sie waren verloren. Mit zerschmetterten Gliedern wurden ihre Leichen

dem Toten Meere zugewälzt. Kleine, schmale Saumpfade, auf welche sich kein lebendiges Wesen hinaufwagen zu dürfen schien, zogen sich an den ungeheuren Felswänden dahin. Schwarze Ziegen klommen harmlos und leicht darauf umher. Selbst ein beschaulicher Esel stand mit nachdenklicher Gebärde auf einer kühn vorgeschobenen Felsklippe und schaute mit vorgestreckten Ohren ernsthaft in die Tiefe hinab. Wie er auf jenen schroffen Grad hinaufgeklettert, wie er wieder herunterkommen wollte, blieb uns ein Rätsel.

Hier in dieser weltfernen Abgeschlossenheit haben seit dem vierten Jahrhundert einsame Menschen im Felsenhaus gewohnt, die Ruhe für ihr Herz suchend, welche ihnen draußen im Treiben der herzlosen Welt abhanden gekommen war. Sie wollten Jesum nachahmen, der hier vierzig Tage in der Wüste wie ein Einsiedler lebte. Aber sie vergaßen, daß er zwar vierzig Tage in der Einsamkeit, aber dreißig Jahre mitten unter den Menschen lebte, so sehr diese ihm auch das Leben sauer machten. Eine Menge von Höhlenlöchern sieht man wie schwarze Punkte die Felsmauern in jeglicher Höhe durchbrechen. Dort lebten die Einsamen. Kein Fußpfad führt zu jenen Öffnungen. Es schwindelt dem Wanderer fast, wenn er nur hinaufblickt zu jenen Horsten, welche wohl nur durch Strickleitern und schwanke über den gräßlichen Abgrund gelegte Brücken mit der Außenwelt verbunden sein konnten. Heute ist die merkwürdige Einsiedlerstadt, die einst das Innere dieses Felsen belebte, mit Ausnahme unseres Felsklosters von Menschen gänzlich verlassen. Adler, Geier und andere Liebhaber unnahbarer Felsenhöhe aus dem Tierreich haben sich an Stelle der alten Mönche gesetzt.

Aber einen wunderschönen Punkt hatten sie sich doch ausgesucht, jene weltflüchtigen Höhlenmönche, und manch unruhiger sturmgejagter Mann mag hier wieder seine innere Ruhe gefunden haben. Denn die rechte herzstillende Einsam-

keit soll zwar dem die Ruhe zerstörenden Lärm der Welt das Herz zuschließen, aber allen Einflüssen der Größe und Schönheit, die Gott geschaffen, das Herz aufschließen. Und so ferne auch hier das lärmende Geräusch rastlosen menschlichen Gesellschaftslebens tritt, für alle Gottesherrlichkeit, die so still in der weiten Natur webt, konnten hier manchem stumpf gewordenen Menschen die Augen aufgehen auf diesem kühnen, den Felskolossen aufgesetzten Berghorst. Von hier schaut man hinab in die Jordanau, welche sich wie ein grüner, sonnenbestrahlter Teppich vor den Augen ausbreitet. Vergegenwärtigt man sich die alte Pracht der Marmorpaläste und der stolzen Bauten der Stadt, welche zu Jesu Zeiten am Fuße dieses Berges gestanden haben, so kann man sich schon denken, daß gerade hier der Versucher dem Herrn von stolzer Bergeshöh' aus alle Reiche und Herrlichkeiten der Welt wie in einem Panorama gezeigt hat. Und da Jesus unmittelbar nach seiner Taufe drunten im Jordan in die Wüste ging, zu welcher dieser Berg gehört, so hat die Tradition für jene Geschichte wenigstens keinen unwahrscheinlichen Ort gewählt. Noch heute ist der Blick von hier oben herrlich. Fehlen auch die stolzen Paläste von ehemals, — denn außer dem russischen Hospiz sieht man im heutigen Jericho nur noch drei oder vier Steinhäuser, — die ganze märchenhaft schimmernde Welt bis an die östlichen Berge ist anzusehen wie ein weiter herrlicher Palast des Ewigen: drunten die breite Jordanebene mit ihren Silberadern, wo einst Israel lagerte, als es ins gelobte Land einzog, der Schemel seiner Füße, eingefaßt von kühngestaltigen, tausendfach zerklüfteten Gebirgen; und drüber die wolkenlose azurblaue Kuppel des Himmelsgewölbes mit dem strahlenden Sonnengestirn. Von hier übersieht man in weitem Bogen das Bergland der Moabiter, Gilead, Basan, die Nebenländer der Stämme Ruben, Gad und Manasse. Von den gegenüber liegenden Bergen hat einmal ein anderer hier herüber geschaut.

Dort drüben liegt der Nebo. Dort stand einst ganz allein, fern, fern von den Menschen, auch von seinem wandernden Volke, Mose und übersah dieselbe Ebene, die zu unsern Füßen liegt, und sah mit Sehnsucht herüber auf die Berge, welche sich vom schneebedeckten Hermon über den Karmel und Ebal herab, über Jerusalem und Bethlehem bis südlich von Hebron hinziehend vor seinem Auge erhoben.

Tief durch die Ebene wälzt sich der Jordan, scheinbar in majestätischer Ruhe sich hinter dichtem Walde den spähenden Augen der Menschen verbergend. Aber von ferne ahnt niemand die ruhelosen Wirbel des hastenden, ungestümen Stromes, dessen Ziel einen so traurigen Namen hat, das Tote Meer, welches aber dennoch im tiefsten Blau inmitten einer einzig schönen Bergwelt ruhig und regungslos heraufschimmert, wie einer, welcher Frieden gefunden hat nach heißem Kampf und nun die Strahlen der hochüber wandernden Sonne als sein Eigentum erfaßt und wie in einem Spiegel zurückgiebt.

Wir stiegen eine Treppe durch die Felsen hinauf und gelangten in eine Kapelle, welche mit feinen aus Rußland gestifteten Gemälden geziert war. Droben traten wir auf einen zweiten Balkon. Eine Reitpeitsche fiel plötzlich hinab in die schwindelnde Tiefe. Ein Araber kletterte ihr sofort nach und wir konnten sehen, wie diese Bewohner der Berge klettern können gleich Gemsen. Ich vertiefte mich in ein Gespräch mit dem leitenden Mönch. Den vierzigsten Sommer verlebte er auf diesem Berge. Aus Bulgarien war er hergezogen in Jugendtagen. Nun war er ein alter Mann geworden. Sein Vermögen hatte er sich vor kurzem nachsenden lassen, um das einsame Kloster und sein Felskirchlein und den Balkon in dieser Wildnis auszubauen. Ob der seltsame Mensch glücklich war? Man könnte sich wohl denken, daß sich einmal ein Mann nach schwerem Sturm in solche Weltabgeschiedenheit

zurückziehen möchte. Aber wenn er ein Mann wäre, so würde er hier oben wieder sich selbst finden, die Wunde würde heilen in frischer Bergluft, und er würde wieder ins Thal hinabsteigen und wieder lernen, die Welt keck zu erfassen und neu einzutreten in ihre großen Aufgaben. Aber dieses Mönchsleben, das wir hier antrafen, war weniger ein Abtöten des Leibes, als vielmehr ein Abtöten des Geistes. Von geistiger oder wissenschaftlicher Beschäftigung war keine Spur zu finden.

Wir stiegen wieder hinab ins Thal. Am Fuße des Berges sprudelt an einem reizenden Punkte der Ebene eine starke Quelle aus dem Felsen hervor. Sie wird Elisa-Quelle genannt, weil Elisa einst ihr bitteres Wasser geheilt haben soll. Hier hielten wir noch eine kurze Zeit Rast und ritten dann in gerader Linie durch die Ebene nach Jericho zurück.

Das Tote Meer.

Auf den neunten März war der Glanzpunkt der Reise verlegt, der Besuch des Toten Meeres und des Jordan. Frühe brachen wir auf. Die Pferde sprengten lustig wiehernd hinein in die kühle Morgenluft. Keine Spur von der berüchtigten tropischen Hitze war heute zu empfinden. Ein kühler West blies über die Ebene und erhielt Menschen und Pferde frisch. In der Ferne dämmerte es noch leise. Die ersten Strahlen der Morgenröte erschienen über Moab. Im Süden, noch etwa eine Meile entfernt, lag schweigend, ernst das Tote Meer. Noch war seine ruhige Flut nicht blau gefärbt, sie war von hellem Glanz wie blanker Stahl. Der Übergang über den Bach ging leicht von statten. Drüben ging die Reise vollends rasch vor sich, denn nirgends kann man bessere Reitwege finden als dort. Je näher wir dem Meere kamen, desto mehr hörte die Vegetation auf. Nur da und dort schaute noch ein farbiges Blümlein zwischen den einförmigen Büschen hervor. Die Erde erschien mehr und mehr mit einer weißen

Salzkruste bedeckt. Zahlreiche, eigentümlich geformte, schanzenartige Hügel ragten wie mächtige Hünengräber aus der Niederung hervor. Nach zweistündigem Ritte kamen wir am Toten Meere an. Man hat sich bei den Beschreibungen des Toten Meeres namentlich in früherer Zeit bemüht, zu zeigen, daß dieser See bis zum heutigen Tage einen unheimlichen Eindruck mache, welcher unwillkürlich an den Zorn und das Gericht erinnere, das einst über Sodom und Gomorrha erging. Düsteres Schweigen, so erzählte man, ist über die Landschaft gelagert, keine Pflanze wächst an den Gestaden, kein Vogel fliegt über die Todesflut! Wir haben von diesem unheimlichen Eindruck nichts empfunden. Eine weite Fläche in entzückendem Tiefblau lag vor unseren Augen. Das Meer leuchtete und blitzte, wie mit tausend Diamanten geschmückt. Weitum lagerten sich hohe Gebirge in rosigem Farbenschimmer, und drüber wölbte sich ein klarer wolkenloser Himmel. Von diesem paradiesischen Anblick war schon der Verfasser jener Erzählung im ersten Buche Mosis hingerissen. Fast traurig sagt er bei Schilderung jener Katastrophe, welche Sodom zerstörte: „Ehe der Herr Sodom und Gomorrha verderbete, war die ganze Gegend wasserreich wie ein Garten Gottes, gleich wie Egyptenland.“ (1. Mos. 13, 10.)

Nahe am Meeresufer schlugen wir unser Zelt auf. Nach einiger Zeit kam eine große europäische Pilgerkarawane von Mar Saba her. Die Reisenden blieben etwa eine halbe Stunde am Seeufer und boten mit ihren bunten Tüchern und ihren dreißig bis vierzig Pferden, die sich vom leuchtenden Blau des Salzsees abhoben, einen malerischen Anblick. Alle versuchten, wie wir vorher, mit andächtigen Mienen das bittersalzige Meerwasser, dessen unerträglicher Geschmack die aufmerksam gespannten Gesichtszüge sofort zu den drolligsten Karrikaturen verzog. Das ganze Ufer entlang lag eine Menge von Treibholz, das der Jordan herabgeführt hatte. Die

Baumstämme leuchteten weiß in der Sonne, denn das Tote Meer hatte sie ganz und gar mit einer Salzkruste überzogen. Am Ufer liest man sich wohl einige interessante Steinchen, schwarz, weiß, gelb oder rot auf. Auch findet man seltsamerweise zuweilen kleine Muscheln, obgleich im See selbst heute kein lebendiges Wesen existieren kann.

Zu einem Bade im See hatte außer mir niemand Lust. Ich legte ein Tuch um den Nacken, um mich vor Sonnenstich zu schützen und schwamm hinüber nach einer steinigen Insel, welche vom Ufer aus in wenigen Minuten erreichbar schien. Aber die klare Luft täuscht. Erst nach einer fast angestrengten Schwimmarbeit von fünfzehn Minuten erreichte ich sie. Das Bad war überaus erfrischend und wohlthuend. Ein anderes Mal brachte ich, mit einem aufgespannten Sonnenschirme schwimmend, mit Vergnügen eine volle Stunde im Meere zu. Das Schwimmen freilich war mehr interessant als angenehm. Denn dem an das Gesetz seiner Schwere gebundenen Menschen mag es selten passieren, die Empfindungen eines Holzstückes kennen zu lernen, welches, ins Wasser geworfen, mit der Kraft des Wurfes wieder emporgeschnellt wird. Besonders dadurch wurde das Schwimmen erschwert, daß die hierzu unentbehrlichen Beine nur mit Mühe *unter* Wasser gehalten werden konnten. Es war unmöglich, unterzutauchen, nicht nur, weil das Wasser beim Eindringen in die Augen heftige Schmerzen verursacht, sondern auch, weil das mit Salz, Magnesia und Soda zur vollsten Sättigung vermischte Meerwasser so schwer ist, daß es den menschlichen Körper mit Leichtigkeit trägt.. Wie stark der Salzgehalt des Meeres ist, konnte ich drüben auf der Insel beobachten. Denn überall, wo ich den nassen Fuß auf die heißen Steine gesetzt hatte, bildeten sich in wenigen Minuten große viereckige Salzkristalle. Auch die zahlreichen Treibholzstämme und Baumblättchen, welche, mit dem Jordan herabgeströmt, nun am

Meeresufer lagen, waren sämtlich mit Salzkrusten überzogen. Ich konnte bequem mit verschränkten Armen im Wasser stehen, wo das Meer unter mir schon eine beträchtliche Tiefe hatte. Am müheloſesten kam ich durch einfaches Schreiten vorwärts. Daß manche Reisende das Bad als unangenehm schildern, kommt daher, daß sich das Wasser etwas ölig anfühlt und sich der Körper nach dem Bade gleichfalls mit einer leichten Salzkruste überzieht. Es empfiehlt sich daher, nachher noch einmal im Jordan zu baden, um das Salz abzuwaschen.

Mit Recht sagt der bekannte Reisende Gregorovius: „Unsere Vorstellungen vom Toten Meere sind ganz irrig. Wenn Gott in seinem Zorn die blühenden Thäler, durch welche einst der Jordan zwischen Palmenhainen herabströmte, vernichtet hat, so war doch sein Fluch schöpferisch, da er an ihre Stelle eines der wunderbarsten Gemälde der Erde gesetzt hat. Der furchtbare Salzsee strahlt in Irisfarben, wie nur ein Golf Siciliens oder der Meerbusen von Korinth. Aber sein Schein ist dunkler, wie von geschmolzenem Metall, seltsam und geisterhaft. Seine Wellen ruhen nicht in bleierner Unbeweglichkeit, sondern sie ziehen, wie jedes andere Meer, weiße Schaumbrandungen um die Küsten.“ Und wenn wir z. B. Jerem. 48, 31 lesen, daß in israelitischer Zeit blühende Weingärten am Toten Meer standen, so ist der Grund ihres Verschwindens nicht etwa in einer Zunahme der Unfruchtbarkeit, sondern in dem Aufhören jeglichen menschlichen Fleißes zu suchen. Wie fruchtbar wäre heute noch das herrliche Quellgebiet von Engeddi, wo die Erde jährlich eine Menge wilder Zitronen hervorbringt und die ganze Umgebung mit aromatischen Düften erfüllt, wenn man ihren Boden nur ein wenig bearbeiten würde! Überhaupt giebt es am westlichen Ufer manche fruchtbare Stelle. Die Jerichorosen zwar, welche hier vielfach wachsen und durch die Pilger aller Zeiten in der ganzen Welt berühmt geworden sind, deuten nicht gerade auf

Fruchtbarkeit und sind ein mehr sinniges als anmutiges Symbol unverwüstlicher Lebenskraft. Aber kommen wir z. B. nach En el quer am Westufer, so finden wir im Frühling an jeder Stelle, wo nicht gerade nackter Fels ist, frischen grünen Graswuchs, welcher sich dicht bis an den Wellenschlag des Toten Meeres hindrängt. Dort sprudelt aus vielen Öffnungen warmes Wasser hervor. Die Temperatur der zahlreichen warmen Quellen ist merklich höher als diejenige des Toten Meeres, welches (im März) etwa 16° Réaumur hat. Auch bei Ain el faeschcha treffen wir einen hohen Schilfwald und allerlei Pflanzenwuchs bis dicht an die Fluten des Salzsees. Oleanderbäume mit roten Blüten und hohe Tamarisken lassen uns fast vergessen, daß wir am Ufer des Toten Meeres stehen, dessen nächster Strand wegen des vielen Naphtas und Schwefels, womit die Erde durchsetzt ist, meist keine Vegetation hat. Am Westufer, wo das Gebirge meist ganz steil vom Meere aufsteigt, giebt es freilich weniger solche fruchtbare Stellen als am Ostufer. Hier finden wir im Thale und an der Mündung des Serka Maîn und an andern Stellen zahlreiche Palmen, wirkliche Palmenhaine am Toten Meer und in den angrenzenden Schluchten, daneben schlanke Tamarisken und prächtige Oleanderhaine, welche dem Wanderer willkommenen Schatten bieten. Die für das ganze Gebiet des Toten Meeres und auch des Jordans charakteristischen Sidr- und Dom-Bäume werden hier von hoch aufgeschossenen weißen Malven fast überragt. Auch giebt es im Osten kleine Uferebenen, ähnlich wie am See Genezareth, welche durch Menschenhand in paradiesische Gärten umgewandelt werden könnten, und wo man alle tropischen Früchte einheimsen könnte. Welch' herrliche Umfassung des tiefblauen, rings von Gebirgen umschlossenen Meeres diese Palmen, Tamarisken, Oleander, Malven sein müssen, mag sich der geneigte Leser selbst ausmalen. Aber auch der Süden des Meeres

ist merkwürdig genug. Ist doch wahrscheinlich hier die Stätte von Sodom und Gomorrha zu suchen. Die Namen der beiden gottlosen Städte sind unter den Beduinen im Djebel (=Berg) Usdom und einem gleichfalls an den südlichen Bergen gelegenen Gamûra erhalten. Hiernach würden wir anzunehmen haben, daß diese beiden untergegangenen Städte nicht an irgend einer Stelle des jetzigen Toten Meeres, sondern südlich von demselben gelegen waren. Man findet aber auf ihrem Gebiet, wie an vielen Punkten rings um das Meer her, oft große Stücke von Schwefel und Salpeter, welche uns an die bekannte Katastrophe aus alter Zeit erinnern. Der Djebel Usdom, jener merkwürdige Steinsalzberg, von welchem ganz Palästina sein Salz erhält, sieht bei klarem Monde aus wie ein mächtiger gothischer Dom. Die salzigen Spitzen und Zacken, welche die Umrisse des Berges bezeichnen, gleichen den Türmen und Türmchen, die senkrechten Spalten in der Bergwand den Fenstern und auch die dunkle Farbe der Salzfelsen erinnert an das Aussehen einer alten Kirche. Namentlich beim Vollmondschein ist der Anblick seltsam täuschend, fast möchte man glauben, es müsse jeden Augenblick ernster feierlicher Orgelton aus dem geheimnisvollen Innern hervorbrausen. Die Beduinen freilich (und das macht die Erhaltung jener alten Namen um so unverdächtiger) suchen die Städte Sodoms mitten im Meer. Sie erzählen u. a., daß sie von dem Uâdi et Torabi aus, welches am Westufer gegenüber der Mündung des östlichen Zuflusses Serka Main liegt, oftmals die versunkene Stadt auf dem stillen Grunde des Meeres sahen. Wenn, so erzählen sie, ein heftiger Sturm durch den tiefen Kessel des Toten Meeres hindurchbraust, und der von Norden herkommende Boreas die Wogen gegen Süden treibt und staut, dann sieht man plötzlich prächtige Häuser und Paläste im Meere schimmern, so weiß und schön in feenhafter Pracht, als wäre nirgends mehr auf Erden eine so herrliche Marmorstadt zu finden.

In längst entschwundenen Zeiten soll der Wasserstand in diesem Thale viel höher gewesen sein. Die Geologen verstehen die Schrift, welche sich hierüber am Fuße der Gebirge findet, zu lesen. Der bekannte württembergische Naturforscher Fraas, welcher auch festgestellt hat, daß das Tote Meer nicht durch vulkanische Eruptionen, sondern durch einfache Auswaschung entstanden sei, indem sich alle Regenwasser der umliegenden Gebirge hierher ergossen, giebt uns hierüber merkwürdige Aufschlüsse und Vermutungen. „Das sind aber," sagt dieser Gelehrte, „längst verflossene Zeiten, es sind die Tage, in denen noch Gletscher am Sinai hingen, das Mittelmeer Egypten bis weit hinauf bedeckte und das schwarze Meer im Donauthal bis Ulm (in Württemberg) hinaufging." Von jener vorhistorischen Zeit kann man vermuten, daß das Rote Meer sich hinauf erstreckte bis zum Hermon und daß die Wasser über die Ebene Jesreel sich herüberstreckten ins Mittelmeer und so unser heutiges Palästina eine Insel darstellte mitten im Weltmeer, an dessen Rand die Moabiterberge, der Hermon und der Libanon standen."

Zum Jordan.

Durch der Erde weit Gefilde
Rauschet manch erlauchter Strom;
Herrlich spiegelt sich im Rheine
Rebenhügel, Burg und Dom;
An der Tiber gelben Fluten
Türmt sich stolz das alte Rom;
Hoch von Bergen bringt der Ganges
Himmelsluft und Waldarom.

Doch wie heißt das stille Wasser,
Dem das laut'ste weichen muß?
Das der Pilger knieend grüßet
Mit entzückter Andacht Gruß?

Drin er leise schauernd netzet
Stirn und Wange, Hand und Fuß?
Das bist du, o Sohn des Hermon,
Benedeiter Jordanfluß!

Wer möchte nicht in diese Worte Geroks einstimmen, wenn ihn seine Pilgerfahrt an die seit uralten Zeiten geweihten Ufer dieses Stromes führt! Nach einstündigem Ritt hielten wir überrascht an dem alten Jordan, dessen eilende gelbliche Fluten durch so manches Ereignis heiliger Geschichte geadelt sind. Hier zog einst Israel herüber ins gelobte Land, wie einst sein Ahn Jakob hinüberzog nach Mesopotamien. Hier teilte Elia den Strom, bevor er gen Himmel fuhr. Hier taufte Johannes, der Prophet in der Wüste, die bußfertigen Scharen und endlich auch Jesum Christum, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug. Hier schlossen sich die fünf ersten Jünger dem Herrn in freiwilliger Nachfolge an. Da wälzten sie sich vor unsern Augen hinunter, die Wogen des Jordan, trübe, in ungestümer Hast, mit hundert Windungen, mit tausend Hemmungen, die aber auch von dem fast wilden Fluß tausendmal überwunden werden. Der Strom weiß, was er will. Kein Hindernis kann ihn zurückdrängen. Ihn zieht's mit unwiderstehlicher Gewalt zu seinem Ziel, thalab, thalab, bis er in jenes leuchtende, klarblaue Wasser hineinströmt und Ruhe findet. Drum eilt er so unaufhaltsam, immer stürmischer seine Wirbel kreisend, mit seinen reißenden Wellen die Erde aufwühlend und sein eigenes Angesicht trübend, von den Schneehöhen des Hermon in den warmen Süden hinab, tiefer als irgend ein Strom der Erde. Der See Merom will ihn halten, aber er eilt weiter. Der See Genezareth lockt ihn hinein in sein verführerisches Blau, aber er muß weiterziehen. Seine Unruhe wächst, bis er ausruhen kann im Toten Meer. Obgleich der Jordan kaum fünfzig Meter breit ist, führt er in seinem eiligen Lauf bei

etwa drei Meter Tiefe dem Toten Meere doch täglich eine gewaltige Wassermenge zu, welche dort in der Tiefe täglich verdampft werden muß. Ein Bad im Jordan ist sehr angenehm und erfrischend. Wer aber dort nicht genau Bescheid weiß, wird wohl thun, das Experiment, hinüberzuschwimmen, zu unterlassen. Schon mancher Reisende und Eingeborene hat es mit dem Tode gebüßt. An den Furten freilich d. h. an Stellen oberhalb einer neuen Biegung des Flusses trägt der Fluß den Schwimmer ohne Anstrengung durch seine Gewalt ans jenseitige Ufer. An einer Stelle, welche weiter stromaufwärts liegt und wo wir später unser Zelt vor dem Flußdickicht auf einer saftgrünen Wiese aufgeschlagen hatten, sahen wir eine große Zahl von Beduinen aus dem alten weidereichen Stammgebiet Ruben mit etwa hundertfünfzig Stück Rindvieh übersetzen. Die (einzige) Jordanbrücke war dicht neben uns, und der Brückengeldeinnehmer hatte sich auf die bevorstehende fette Einnahme schon gefreut. Aber die Beduinen schwammen zu seinem großen Ärger dicht neben der Brücke mit all ihrem Vieh über den Jordan. Die kleinen Kälber nahmen die Männer in beide Arme, drückten sie an die Brust, um, nur mit den Beinen arbeitend, hinüberzuschwimmen. Dann ging auf ein gegebenes Signal die ganze große Herde in den Fluß und schwamm hinüber. Jenseits, stromabwärts standen einige starke Beduinen im Wasser, um solche Rinder aufzufangen, welche der Fluß zu weit hinab gerissen hatte. Alle kamen munter und unverletzt jenseits an.

Viele hunderte von Pilgern wallen Jahr für Jahr hierher, um sich in der heiligen Flut zu baden oder taufen zu lassen. In feierlichem Zuge wandern sie schon vor dem Morgengrauen mit Fackeln von Jericho herüber. Alt und jung badet sich dann im Jordan, in welchem auch, wenigstens bei den Griechisch-Orthodoxen, eine Anzahl von Priestern steht, um die Pilger zu taufen. Wer nicht zu ihrer Kirche gehört,

wird gut thun, diesen Priestern nicht zu nahe zu kommen. Einem deutschen Fräulein aus Jerusalem wenigstens ist dies einmal übel bekommen. Während sich alles zum Priester herzudrängte, um getauft zu werden, erwischte dieser auch sie, um die gleiche Procedur mit ihr vorzunehmen. „Musch lâsem!“ (es ist nicht nötig!) rief die Unglückliche. „Lâsem!“ (nötig!) sprach der Priester und tauchte sie ruhig unter. „Musch lâsem!“ rief sie, den Mund voll Wasser, mit halb erstickter Stimme, als sie emporgetaucht war. „Lâsem!“ sprach der Heilige und duckte sie zum zweiten und ebenso auch zum dritten Male unter. Das lange weiße Hemd, welches die Pilger bei diesem Bade tragen, wird von allen sorgfältig aufbewahrt. Soll es doch als Sterbehemd dem Leibe noch einmal zur weihevollen, segenspendenden Hülle dienen.

Der Jordan ist auf beiden Seiten bewaldet. Wir wandern hinein in das Dickicht, welches einem kleinen Urwalde gleich die Ufer des heiligen Flusses umrauscht. Eine fremdartige fast tropische Schönheit trat uns hier entgegen. Die ungewohnte Waldespracht entzückte unser Auge. Hohe Tamarisken mit ihrem reizenden dunkeln Grün, Silberpappeln, Weiden, Terebinthen, Dom-Bäume und Föhren schlangen ihre Zweige tief und eng in einander. Da drängte sich oft Stamm an Stamm, und es schien, als wäre noch niemals ein menschlicher Fuß trennend dazwischen getreten. Und überall an Stämmen und Zweigen rankten sich zierliche Schlingpflanzen hoch empor, oft von Baum zu Baum ihr Netz webend, während drunten im Waldesschatten tausend Gräser, Halme und Blumen in üppiger Mannigfaltigkeit wucherten. Und durch die Zweige des schmalen Urwaldes welch ein liebliches Konzert der verschiedensten Vögel! Hier ist ja die Winterresidenz so mancher Zugvögel, der Störche zumal (Jer. 8, 7). Von den Städten, Dörfern und Wäldern des Abend-

landes sind sie für die Wintermonate herübergeflogen an die geweihten Ufer des Jordan, wie ihre Vorfahren schon zu Zeiten Johannis des Täufers gethan. Adler und mächtige Greifgeier segelten mit ausgespannten Flügeln über unsern Häuptern dahin, und ihr Schatten streifte langsam unseren Weg. Zahlreiches Wild, namentlich Eber, auch Hyänen und Leoparden sollen in diesem dichten Gebüsch hausen. Aber uns kam keiner der borstigen oder gefleckten Gesellen zu Gesicht. Wunderschön waren die Waldwege, denen wir nachgingen. Wenn sie uns wieder dicht an das Ufer führten, sahen wir gegenüber turmhohe, steile Felsuferwände, welche stolz und ernst den jugendlich dahin eilenden Strom überragten und dem Anblick etwas Feierliches und Majestätisches verliehen. Klar gaben dieselben das Echo jedes Rufes zurück. An einer besonders anmutigen Stelle machten wir Halt. Jenseits türmten sich grau und weiß die Uferwände auf, aber dicht vor unseren Füßen wand sich eilig der Jordan durch sein Dickicht. Eine der Damen war einst mit Jordanwasser getauft worden. Heute durfte sie selbst aus dem Flusse, der sie am Morgen ihres Lebens schon so freundlich begrüßt hatte, schöpfen und trinken.

Mit Sonnenuntergang trafen wir wieder in Jericho ein. Die Nacht brachte noch einen scharfen Ritt nach dem Toten Meer, welcher den Anblick desselben auch bei Mondschein ermöglichte. Das Nachtbild war von einer eigentümlich feierlichen, ergreifenden Schönheit. Das süße Dämmerlicht der Märznacht umfing Berg und Thal. Die Blumen entsandten ihre Düfte in die schweigende Nacht. Horch! War es nicht, als klänge und sänge es leise aus fernen Sphären in wunderschönen Melodien? Der Vollmond war über die Berge gekommen und goß sein mildes Licht wie ein Meer von dämmernder Erinnerung über das merkwürdige, stille, nachtumfangene Land. Auf dem Toten Meere aber glänzte ein

langer, breiter Lichtstreif, wie ein funkelndes Diamantenband auf dunklem Kleide, und in der Ferne rauschte der Jordan, als wollte alles erinnern an große, traurige oder heilige Zeiten, welche einst über dies einsame Stück Welt dahingerauscht sind.

Der folgende Tag, der zehnte März, war ein Ruhetag. Ein jeder aus der Gesellschaft verbrachte ihn auf seine Weise. Zwei aus ihr benutzten denselben sogar dazu, um sich unter einem Sidr-Baum, dessen dornige Zweige sich in einen Retem (dem aus Elias Geschichte bekannten „Wachholder") verschlungen hatten, an den rauschenden Ufern des Baches von Jericho, des traditionellen Baches Krith, zu verloben. Am zwölften aber richteten wir unser Angesicht wieder hinauf gen Jerusalem. Seither hab' ich gar manchmal von meiner Hochwarte in Bethlehem hinübergeschaut nach dem sonnigen Jordanland und seinen Bergen, welche so farbenprächtig Tag für Tag zu uns herüberschauen. Und wie sich die Berge rosiger und rosiger färben, so auch die dort verbrachten Tage in der Erinnerung. Ich schaue hinüber in des Waldes Dickicht, wo die Jordanbäume, Tamarisken, Silberpappeln und Terebinthen über uns rauschten und Nachtigallen und Waldvögelein in den Zweigen sangen. Die goldenen Tage sind vorüber, die Zeit eilt rasch und ist gleich den reißenden Fluten des Jordanstromes. Die fließen hinab ins klarblaue, leuchtende „Tote" Meer. Aber der Tod kann sie dort nicht halten. In leichte himmlische Düfte verklärt steigen sie empor in den goldenen Eimern des Himmelslichtes, und als segelnde, himmelanschwebende Wolken erheben sie sich über die Erde zur Sonnennähe. So möge auch der unruhige Strom unseres Lebens durch Gottes Gnade hinfließen durch das Thal der Erde in die stille Ruhe des Toten Meeres, aber von da auch sich mit Himmelsflügeln erheben zu der ewigen Heimat im Licht!

Auf Eliä Wanderpfaden.

Eine gewaltige Prophetengestalt von fast übermenschlicher Größe steht Elia der Thisbit auf den Höhen des Alten Bundes. Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung schaut ein spätes Geschlecht zu dem Manne Gottes hinauf, vor dem schon seine Zeitgenossen sich in scheuer Ehrfurcht beugten. Nur in kurzen, markigen Zügen ist uns das Leben dieses Mannes geschildert, und fast jeder Vers jener großartigen Kapitel der Königsbücher (1. Kön. 17 ff.) berichtet von einem Wunder, vor welchem wir staunend stille stehen. Das größte Wunder jener Tage war freilich der Mann selbst mit der gewaltigen Prophetenstimme, welche ernst mahnend durch die späteren Jahrtausende tönt, mit dem kühnen, unerschütterlichen Gottvertrauen, welches tiefer und fester gegründet war, denn der Berg Karmel mit seinen Felshöhlen und Waldgründen, auf dem er einst vor allem Volk Gott den Herrn durch Feuer vom Himmel predigte.

So kurz aber jener Bericht über Elia ist, so ist er doch so großartig anschaulich und läßt uns so vielfach hineinblicken in die Verhältnisse des gelobten Landes, wie kaum die Geschichte irgend eines andern Propheten. Das ganze Land hat

er durchmessen. Bald steht er im hohen Norden an den Abhängen des Libanon, bald ferne drunten auf den schroffen Felsengebirgen des Sinai; bald finden wir ihn am Königshof der schimmernden Residenz Jesreel, bald in den Felsgründen des Baches Krith, bald in dem lieblichen Seestädtchen Zarpath, bald auf den Höhen des Karmel, bald auf den ernsten, weißschimmernden schweigenden Felsen des Horeb, bis ihm endlich drunten im blühenden Jordanthal Gott der Herr selbst anspannen läßt, um ihn im roten Feuerwagen auf die ewigen Gottesberge zu fahren. So lade ich denn den freundlichen Leser ein, mich auf Eliä Wanderpfaden zu begleiten, da wird er in so manche Zustände des heiligen Landes einen Einblick gewinnen, welche heute noch ebenso sind wie vor 3000 Jahren, während andererseits aus den heutigen Verhältnissen des Landes manchmal ein interessantes Licht auf die Geschichte des großen Propheten fallen wird.

Kein Regen.

Wir schreiben heute den 13. Dezember. Den Störchen und Nachtigallen ist's längst zu kahl und zu frostig geworden in der lieben deutschen Heimat. Der geneigte Leser hat ihnen vielleicht noch ein Lebewohl zugewinkt, als sie vor drei Monaten ihm über den Kopf hinweg, über Kirchtürme und Kirchhöfe dahinflogen und davonwanderten, unter sich die brausende wogende See, über sich die ziehenden Wolken, um im Süden ihre wärmeren Winterquartiere aufzusuchen. Erst heute hat der Verfasser eine solche fliegende Karawane von etwa vierhundert Störchen über Jerusalem wegziehen sehen, die wanderten hinab an die waldigen Ufer des Jordan, wo sich's in den grünen sonnigen Zweigen gar behaglich nistet, während die Schneestürme über das winterliche Abendland dahinsausen. Auch bei uns auf dem Gebirge Juda haben sie sich über Kälte und Frost nicht zu beklagen. Denn obgleich Mitte

Dezember, beherrscht doch die Sonne noch unbeschränkt das ganze heilige Land. Die Moabiterberge leuchten von jenseits des Toten Meeres wie beim Alpenglühen in unaussprechlichem Zauber der Farben; das ganze Bergland und die Wüste ist vergoldet von lichtem Sonnenschein — aber kein Regen! Das nennt man hierzulande um diese Zeit „schlechtes Wetter". Denn das Ausbleiben des Frühregens, der schon Anfang November erwartet wurde, erfüllt das Herz des Landmannes mit schweren Sorgen. Je nachdem der Frühregen zur rechten Zeit oder gar nicht eintrifft, wird das kommende Jahr ein fruchtbares oder unfruchtbares. Der geneigte Leser, der im fernen Abendlande schon unruhig wird, wenn nur einmal mitten im Sommer der Regen einige Wochen ausbleibt, kann sich kaum denken, wie bei uns der Regen oft acht bis neun Monate oder gar wie in der Zeit des Propheten Elia und des Königs Ahab über drei Jahre ausbleiben kann.

Das ist nun für einen Bewohner des heiligen Landes nicht so unbegreiflich. Daß jene dürre, regenlose Zeit genau mit dem Wort des Herrn eintraf, bleibt für denselben stehen, aber die natürlichen Vermittlungen dieses „Wunders" liegen seinem Verständnis näher. Das Wunderbare, das heißt das besondere göttliche Walten, liegt hier in der Zeit, darin, daß gerade nach der Ankündigung des Propheten, nicht vorher und nicht nachher, jene Dürre für drei volle Jahre eintrat, ähnlich wie beim Durchgang der Kinder Israel durch das Meer das Hervortreten einer besonderen göttlichen Führung nicht sowohl im Zurücktreten des Wassers in jenem Meerarme liegt, (denn solches kommt heute noch vor), sondern vielmehr darin, daß dies Naturereignis gerade zur rechten Zeit eintreten mußte, um Israel zu retten und Pharao zu verderben. Im heiligen Lande giebt es nur zwei Jahreszeiten, eine lange, schöne sonnige Sommerzeit, welche von einem lichten Frühling eingeleitet wird und während deren kein Tropfen Regen vom

Himmel fällt, und eine kürzere Regenzeit. Diese Regenzeit verteilt sich etwa mit zwanzig vollen Regentagen auf die Monate November bis März, kann sich aber zuweilen auch auf die Monate Januar und Februar beschränken. Auf der Wunschkarte des Landmannes steht alljährlich in erster Linie ein guter Frühregen. Fällt derselbe im günstigen Falle im November oder gar Ende Oktober, so liegt zwischen Frühregen und Winterregen eine schöne, kühle und doch sonnige Zeit, während deren der Bauer in aller Ruhe und Bequemlichkeit sein Land pflügen und ansäen kann. Bleibt aber der Frühregen aus, wie z. B. in diesem Jahre, so tritt meist der Winterregen gegen Weihnacht oder Neujahr mit so anhaltender Heftigkeit ein, daß der Landmann gar nicht daran denken kann, zu pflügen und zu säen; und wenn er es nachher thut, so ist die schöne Zeit mitsamt dem Segen des Regens für die Saat vorüber, und ein Fehljahr steht in Sicht. Wenn daher der Herr seinem Volk Gnade verheißt z. B. 5. Mos. 11, 14 und a. a. O., so spricht er: „Ich will eurem Lande Regen geben zu seiner Zeit, Frühregen und Spatregen," oder Hes. 34, 26: „Ich will auf sie regnen lassen zur rechten Zeit. Das sollen gnädige Regen sein." Als eine ernste Strafe dagegen stellen die Propheten das Ausbleiben dieses Regens hin z. B. Jer. 3, 3: „Darum (weil ihr gottlos seid) muß auch der Frühregen ausbleiben und kein Spatregen kommen."

Zwischen Frühregen und Spatregen fällt der Hauptregen im Januar und Februar, auch schon im Dezember. Aber auch diese Monate haben zwischenein oft eine lange Reihe von Tagen mit schönstem Frühlingswetter aufzuweisen, während deren es eine Lust ist, durchs Land zu reisen und das tausendfältige Sprießen von Gras, Blumen und Pflanzen zu beobachten. Zu Ende Februar oder im März fällt dann der Spatregen, welcher den Blumenkelchen und der schon fröhlich keimenden Saat noch einen letzten frischen Trunk giebt, bevor

die heißen Tage kommen, welche sie der Ernte entgegenreifen, welche im Mai beginnt.

Dieser ganze regelmäßige Gang war in jener Zeit des Propheten Elia drei Jahre lang unterbrochen. Damals kam jene Drohung zur Ausführung, welche 5. Mos. 28, 23 steht: „Dein Himmel, der über deinem Haupte ist, wird ehern sein, und die Erde unter dir eisern; der Herr wird deinem Lande Staub und Asche für Regen geben.“ Unmittelbar nach dem Winter, etwa nach dem Spatregen, muß Elia vor den König Ahab getreten sein, um ihm dies Gericht anzukündigen; denn der Herr Jesus sagt Luk. 4, 25 (s. auch Jak. 5, 17), daß zu Elias Zeiten der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monate. An sich könnte man auch an eine andere Zeit denken, etwa an den Oktober, als gerade vor dem zu erwartenden Winterregen. Aber dagegen spricht nicht nur, daß die endliche Wiederkehr des Regens nach drei ein halb Jahren doch wohl während der gewöhnlichen Regenzeit wird eingetreten sein, sondern auch der Umstand, daß damals der Bach Krith noch längere Zeit Wasser hatte, was im Spätsommer unwahrscheinlich gewesen wäre.

Es war also an einem schönen Frühlingstage, an welchem Elia zu Jesreel vor Ahab hintrat. Die Erde hatte sich satt getrunken an dem Regen des Himmels und ließ in tausendfacher Gestalt ihre Pflanzen und Blumen wachsen und blühen, der Himmel strahlte in wolkenlosem Blau und das ganze Land war in sein herrliches farbiges Frühlingsgewand gekleidet. Namentlich die Gegend der Königsstadt Ahabs prangte im schönsten Schmuck. Dort dehnt sich die große wasserreiche Ebene Jesreel, die in der Bibel auch die Namen Megiddo oder Esdrelon führt, weit aus, und die alten Schriftsteller können nicht Worte genug finden, die Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Gartens Gottes zu schildern. Auch heute noch ist jenes Land überaus fruchtbar, wenn man dasselbe

bearbeitet, und die Gegend einer der lieblichsten im ganzen Lande. Im weiten Kreis zieht sich ein Kranz von Bergen um die Ebene, dicht bei Jesreel die Berge Gilboa und der kleine Hermon, im Norden der Tabor, zu welchem der mächtige Hermon mit seinem weißen Schneehaupt herübergrüßt, im Norden die Berge von Nazareth und fern im Westen der langhingestreckte waldige Karmel. Wie einzelne weiße Segel auf dem Meer sieht man über die weite Ebene hin zerstreut zahlreiche Dörfer auf kleinen wellenförmigen Erhebungen, da und dort auch Zelte lagernder Beduinen. Auf einer solchen Erhebung von etwa hundert Fuß Höhe liegt, weithin sichtbar, das Dörfchen Seraîn. Name und Dorf sind die letzten Trümmer Jesreels, der einst so stolzen Königsstadt Ahabs, welcher dort seine Sommerresidenz hatte. Ein morscher, alter Turm steht inmitten der wenigen elenden Hütten. Er dient als öffentliche Herberge für Reisende. Ein merkwürdiger alter Geselle, der schon viel erlebt haben mag. Alt sieht er aus, denn er ist durch die Länge der Zeit ganz geschwärzt und sieht mit seinen Mauerrissen aus wie einer, der mit tiefgefurchter Stirn und langen Wimpern hinausschaut auf die Ebene, wo sich einst die königlichen Wagen und Reiter tummelten. Denn vor Zeiten sah es hier nicht gar so ärmlich und elend aus. Prächtige Parkanlagen umgaben eine reiche, schimmernde Stadt, in welcher Ahab seinen mit Elfenbein ausgelegten Palast hatte, und in welcher aller Luxus der Phönizier mit der jungen Königin Isebel seinen Einzug gehalten hatte. Und einen herrlichen Königssitz hatte sich Ahab hier erkoren. Die ganze grüne Ebene übersieht man von Jesreel aus. In einem halben Tag konnte man hinüberfahren an das Mittelländische Meer, dessen Wellen sich am Fuße des Karmel brechen, welcher mit seiner breiten Gestalt herüberragt. Und in noch kürzerer Frist konnte man den herrlichen See Genezareth erreichen, zu welchem durch ein Bergthor hindurch ein Thal hinabführt. Aber alles dies

fesselte das Auge des Propheten nicht, der aus seinen einfachen Bergen vom Ostjordanland herüberkam. Nicht die jugendliche Pracht des Frühlings, nicht der Glanz und Reichtum der Königsstadt hatten ihn hergetrieben, den Mann mit den rauhen Kleidern und der zürnenden Stirn, sondern der allgemeine Abfall des Volkes von dem Herrn, seinem Gott. Von dem benachbarten Phönizien, dessen nächste Stadt, Akkon, man von Jesreel zu Wagen bequem in einem halben Tage erreichen konnte, hatte die Königin den Baalsdienst mit all seinen Greueln mitgebracht. Der Glaube an Jehovah ward mit Gewalt ausgerottet, die Altäre des Herrn waren zerbrochen, seine Propheten mit dem Schwert erwürgt, der Gott Abrahams, der einst in diesem Lande im Glauben ein Fremdling gewesen, durfte kaum mehr genannt werden. Dagegen war damals gerade die Zeit der fröhlichsten Baalsfeste, denn im Frühling wurde dieser Naturdienst am ausgelassensten geübt. Da kommt mitten unter das feiernde Volk von drüben jenseits des Jordans, von den Waldgebirgen Gileads her, welche man täglich von Jesreel aus im Abendglanz so wunderschön leuchten sah, plötzlich unangemeldet der Prophet Elia. Niemand kannte ihn, auch beruft er sich auf Niemand, sondern tritt kühn und ehrfurchtgebietend ohne weiteres vor den König, wie er auch unangemeldet und plötzlich am Thor jenes gewaltigen 17. Kap. des ersten Königsbuches steht: „Und es sprach Elia, der Thisbiter, aus den Bürgern Gileads, zu Ahab: So wahr der Herr, der Gott Israels, lebet, vor dem ich stehe: es soll diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn!“ Kurz und ernst, gewaltig, wie der Mann selbst, ist seine Rede. Kein Wort zu viel, keins zu wenig. Er nennt den Namen des Herrn, des Gottes Israels, an den niemand mehr glaubt, und kündigt das Gericht. Über die Ursachen desselben sollten sie sich selbst besinnen. Das war eine gewaltige Rede: „Ich sage es denn!“ Ein Feldherr

ohne Armee, aber mit dem Gott Israels, steht er wider das ganze Volk, um den Kampf gegen dessen Unglauben aufzunehmen. Er hatte kein Heer den Kriegern Ahabs entgegenzustellen, aber die Winde und Feuerflammen des Himmels waren seine Streiter. Als Elia das kurze inhaltsschwere Wort gesagt, verschwand er aus der Gegend so schnell, wie er gekommen war.

Vorläufig hatte es mit dem Regen noch keine Not. Noch flossen alle Bäche, noch sprudelten zahlreiche Quellen und rieselten lustig durch die Ebene. Drum ließ man sich's nicht viel anfechten. Der Unglücksprophet war fort und das alte Leben trieb man weiter wie bisher. Aber schon im Sommer hob die Not an. Denn da es während des ganzen Sommers in Palästina nie regnet, wird der reichliche Tau, welcher nachts Erde und Pflanzen tränkt, doppelt als Wohlthat des Himmels empfunden und gepriesen. Dieser Tau blieb aus, wie Elia verkündigt hatte. Gegen Ende des Sommers mehrte sich die Not. Denn im November begann man im ganzen Lande sehnsüchtig nach dem Himmel und nach den Wolken auszuschauen. Aber der Himmel blieb ehern. Das Wort des Elia, das schon halb vergessen war, mochte dem Volk schwer aufs Herz fallen. Denn in einem Lande, wo sonst der Witterungswechsel sich so regelmäßig vollzieht, mußte dies Ausbleiben des Regens alles Volk besorgt machen. Selbst auf bestimmte Tage erwartet ja der Landmann im heiligen Lande den Witterungswechsel. Dieser tritt nämlich hier fast ausnahmslos um die Zeit des Mondwechsels ein, wie das jedermann beobachten kann, der sich längere Zeit in Palästina aufhält. In diesem Jahre z. B. haben wir seit Ende Oktober bei jedem Mondwechsel auf Regen gewartet. Und wirklich machte der Himmel sozusagen jedesmal um diese Zeit den Versuch, Regen zu bringen. Die Winde wehten, die Wolken zogen über unseren Häuptern dahin, aber der Himmel blieb

ehern, es war, als ob eine unsichtbare Hand ihn zurückhielte. Es kam zu keinem Regen. Viermal wiederholte sich dieser Vorgang, und jedesmal verschwanden nach dem Mondwechsel Wolken und Winde, bis heute Abend, am 14. Dezember, genau am Neumond, sich endlich die Schleusen des Himmels öffneten und unter dem Jubel des ganzen Landes die durstige Erde tränkten. Hiernach können wir uns eine Vorstellung davon machen, wie es damals vor fast dreitausend Jahren in unserem Lande zuging, als der Herr durch das Wort des Propheten Elia den Himmel verschlossen hatte. Wie oft mögen sie gehofft haben, wenn wieder der Mondwechsel nahte, wie mögen aller Augen am Himmel gehangen haben, wenn zu dieser Zeit die Wolken über das Land flogen, welche den Bergen des Reiches Juda Regen gebracht hatten — aber in ganz Israel fiel kein Tropfen Regen. Die Wolken trugen ihn weiter weg nach Osten, während über Israel der schönste Sonnenschein immer wieder anbrach.

Als so der erste Winter regenlos vorübergegangen war, begann die Not groß zu werden. Die Bäche und Quellen waren schon Ende Oktober und Anfang November versiegt. Auch die letzten Zisternen begannen sich im Dezember zu leeren. Da erhob sich große Wassersnot. Weither mußte das Wasser geholt werden, und die bange Frage, wie soll's nun im kommenden Jahre werden, wo es frühestens Ende Oktober wieder regnen konnte, beherrschte alle Gemüter. In den letzten Wochen und Tagen konnten wir ja hier in Bethlehem und Umgegend im kleinen Ähnliches beobachten. In ganz Bethlehem war fast kein Wasser mehr zu finden. Von auswärts mußten die Leute das Wasser oft weither holen, teils gegen silberne Händedrücke an den Kanalverwalter aus der salomonischen Wasserleitung, welche von Etham nach dem Tempelplatz in Jerusalem fließt, theils aus der immer spärlicher fließenden Quelle von Beit-Djâla. Namentlich war es den benachbarten Ort-

schaften schwer, ihr Vieh zu tränken. Stundenweit kamen sie her, um in Beit-Djâla für teures Geld oder gegen Zahlung in Naturalien ihre Schafe und Ziegen zu tränken. Von Tag zu Tag wurde die Not größer, von Tag zu Tag die ängstliche Sehnsucht nach einem gnädigen Regen stärker. So ging es in Israel im ersten Jahre. Wenn der geneigte Leser alle diese Dinge in Erwägung zieht, mag er sich eine Vorstellung davon machen, mit welcher Sehnsucht man den Regen erwartete, als nun zum zweiten Male der November ins Land kam. Die Winde kamen wieder, wie immer um diese Zeit, die Wolken flogen schwarz über den Himmel; aber der Himmel blieb ehern. Der Januar kam, der Februar, und endlich der letzte Termin für Regen, der März, aber der Himmel blieb verschlossen. Jetzt erfaßte stumme Verzweiflung das Volk. Im vorigen Jahr war keine Frucht gewachsen, dies Jahr war noch weniger daran zu denken, nicht nur der Himmel war ehern, sondern wie Mose gedroht hatte, auch die Erde war „eisern" geworden, hart ausgedörrt, daß sie an vielen Stellen barst, wie dies auch heute bei großer Hitze gegen Ende des Sommers vielfach geschieht. Die Kornpreise stiegen aufs höchste — eine große Teurung drückte Israel und sein Nachbarland Phönizien, aber die Not war noch nicht zu Ende. Auch im dritten Jahre ging die Regenzeit ebenso trocken vorüber, wie in den früheren Jahren, denn der Zorn des Herrn lastete schwer über Israel. Östlich und westlich vom gelobten Lande giebt es zwei große grausige Einöden, welche man in der Geographie als regenlos bezeichnet, die syrisch-arabische Wüste und die Wüste Sahara. Ebenso regenlos und dürr begann das einst so blühende Reich Israel zu werden. Es mußte den Bewohnern dieses Reiches vorkommen, als habe sich die ganze Naturordnung verändert, die uns so unerschütterlich scheint, daß, „so lange die Erde stehet, nicht aufhören soll Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." (1. Mos. 8, 22.)

Aber, fragst du, wie war es denn möglich, daß das Volk diesen Zustand $3^1/_2$ Jahre lang aushielt? Kommt denn Ähnliches auch heutzutage vor? Auch hier ist die Sache für den Bewohner des heiligen Landes nicht so unverständlich, wie sie aussieht. Die besondere göttliche Fügung liegt hier nur in der Beschränkung eines regenlosen Zustandes, der in manchen Jahren auch heute noch gewisse Gegenden treffen kann, auf das Reich Ahabs, und darin, daß diese Regenlosigkeit über drei Jahre anhielt. Im übrigen Lande Palästina, also im Reiche Juda, hat es auch in jenen Jahren ebenso reichlich geregnet wie sonst. Denn nirgends lesen wir, daß dies von Jesreel in zwei Tagen erreichbare südliche Reich mit seinen damaligen frommen Königen Assa und Josaphat unter dem schweren Strafgericht über das nördliche Reich habe mitleiden müssen, während die Dürre und Teurung in dem letzteren auch von dem heidnischen Schriftsteller Menander erwähnt wird. Auch in dem benachbarten Phönizien gegen Norden, das schon in einer Tagereise zu erreichen war, scheint nicht gerade Wassermangel geherrscht zu haben, denn Elia bekommt auf seine Bitte sofort Wasser von der armen Witwe zu Zarpath. Nur an Nahrung fehlte es dem Weibe, denn ganz Phönizien bezog sein Getreide aus Israel, mußte daher unter der Teurung ebensosehr leiden, wie Israel selbst. Auch heute kommt es oft genug vor, daß die Menge des Regens bei uns in Judäa eine ganz andere ist, als in Galiläa. Vor einigen Jahren z. B., als wir hier überaus reichlichen Regen hatten, fiel derselbe in Galiläa so spät und so spärlich, daß man kaum die Felder bestellen konnte, und das Umgekehrte mag ebenso oft vorkommen. Die Regenwolken, welche immer von Westen nach Osten ziehen, flogen also damals über das Land Juda weg, tränkten dasselbe, während sie an Galiläa vorbeiwanderten oder doch keine Niederschläge brachten.

Aber, fragst du, woher nahmen denn die Leute in Israel ihr Trinkwasser? Sie konnten doch nicht drei Jahre lang ohne Wasser leben? Trinkwasser konnten sich die Israeliten auch in jenen Zeiten schon verschaffen, nur war dies mit viel Mühe verbunden. Denn entweder mußten sie dasselbe aus den südlichen Bergen nahe der Grenze Judas auf zahlreichen Eselskarawanen in Schläuchen herbeiführen oder, was für die Bewohner der Ebene noch leichter war, aus dem Jordan und dem See Genezareth, dessen Wasser trinkbar ist. Wir haben ja gesehen, daß von der Ebene Jesreel ein kurzes Thal hinabführte nach dem Jordan und zum galiläischen Meer. Aber Feldbestellung und Viehzucht waren während dieser Zeit unmöglich. Alles Vieh mußte entweder geschlachtet oder zu dauerndem Aufenthalt hinuntergeschickt werden an den See Genezareth oder in die Jordanau oder nach dem weidereichen Ostjordanland, wie auch heute noch die Hirten des Gebirges Juda thun, wenn die Frühlingsweide auf unseren Bergen vorüber ist. Ahab aber wollte wenigstens seine Rosse und Maultiere bei sich in Jesreel behalten, denn er brauchte sie für seine königlichen Wagen und zum Reiten. Das nötige Wasser für seinen Marstall konnte er sich vom Jordan oder vom See Genezareth heraufholen lassen. Aber bei der anhaltenden Teurung wurde das Futter für die Tiere, Gerste und Stroh, immer seltener und teurer. So finden wir denn nach Ablauf von fast $3^1/_2$ Jahren, als die Not aufs höchste gestiegen war, den König, wie er in eigener Person durchs Land zieht, um Futter für seinen Marstall zu suchen. Er selbst zog nach einer Seite des Reiches, während er seinen Hofkämmerer, den frommen Obadjah, nach der andern Seite schickte mit der Weisung: „Ziehe durchs Land zu allen Wasserbrunnen und Bächen, ob wir möchten Grasweide (Luther „Heu") finden und die Rosse und Maultiere erhalten, daß nicht das Vieh alles umkomme." Denn an fließenden Quellen und

Bächen findet sich selbst in den Zeiten größter Hitze und Dürre schönes grünes Gras. Ahab wandte sich wahrscheinlich nach den Niederungen des Jordans bis nach Jericho hinab, während der andere nach Nordwesten gezogen sein mag, nach der phönizischen Grenze. Auf diesem Wege erschien ihm wie ein Geist, um seinen eigenen Eindruck wiederzugeben, der gewaltige, gefürchtete Prophet Elia, welcher die Schlüssel zu haben schien, die Brunnen des Himmels aufzuthun und zu verschließen.

Am Bache Krith und in Zarpath.

Wo aber war Elia inzwischen geblieben? Als sich sein Wort zu erfüllen begann, da fing man an, nach ihm zu fragen. Aber den Unglückspropheten wollte niemand gesehen haben. Jetzt begann mehrere Jahre hindurch eine Spürjagd durch ganz Israel. Aber trotz der schärfsten Nachforschungen war nirgends eine Spur von ihm zu finden. Wo war er geblieben? Die Schrift erzählt: „Das Wort des Herrn kam zu ihm und sprach: Gehe weg von hinnen und wende dich gen Morgen und verbirg dich am Bache Krith, der gegen den Jordan fließet, und sollst vom Bach trinken; und ich habe den Raben geboten, daß sie dich daselbst sollen versorgen.“ Über die Lage des Baches Krith herrscht noch keine Einigkeit. Gewöhnlich aber nimmt man an, daß wir denselben in dem heutigen Wadi Kilt zu suchen haben, einem Bache, welcher einige Stunden nördlich von Jerusalem entspringt und gegen den Jordan fließt. Man hat dagegen eingewendet, daß dieses Flußthal von Jesreel aus nicht „gegen Morgen“ liegt. Aber der palästinensische Sprachgebrauch bezeichnet die ganze Gegend am Jordan mit dem Ausdrucke „gegen Morgen“ schärka. Oder man hat eingewendet, Elia wäre dort noch in einer zu gefährlichen Nähe Ahabs gewesen. Aber einerseits hat Ahab nicht gleich im ersten Sommerhalbjahr, um welches es sich hier handelt, nach Elia gefahndet; andererseits gab und giebt

es in Palästina keine durchs ganze Land hin organisierte Polizei, während das Bergland mit seinem schluchtenreichen Charakter sich vorzüglich zu Verstecken für Flüchtlinge eignet. Beispiele hiervon bietet uns die heilige Geschichte vielfach. Der geneigte Leser hat sich vielleicht schon gewundert, daß z. B. David es wagen konnte, sich mit hunderten von anderen Flüchtlingen mitten im Reiche des Königs Saul zu verbergen, welcher ihn verfolgte. Wie ein Beduinenhäuptling, zum Teil von Raubzügen seine Horde unterhaltend, nomadisierte er durch die Wüste Siph, einige Stunden von Hebron entfernt. Es klingt oft fast wie ein Versteckspiel, wie König Saul mit seiner Kriegsmacht dem Geächteten nachzieht und nie weiß, wo er sich aufhält, obgleich er fast dicht an ihm vorüberzieht. Wer aber einmal durch die Wüste Juda und Siph gezogen ist und die vielen Schluchten und Seitenthäler derselben aufmerksam beobachtet hat, kann sich die Sache recht gut vorstellen. Ja man kann heute noch oft ähnliche Flüchtlinge daselbst finden. Als z. B. vor einigen Jahren seitens der Regierung auf die Männer der Gemeinde in Beit-Djâla (bei Bethlehem) gefahndet wurde, und eine starke Abteilung türkischer Soldaten im Dorf und dessen Umgegend nach ihnen streifte, haben sich jene Geächteten Monate lang zuerst auf den Bergen ringsum, dann in denselben Hügeln und Schluchten der Wüste, welche schon eine Stunde östlich von Bethlehem und Jerusalem beginnt, verborgen, wie einst David und Elia. Oft waren die Soldaten schon auf demselben Berge angelangt, auf welchem sie sich befanden und doch wurde nicht ein einziger von ihnen gefangen. Wir können uns daher recht wohl denken, daß Elia sich wirklich dort im Wadi Kilt vor Ahab verbarg.

Und nun laßt uns hinabgehen in jene einsame Eremitenwohnung des Propheten. Auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho führt eine Biegung des Bergpfades plötzlich an eine Stelle, von welcher man hinabschaut in ein tiefes, wild in

die Felsen eingerissenes Flußthal. Das ist der Wadi Kilt. Hier schieben sich die schroff abfallenden Felsberge der Wüste Juda wie ungeheure Steinmauern ineinander. In mächtigen Linien legen sich die Schichten des Felsgesteins über einander, während drunten im Thal ein hellgrüner Streif von Gebüsch gar freundlich heraufschimmert und den rauschenden, silbernen Bach bald einrahmt, bald verhüllt. Ähnlich dem Eingang in die Taminaschlucht in der Schweiz kommen oft die riesigen Mauern ganz dicht an einander; das gewaltige Thal hat eben Raum für den Bach. Kein Dorf, meist auch nicht einmal ein Haus, hätte in der Tiefe Platz. Hier in dieser weltverlassenen Schlucht, deren wilde Schönheit man sich nicht romantisch genug vorstellen kann, ist die Heimat von allerlei Wild. Steinböcke, Gazellen, Klippdachse, Schakale hausen hier, und eine Menge von Gevögel, Raben, wilde Tauben, Feldhühner finden hier einen von Menschen selten gestörten Schlupfwinkel. Nur in der Blütezeit des Mönchswesens konnten hunderte von Einsiedlern darauf verfallen, in Nachahmung des alttestamentlichen Propheten hier ihre Wohnstätten aufzuschlagen. Die Trümmer eines Klosters aus dem Mittelalter, auf hervorspringende Felsen gebaut, sowie hunderte von dunklen Öffnungen, welche wie Fenster und Thüren aus den Felsmauern herausschauen, sind Zeugen davon.

Das also soll der Zufluchtsort des Propheten Elia gewesen sein. Im Norden dieses Thales erhebt sich der stolzeste und kühnste Berg der umliegenden Wüste, der Quarantanaberg, auf welchem nach einer nicht unwahrscheinlichen Sage Jesus vierzig Tage lang war in der Einsamkeit der Wüste. Diese schaurige Einöde in starrer Felswüste am rauschenden Bach, wohin kein lärmendes Geräusch der fernen Welt drang, war ganz nach dem Sinne des Propheten. Weltferne Abgeschiedenheit scheint er immer geliebt zu haben. In solcher großen schweigenden Natur, ferne den Wohnungen der Menschen, ver-

lernt man die tausend kleinen und kleinlichen Rücksichten des geselligen Lebens, welche das Urteil auf Umwege lenken wollen, und man lernt einfach, gerade, gewaltig urteilen, wie Elia und Johannes der Täufer in diesen Wüsten. Und wenn man da drunten durchs Thal schreitet über Felsvorsprünge, Steinblöcke und Kieselgeröll hinweg, zwischen üppig blühenden Oleandern, deren leuchtendrote Blüten in seltsamem Gegensatz zu dem finstern, schwarzen Felsgestein stehen, auf Pfaden, welche sonst nur dem mutigen Steinbock und der flüchtigen Gazelle vertraut sind, da mag es den Wandersmann oft an jene Zeit gemahnen, da Elia an manchem frühen Morgen oder am kühlen Abend über dieselben Felsblöcke und durch das Gebüsch längst verwelkter Vorfahren dieser Oleanderbäume schritt, der einsame Mann in der rauhen Kamelshaut, mit dem kühnen Blick. Hier, wie in einem großen Tempel der Natur, war Elia mit seinem Gott allein. Segelnde Wolken, brausende Winde fahren hoch über den Felsentempel hin, während wie voller Orgelton aus der Tiefe der Schlucht der Bach durch die Felsen rauscht, und sonst kein Laut hörbar wird, und aus der fernen, fernen Welt nichts hierher dringt von ihren Freuden- und Jammerlauten.

Im Hochsommer mag der Prophet thalauf geschritten sein. Denn schon im Mai gelangt das Wasser des Baches nicht mehr bis zum Jordan, sondern versickert im steinigen Bett, wie fast alle westlichen Zuflüsse des Jordan. So wanderte er denn durch das im Sommer und Winter grüne Thal bis er an die Quelle gelangte. Diese heißt heute Ain Fara, ein Ort, welcher zwei Stunden nördlich von Jerusalem, nahe dem bekannten Engpaß Michmas gelegen, auch heute noch für Liebhaber wilder Naturschönheit ein beliebtes Ziel für Ausflüge bildet. Denn auch hier ist das Thal nicht minder großartig. Aus einem in urweltlicher Pracht gefügten Felsenkessel entspringt die Quelle und bildet anmutige,

zum Baden einladende Felsenbassins, welche durch üppig wachsende Bäume, z. B. wilde Feigenbäume, mit einem undurchsichtigen Blätterdache überschattet sind.

Endlich aber, als bis zum Dezember und Januar des ersten Jahres nach dem eigenen Wort des Propheten kein Regen kam, vertrocknete der Bach Krith. Da kam das Wort des Herrn zu ihm und sprach: „Mache dich auf und gehe gen Zarpath, welche bei Sidon liegt und bleibe daselbst. Denn ich habe daselbst einer Witwe geboten, daß sie dich versorge." Jetzt, nach Ausbleiben des Regens, mag der aufgebrachte Ahab angefangen haben, schärfer nach Elia zu forschen. Dieser war weder in Israel noch in Juda sicher, darum sandte ihn der Herr hinauf in den Norden nach Phönizien, in das Heimatgebiet der Königin Isebel. Dort in Phönizien herrschte kein Wassermangel, der Regen war nicht ausgeblieben. Gerade der Winter 1887/88 konnte uns in dieser Hinsicht zur Illustration dieser Geschichte dienen.*) Im Dezember traf, wie oben erwähnt, der längst ersehnte Frühregen endlich ein. Spärlich fiel derselbe, und dann folgte wieder eine fast ganz regenlose Zeit, welche bis Anfang April andauerte. Nach allen vier Richtungen der Windrose war genügender Regen gefallen, im Westen an der Meeresküste, im Osten am Jordan und im Ostjordanland, südlich von Hebron, nördlich in Galiläa. Nur die kleine Landschaft zwischen Jerusalem und Hebron blieb fast gänzlich ohne Regen. Die ganze Winterzeit ging vorüber wie ein milder, fast regenloser Frühling mit warmen Sonnentagen, die Blumen sproßten in leuchtenden Farben, die Saaten bedeckten die gefeuchtete Erde mit Grün, aber schon ging das Trinkwasser, welches bei den geringen Regenfällen des Winters in den Zisternen gesammelt worden war, da und

*) Dieses zweite Kapitel ist einige Monate später geschrieben, als das erste; die Abfassungszeit ist absichtlich nicht verwischt, weil sie in diesem Falle zu größerer Anschaulichkeit dient.

dort wieder bedenklich zur Neige. Die Wassersnot, welche bei Winteranfang das Land gedrückt hatte, wiederholte sich. Manche dachten daran, für die Zeit des wasserlosen Sommers ihre Heimat zu verlassen, in die Nähe noch unversiegter Quellen zu ziehen oder nach Egypten oder Moab zu wandern. Dunkle Gerüchte schwirrten durch die Luft. Der muhammedanische Prophet vom Grabe Mosis kam herauf und weissagte Heuschreckenstürme und Cholera. Die jungen Saaten lagen verdorrt wie Heu auf den Feldern, warme Sommerluft wehte durchs ganze Land. Da, als das Land schon fast an jeder Hilfe verzweifelte, fiel endlich am siebenten April ein starker Spatregen, welcher die welkende Saat wieder heilte. Aber manche sonst kräftige Quelle hat schon jetzt im Mai kein Wasser mehr, und wer Zisternen besitzt, wird wohl thun, mit dem darin befindlichen Wasser äußerst sparsam umzugehen.

So können wir uns denken, daß einst auch das Reich Ahabs infolge besonderer göttlicher Fügung regenlos blieb, während das benachbarte Juda und Phönizien keinen Mangel an Wasser hatte. Auf einsamen Pfaden zog Elia vorsichtig nach der phönizischen Stadt Zarpath. Sein Weg führte ihn in einer etwa sechstägigen Reise über den östlichen Rücken des Karmel an Akkon vorüber, am Gestade des mittelländischen Meeres entlang, über das kühn und stolz ins Meer vorspringende Felsengebirge Ras Nakura. Eine berühmte Bergstraße, die sogenannte „Tyrische Treppe", mit großartiger Aussicht, vorwärts über das weite blaue Meer, südwärts nach dem Karmel und dem Reich Israel — ist seit uralten Tagen hier in die Felsen gehauen. Dort auf dem hochragenden Felsberg, dessen Wand senkrecht abfällt ins schäumende, brausende Meer, mag Elia Halt gemacht und noch einmal einen wehmütigen Blick auf das unglückliche Land geworfen haben, von welchem er nun für mehrere Jahre Abschied nahm. Dann setzte er seinen Wanderstab weiter und zog hinaus ins phöni-

zische Land. Von einem zweiten ähnlichen Felsengebirge, das mit seinen hochragenden weißen Felsen weithin schimmert und daher Ras el Abiad, das weiße Vorgebirge, heißt, sah er nach einigen Stunden zum ersten Mal hinein nach Phönizien. In weitem Bogen zieht sich die Seeküste hin bis Tyrus, und von da in einem zweiten langen Bogen bis zum Vorgebirge von Zarpath, welches er von hier aus gerade noch sehen konnte. In der Ferne schimmerten die Alpen des Libanon und Hermon, in Nebelduft gehüllt, während zu seinen Füßen das Meer sich dehnte, soweit sein Auge reichte, und die weißen Segel der Tyrier darüber hinflogen. Von da zog Elia hinab, an der Wunderstadt des Altertums, der stolzen Meerestochter Tyrus, vorüber, und gelangte in einer weiteren Tagereise nach Zarpath. Gar freundlich schaut Sarepta, auf halber Höhe eines Berges gelegen, hinab ins blaue Meer. Weder Tyrus im Süden noch Sidon im Norden sind sichtbar. Denn von beiden Seiten sind Berge vorgebaut, so daß man von dem heutigen Dorfe aus, dessen Namen Sarafand noch an den alten Namen erinnert, nichts sieht, als die kleine Strandebene und das rauschende unermeßliche Meer. Das alte Sarepta soll dicht am Ufer gelegen haben. So war es auch hier eine weltabgeschiedene Gegend, in welcher sich der Prophet aufhielt. Durch göttliche Fürsorge durfte die sidonische Witwe, bei welcher er eingekehrt, trotz der Hungersnot niemals dessen entbehren, was einfache Leute heute noch für eine ebenso genügende wie schmackhafte Kost halten, Brot, welches in Öl getaucht wird. An Wasser hatten sie ja dort keinen Mangel. Gegen drei Jahre blieb Elia in Zarpath. Die Zeit mag ihm oft lang erschienen sein, und oft mag er wie fragend hinaus geschaut haben auf das blaue Meer. Aber Gehorsam und felsenfestes Vertrauen auf Gott war der Grundzug seines Wesens — er wartete. Er wurde heimisch in dem einfachen Städtchen, er teilte während dieser Jahre Freud und Leid

der Witwe und mag ihr in den schweren Zeitläuften geholfen haben, ihren Hausstand aufrecht zu halten. Endlich, im Oktober oder November des dritten Jahres erging wieder das Wort des Herrn an den Harrenden. „Und über eine lange Zeit kam das Wort des Herrn zu Elia im dritten Jahr und sprach: „Gehe hin und zeige dich Ahab, daß ich regnen lasse auf Erden!“

Ahab zog eben durchs Land, Futter für seinen Marstall zu suchen, sein Hofmarschall Obadja reiste zu gleichem Zwecke durchs Land — da kam von Zarpath auf dem herrlichen Wege am Meer über die stolze „Tyrische Treppe“ der Prophet Elia und sah von hier zum ersten Male wieder das Land Israel vor sich liegen, einst so prächtig, nun traurig und verödet. Plötzlich tritt er dem Obadja in den Weg, welcher fast an Gespenster glauben will, und befiehlt ihm: „Gehe hin, sage deinem Herrn: Elia ist hier!“

Auf dem Karmel.

Und nun kommt hinauf auf die weitschauende majestätische Höhe des Karmel! Neben den königlichen Bergen Sinai, Hermon und Tabor wird er in der heiligen Schrift genannt. Kühn wie ein Riese erhebt er sich bis 1200 Fuß über die Ebene und über das blaue Meer und sendet seine Ausläufer weit hinein nach Samaria. Der schönste Golf der syrischen Küste, begrenzt durch die Städte Haifa und Akka, schmiegt sich in herrlicher Kreislinie an seinen Fuß. Und welch' schönes blühendes Land ist hier unten! Palmenwäldchen und rotblühende Oleanderbäume, ein Wald von Fruchtbäumen mit Orangen, Zitronen, Granaten, Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln, Feigen u. s. w. schmückt in farbigem Kranze die herrliche Bucht. Am nördlichen Fuße des Karmel, welcher heute Djebel Mar Elias d. h. Berg des Propheten Elia heißt, strömt der vielgewundene Kison durch ein anmutiges Dickicht

von Schilf, Weiden und Oleandern dem nahen Meere zu. Im Winter wird der Bach, dessen schimmernde Linie der Ebene zu so freundlicher Zierde gereicht, wild und zornig und reißt Roß und Reiter in seinen gelblichen Fluten mit. Vor einigen Jahren hatte ich selbst im Mai noch viele Schwierigkeit, eine Furt zu finden, um mit meinem Pferde durchzuschwimmen.

Wie majestätisch sich der Karmel vor uns erhebt! Ein himmelanstrebender Dom, an dessen Fuß das ewige Rauschen und Anschlagen des Meeres niemals schweigt. Das war der Tempel, in dessen weiten Hallen Elia auf Befehl Jehovahs den König und sein Volk zum Gottesdienst entbot. Der Ort jener Volksversammlung wird noch gezeigt, und es hat viel für sich, daß die Tradition hier das Richtige getroffen. Nach der Ebene Jesreel zu auf der äußersten, nach Südosten vortretenden Spitze des Gebirges liegt eine felsige Hochplatte, Mahraka d. i. Brandopferstätte genannt. Ein gewundener steiler Pfad führt durch Felsen und Waldgebüsch von der Ebene Jesreel hinauf. Zahlreiche Eichen und Oleanderbäume rauschen droben im Winde. Eine Quelle sprudelt aus dem Felsen, welche wie in Elias Tagen selbst bei großer Dürre nicht versiegt. Ein steinerner Teich fängt ihr Wasser auf. In einer Tiefe von mehreren hundert Fuß sieht man den Kison vorüberfließen. Dort hat ein großes Volk Platz genug, sich zu versammeln. Auch ist es ein Ort, welcher mit seinem Blick auf Berg, Thal und Meer an den großen, majestätischen Herrn erinnert, der die Berge gründete und die Erde schuf. Und ein solcher Ort that Israel an jenem Tage not. Auch konnte er Israel und seinen König an alte heilige Geschichten erinnern, welche sie vergessen hatten. Denn nicht nur die Ebene Jesreel mit der götzendienerischen Residenz, eingerahmt von den Bergen Nazareths, vom Tabor, dem fernen, schneebedeckten Hermon und den Bergen Gilboa, war von hier aus sichtbar, sondern auch Ebal und Garizim erschienen in der

Ferne, wo der Herr seinem Volke einst Segen und Fluch vorgelegt, und die blauen Berge jenseits des Jordans, über welche einst Mose das Volk geführt hatte. Aber jetzt waren andere Zeiten. Die entarteten Nachkommen wollten von jenem alten Gott nichts mehr wissen. Wie traurig und schmerzlich diese Thatsache war, das konnte man an der gefurchten Stirn des Mannes sehen, welcher, in eine rauhe Haut gekleidet, an seinem Stabe den Berg Karmel hinaufstieg. Einst hatte Mose das Volk an den Sinai geführt. Heute führt Elia, jenem Manne Gottes aus grauer Vorzeit so ähnlich, das Volk wie in ernstem Kirchgang das Waldgebirge hinan. Er sollte ihnen dort eine Predigt halten in einer Sprache, wie man sie seit den Donnern Sinais nicht mehr vernommen. Eine große Volksmenge folgte ihm auf den Berg, während es auf den Wegen von Jesreel schwarz daherkam von lauter herbeieilenden Scharen. Seit drei bis vier Jahren hatte ja der eherne Himmel über den verdorrten Saatfeldern diese Versammlung eingeläutet. Nun sind sie oben. Furchtlos steht der Prophet, nach dem man so lange gefahndet, vor König und Volk. Jetzt erschallt seine gewaltige Stimme fast drohend über den Berg und über die ganze Versammlung: „Jetzt wählt! Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach! Ist es aber Baal, so wandelt ihm nach!“ Allgemeines tiefes Schweigen. Auf dem Karmel wird es still, wie in einer Kirche. Weder Volk noch Fürst noch vierhundert und fünfzig Propheten Baals wagen dem Manne Gottes zu antworten, der heute noch ebenso kurzen Prozeß mit ihnen macht, wie vor drei Jahren. Da erhebt der unerschrockene Prophet seine Stimme zum andern Mal. Und einen schmerzlichen Blick auf das zerstörte Reich und das abgefallene Volk werfend, ruft er: „Ich bin allein übrig geblieben, ein Prophet des Herrn! Aber der Propheten Baals sind vierhundert und fünfzig Mann. Welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott!“ Da

tönt tausendstimmiger Beifall des Volkes: Das ist recht! „Beginnt ihr, wendet er sich zu den Baalspfaffen, denn eurer ist viel!“ und tritt hinüber zum Altar des Herrn und schaut schweigend auf das Baalsopfer und hinaus in das Land der Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs. Im Osten, in blauer Ferne sah er die Berge, an denen Jakob einst mit Gott gerungen und den Namen Israel d. i. Gotteskämpfer erhalten hatte. Heute war „Israel“ zur Wahlversammlung erschienen, um zwischen Jehovah und Baal zu wählen. — —

Zwei Altäre sah man auf dem Berge. Der eine zerfallen und morsch, das war der Altar Jehovahs. Der andere war geschmückt und bekränzt, vierhundert und fünfzig Priester Baals umringten denselben. Und nun ertönten die sinnenberauschenden, schmeichelnden Melodien des heidnischen Kultus, welche Mendelssohn so meisterhaft dargestellt hat. Im Opfertanz mit pantomimischen Bewegungen des Körpers, besonders der Arme, umziehen die reichgeschmückten Baalspriester den Altar. Es ist wohl derselbe Tanz, welcher heute noch bei Hochzeiten unter Begleitung froher Lieder aufgeführt zu werden pflegt und welcher heute noch eine so verführerische Macht auf die Orientalen ausübt, daß jeder wie elektrisiert wird, welcher demselben beiwohnt.

Das war ein viel schmuckerer Gottesdienst, als ihn Elia dem Volke zu bieten vermochte. Auch die königliche Familie sah mit Wohlgefallen den liebgewordenen Zeremonien zu, finstere Blicke auf den Propheten werfend. Der saß wohl auf den zerfallenen Steinen des Altars Jehovas, allein gegen ein ganzes Volk. Vor ihm tanzte das bethörte Israel um den Baalsaltar. Aber Baal hört nicht. Ab und zu nähert sich Elia den Baalspropheten und übergießt sie vor allem Volk mit verächtlichem, beißendem Spott: „Rufet lauter! Denn er ist ein Gott, er dichtet oder hat zu schaffen oder ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er aufwache!“ Da ging

der Tanz in jene wilden Formen des Schwertertanzes über, welcher auch heute noch bei manchen Gelegenheiten aufgeführt wird, indem die blanke scharfe Waffe, mit großer Gewandtheit gehandhabt, selbst bei den gefährlichsten Bewegungen den Tänzer nicht verletzt; aber die Baalspfaffen verwundeten sich absichtlich, anscheinend um ihrem Gott Eindruck zu machen. Schwerter und Lanzen (Luther: „Messer und Pfriemen") schwangen sie in wildem Waffentanze, bis das Blut an ihrem Leib herablief. Aber da war keine Stimme noch Antwort noch Aufmerken.

Endlich, da schon der Nachmittag über diesem tollen Treiben hereingebrochen war, trat Elia wieder auf den Felsen. Mächtig hallt seine Stimme über den Berg: „Kommt her alles Volk zu mir!" Plötzlich stehen die Baalspfaffen allein und die Tausende umringen in scheuer Erwartung den Mann, der mit so großer Seelenruhe dem Ausgange des Gottesgerichtes entgegenzusehen schien, der den Himmel verschlossen hatte drei Jahre lang. Ohne ein Wort zu sprechen trat Elia zu dem Altar des Herrn, der aus alten Zeiten noch hier stand. Es muß selbst für das abgefallene Volk etwas Ergreifendes und die Gewissen Mahnendes gehabt haben, wie sie jetzt Elia ohne Wort an Israels Vergangenheit bis zu Jakobs Geschichte erinnerte. „Er heilete den Altar des Herrn, der zerbrochen war, und nahm zwölf Steine nach der Zahl der Kinder Jakob, (zu welchem das Wort des Herrn redete und sprach: Du sollst Israel heißen!) und baute von den Steinen einen Altar im Namen des Herrn." Dann gräbt er eine Grube um den Altar, legt Holz und Opfer darauf, schöpft schweigend Eimer auf Eimer mit Wasser und gießt's auf Brandopfer und Holz. Jetzt hebt er seine Augen empor und betet vor dem staunenden Volke mit ruhiger Zuversicht: „Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Israels! Laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht, und daß ich solches alles

nach deinem Wort gethan habe. Erhöre mich, Herr, erhöre mich, daß dies Volk wisse, daß du Herr Gott bist, daß du ihr Herz darnach bekehrest! Da fiel das Feuer des Herrn herab und fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckte das Wasser auf in der Grube."

In atemloser Spannung hatte das Volk zugesehen. Eben hatten sie noch den wasserüberströmten Altar und den betenden Propheten gesehen, nun hatte sich's blitzschnell geändert, sie sahen nur noch die rote lohende Feuerflamme, die den Altar verzehrte. Jetzt erschallt ein vieltausendstimmiges donnerndes Jubelgeschrei über die Waldhöhen des Karmel, hinab in die Ebene, hinab nach den Götzenhainen der Isebel in Jesreel, hinaus auf das leuchtende blaue Meer: „Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!" Eine ungeheure Begeisterung bemächtigt sich des Volkes. Staunen, Ehrfurcht, Jubel erfüllt aller Herzen. Der Prophet hätte in diesem Augenblick alles befehlen können, sie hätten alles gethan. Elia, auf dem Höhepunkte seines Lebens, vor dem Volk fast mit göttlicher Autorität dastehend, ruft noch einmal unter die jubelnde Menge: „Greifet die Propheten Baals, daß ihrer keiner entrinne!" Die meineidigen Priester Israels, die das Volk verführt, werden ergriffen, an den Kison gebracht und mit dem Schwert gerichtet.

Aber Ahab soll noch einen andern Beweis sehen, daß der Herr Gott ist. Während er sich auf der Höhe nach der langen und aufregenden Versammlung wohl im Königszelt ein Mahl bereiten läßt, tritt Elia vor ihn und spricht: „Ziehe hinauf, iß und trink! Denn es rauschet, als wollte es sehr regnen." In Palästina tritt der Regen nie so sanft und leise ein, wie ein Landregen im Abendlande. Jedem ordentlichen Regen geht ein gewaltiger Sturmwind voraus, der Berge und Thäler mit seinem Brausen drohend erfüllt. Wenn aber die Wolken im Westen dazu erscheinen, so freut sich das ganze Land, denn ein starker Regen ist in Sicht. So hört

es auch Elia rauschen, als wollte es sehr regnen. Aber noch ist der Himmel wolkenlos. Da steigt der Prophet hinauf auf des Karmels Spitze. Dort konnte er weit hinausschauen ins Meer nach Westen, woher die Wolken kommen mußten. Der Sturm brauste mächtig durch die Wipfel der Eichen. Drunten kehrte die Gemeinde in Scharen heim über die Ebene, aber der Prediger saß noch betend in seiner Sakristei auf einsamer Bergeshöhe. Mit der Gebärde eines demütig um Hilfe Flehenden betet er um Regen für sein Volk. Wohl tönte in den Lüften jenes lange ersehnte Heulen und Sausen feuchten Regenwindes. Aber wie wir im letzten Winter so oft unter solchem Sturm sehnsüchtig nach dem westlichen Horizonte des wolkenlosen Himmels schauten, so sendet Elia wieder und wieder seinen Diener hinauf, bis er endlich mit der Meldung kommt: „Siehe, es gehet eine kleine Wolke auf aus dem Meer, wie eines Mannes Hand!“ Da sendet Elia zu Ahab: Rasch angespannt! fahre hinab, daß dich der Regen nicht ergreife! „Und ehe man zusahe, ward der Himmel schwarz von Wolken und Wind, und kam ein großer Regen.“ Der Wagen des Königs eilt, gezogen von raschen Rossen, die die Nähe des Regens wittern, durch die weite Ebene nach Jesreel. Da kommt die Hand des Herrn über Elia, er gürtet seine Lenden und läuft vor Ahab hin bis Jesreel. Mit unglaublicher Schnelligkeit, mit gewaltigem, fast geisterhaftem Prophetenschritt steigt er die waldigen Abhänge herab, durchmißt die Ebene und kommt noch vor dem Könige, dessen Wagen auf gewundener Fahrstraße nachkommt, in die schimmernde Königsstadt Jesreel, welche er vor drei ein halb Jahren verlassen.

Welcher Jubel damals das ganze Land durchbrauste, das vermag sich nur der einigermaßen vorzustellen, der im heiligen Lande Ähnliches erlebt hat. Als sich in diesem Jahre nach so langer Dürre plötzlich das wohlbekannte Windrauschen, das Brausen und Pfeifen des Sturmes erhob, als

wollte er die Häuser mitnehmen, als endlich die vorüberjagenden Wolken die ersten Tropfen herabsandten, da scholl lauter Jubel durch ganz Bethlehem! Die Leute stürzten aus den Häusern und Werkstätten und begrüßten den Regen. Sie hüllten sich in ihre Mäntel und verließen springend und tanzend ihre Arbeit. Und während es draußen toste und brauste und der Regen in Strömen fiel, da herrschte Freude in jeder Hütte des Landes und man lauschte mit Wonne dem fallenden Regen. Die versiegten Wasserquellen fingen wieder an zu fließen, die ausgetrockneten Zisternen füllten sich, und alle Wassersnot war mit einem Schlage verschwunden.

Wie groß mag erst damals die Freude in Israel gewesen sein! Der Westwind tobte wieder mit Lust durch die Eichkronen des Karmel und über die Ebene Jesreel. Mächtige dicke Regentropfen, wie gewöhnlich am Anfang solchen Regens, stürzten herab, und die süße, längst entbehrte Musik schlagender und fallender Regentropfen tönte nach dreijähriger Pause wieder an die Häuser und Fenster und an die Ohren von ganz Israel. Und es strömte und strömte von den Wolken herab von Berg zu Thal auf das durstige Land, und die Erde trank in langen Zügen den lange entbehrten Segen des Himmels. Bäume und Pflanzen, vom Regenwind zerzaust, hoben sich frisch und fröhlich empor, Bäche und Flüsse, rasch angeschwollen, rauschten wieder in lustigen Sprüngen zu Thal. Aber all diese tausend Stimmen der Natur, in den Wolken, in den Lüften, in den Wasserströmen, in den Gründen, schienen in ihrer Sprache nur eins durch ganz Israel hin zu rufen: „Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!“

Bis an den Berg Gottes.

Am Tage nach diesen großen Ereignissen finden wir Elia auf der Flucht. Die erzürnte Königin hat den Tod des verwegenen Propheten beschlossen. Da fürchtet er für sein

Leben (wörtl. Ueberſ.), und zum erſten Male finden wir ihn auf einem Wege, den er ohne göttliches Geheiß angetreten. Nach gewaltigen, erhebenden Erfolgen iſt der Glaube ſelbſt der erprobteſten Gottesmänner am meiſten in Gefahr. „Ein geſchlagener Feldherr“ flieht er weit weit hinaus gen Süden, wo einſt Abraham mit ſeinen Herden wohnte, nach Berſaba. Dort läßt er auch ſeinen Diener zurück und wandert einſam, verlaſſen, gebrochenen Mutes hinein in die Wüſte. Bei Berſaba hört das bebaute Land auf, und man tritt, ſüdwärts reiſend, ein in jene große Wüſte, welche ſich vom Euphrat über die Sinaihalbinſel bis nach Egypten zieht. Dort erblickt das Auge nur noch ganz dürres, wellenförmiges Berg- und Hügelland. Weit und breit giebt kein Baum Schatten, nur gewiſſe Sträucher, beſonders der Ginſterſtrauch, treten bald einzeln, bald in größeren Gruppen auf. Seinen hebräiſchen Namen Retem hat der letztere bis heute behalten. Kleine gelbe Blüten verleihen ihm einiges Leben, doch trägt er ganz das Gepräge einer Pflanze der dürren Wüſte. In der Geſtalt iſt er gewiſſen Farrenkräutern nicht unähnlich. Er wird kaum mannshoch. Wer aber in der heißen Wüſte wandert, iſt doch froh, in ſeinem kargen Schatten ſitzen zu können. Unter einen ſolchen Strauch (Luther: „Wachholder“) ſetzte ſich Elia, nachdem er einige Tagreiſen in die Wüſte hineingezogen. Eine tiefe Schwermut und Verzagtheit hatte ſich ſeiner bemächtigt. Vor wenig Tagen ſtand er noch mit faſt übermenſchlichem Anſehen auf der Höhe des Karmel, jetzt irrte er flüchtig durch die Wüſte. Da bat er, daß ſeine Seele ſtürbe, und ſprach: „Es iſt genug! So nimm Herr, meine Seele. Ich bin nicht beſſer denn meine Väter.“ Und legte ſich und ſchlief und wäre am liebſten für immer eingeſchlafen. Aber ein himmliſcher Bote weckte ihn: „Steh auf und iß, denn du haſt einen weiten Weg vor dir.“ Und er ſtand auf und aß und trank, und ging durch Kraft derſelbigen Speiſe

vierzig Tage und vierzig Nächte bis an den Berg Gottes Horeb.

So lange hätte Elia auf direktem Wege nicht gebraucht. Vierzehn Tage hätten bequem gereicht. Aber der Plan, nach dem Horeb zu gehen, war bis dahin noch gar nicht ausgesprochen worden. Planlos zieht er zunächst durch die Wüste. Und wie einst dem Volke Israel soll ihm die lange Wanderung zur Läuterung dienen. In der großen Einsamkeit redeten die stillen Wüstenhügel und Flächen laut zu seinem aufgeregten Herzen. Er sah im Geist Israel durch dieselbe Wüste ziehen, er sah die Hartnäckigkeit des Volkes und die Geduld seines Vorgängers Mose. Hier herrschte keine Isebel, hier zwischen den Bergriesen, welche nach dem Sinai zu größer und größer wurden, war Gott allein König. Nur selten traf er streifende Beduinen oder Karawanen oder ein schwarzes Zeltlager der Nomaden. Endlich kommt er an den Berg Gottes. Wieder wandelt Prophetenfuß auf diesen Pfaden, wie in alten Tagen. Wieder tritt ein Mann Gottes wie Mose hier vor den Herrn. Er geht in eine Höhle und übernachtet daselbst. „Und siehe, des Herrn Wort kam zu ihm und sprach: Was hast du hier zu thun, Elia? Er sprach: Ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth. Denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen und deine Altäre zerbrochen und deine Propheten mit dem Schwert erwürgt, und ich bin allein überblieben, und sie stehen darnach, daß sie mir mein Leben nehmen. Der Herr sprach: Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn! Und siehe, der Herr ging vorüber, und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her. Der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben. Aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer. Aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles sanftes

Sausen. Da das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging heraus und trat in die Thüre der Höhle.“ Was hatte ihm der Herr zu sagen? Gewiß durch die Art seiner Erscheinung auch, daß er wohl der dreimal Heilige, aber auch der tausendmal Barmherzige sei; gewiß auch, daß, wo Menschen falsche Geduld haben, der Herr donnert, aber, wo sie sich zu falscher Ungeduld fortreißen lassen, barmherzig und gnädig und von großer Geduld ist. Aber was er mit Worten sagt, lautet anders. „Was hast du hier zu thun, Elia“ ertönt es strafend zum zweiten Male an sein Gewissen. Und unverzüglich wird er von seinem selbstgewählten Wege zurückgeschickt auf seinen Posten, nicht um das still sanfte Sausen zu verkündigen, sondern um das Gericht anzubahnen. Und der Prophet, dem auch der eigene Weg zu einem Segensweg verwandelt wird, auf dem er noch Größeres sah, als auf dem Karmel, eilt in der alten Kraft zurück und vollendet sein Tagewerk. Meistens scheint er in Einsamkeit auf dem hohen Berge Karmel gelebt zu haben. Seine Kleidung war die der Landleute: ein weißes Hemd, mit einem ledernen Gürtel um die Lenden befestigt, und eine „rauhe Haut“ d. i. ein Mantel aus einem Fell, das nicht enthaart war. Vom hohen Berge sah er täglich herab auf das Land, darinnen er als Reformator nicht vergeblich gewirkt hatte. Zweimal sehen wir ihn mit aller Unerschrockenheit den gottlosen Fürsten Israels entgegentreten. Dann kommt auch für ihn die Zeit zur Heimfahrt.

Ein himmlischer Abendglanz liegt über dem Lebensende des großen Propheten. Der Sturm und Kampf hat ausgetobt. Er steigt herab vom Karmel und zieht noch einmal durch das Land wie ein Abschiednehmender, von Stadt zu Stadt, an Gilgal, Bethel, dem Wadi Kilt, wo ihn einst die Raben gespeist, und Jericho vorüber nach dem heiligen Jordanstrom. Die Grüße der Prophetenkinder, die ihre Kniee

auch nicht gebeugt hatten vor Baal, hallen ihm nach, während er hinabsteigt in die wundervolle grüne Jordanau, wo nachmals sein Nachfolger Johannes sein Werk wieder aufnehmen, wo ein Größerer als sie beide in die Fluten steigen sollte, um den ins Tote Meer eilenden Strom der Menschheit mit himmlischem Leben zu erfüllen. Während er mit Elisa ging und redete, siehe da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und Elia fuhr also im Wetter gen Himmel.

Aus fernen Jahrhunderten schaut die hehre Gestalt des Propheten Elia herein in unsere Tage. Sie mahnt uns, einen guten Kampf zu kämpfen, den Lauf zu vollenden, Glauben zu halten. Und wenn es auch uns nicht beschieden ist, teurer Leser, die Wasser des Jordans wunderbar zu teilen, sondern der Strom unseres Lebens zuvor ins Tote Meer hinabfließen muß, so leuchtet doch auch uns eine selige Heimfahrt, und auch wir sehen die Himmelspforte offen, wenn wir auf den mannigfaltigen Wegen unseres Lebens hinsichtlich des Glaubens und Gottvertrauens bleiben auf den Wanderpfaden Eliä, bis daß wir kommen auf den Berg Gottes, und jenes alte Lied unserer Väter an uns erfüllt wird:

Laß dein' Engel mit mir fahren
Auf Elias Wagen rot,
Meine Seele wohl bewahren
Wie Laz'rum nach seinem Tod.
In das schöne Paradeis,
Drein der Schächer thät' sein Reis',
Wirst du mich, Herr Christ, einführen
Und mit ew'ger Klarheit zieren.

Ein Sonntag an den Ufern des Sees Genezareth.

Der See Genezareth war unser Ziel, als wir am 16. Oktober 1886 in der Mittagsstunde von der stolzen Höhe des Tabor aufbrachen. Unsere Pferde hatten droben auf dem majestätischen Berge gut ausgeruht und flogen nun um so lustiger durch das hellgrüne Waldesdickicht, welches den Fuß des Tabor umsäumt. Aber bald klommen sie nur noch mühsam zwischen den rauhen Basaltsteinen und Blöcken weiter. Die Sonne brannte heiß, die Schirme wurden aufgespannt, und auf eintönigem, nicht enden wollendem Pfade trugen uns unsere Tiere keuchend weiter.

Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's, doch wenig Brot.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.

Sehnsuchtsvoll zogen unsere Gedanken hinüber nach Deutschland, wo sie gewiß schon gemütlich am warmen Ofen saßen, während wir uns hier von der Oktoberhitze fast braten lassen mußten. Indessen nach einigen Stunden wurde es

besser. Ein kühler Westwind wehte vom Mittelmeer herüber, während die schon abendliche Sonne die gegenüberliegenden Berge vergoldete. Von dem Ziel unserer Reise konnten wir auf dem ganzen Wege, so sehr wir auch darnach ausschauten, nichts entdecken. Basaltklötze, kleine Einsenkungen und Erhebungen des Terrains, dahinter ein Streif der östlichen Berge, das war unsere ganze Aussicht. Gegen Abend erreichten wir den Saum des steinigen Hochlandes.

Da, als wir eben auf einen Vorsprung desselben hinauf galoppierten, lag plötzlich der See Genezareth vor uns in seiner ganzen Ausdehnung. Leuchtend in tiefstem Blau, in ruhigem Glanz schaute er herauf aus einem farbigen Kranz duftiger Berge wie ein dunkles blaues Auge, als ruhte noch ein Widerschein jenes milden, klaren Heilandsauges darauf, welches sich oft in diesen Wassern gespiegelt vor 1800 Jahren. Der Anblick, welcher sich unserem erstaunten Auge darbot, kam so unvermutet und überraschend, daß jeder mit einem Ausruf freudiger Verwunderung Halt machte und hinabschaute auf die stille blaue Pracht in der Tiefe. Der Blick auf den See war geradezu entzückend. Die Berge, welche gleich einem schützenden Wall den See umschlossen, waren von der scheidenden Sonne lieblich gerötet und warfen ihr Spiegelbild hinab in die leuchtende Flut. Dort, dort lag einst Kapernaum, dort Gadara, dort auf dem dunkeln Hügel Chorazin, dort an der lieblichsten aller Buchten Bethsaida, dort die grüne Ebene Gennesar, hier zu unsern Füßen im Thal Tiberias mit seinen weißen, dicht an den See gebauten Häusern! Es war, als ob unser Auge etwas suchen müßte in der stillen Landschaft, über welche alle Huld und Anmut Gottes ausgegossen war, — die Gestalt dessen, der einst in diesem Thal verkannt, in Knechtsgestalt unter Elenden und Armen am liebsten wandelte und allen wohl that.

Endlich ritten wir weiter auf steilen, gewundenen Pfaden hinab nach Tiberias. Gar freundlich winkten seine weißen

Häuser und hohen Türme und das alte trümmerhafte Kastell. Nach einer halben Stunde zogen wir ein in die Stadt, froh in dem Gedanken, einen vollen Tag, dazu einen Sonntag, an den Ufern des galiläischen Meeres zubringen zu dürfen. Treu dem Charakter einer orientalischen Stadt entpuppte sich das von weitem so liebliche Tiberias als ein schmutziges Nest. Einst, zu Jesu Zeiten von den Israeliten als unrein gemieden, ist Tiberias längst eine der heiligsten Städte des Talmud-Judentums geworden. Die Juden bilden auch heute weitaus die Mehrzahl der Einwohner. Ein babylonisches Sprachgewirr, deutsch, arabisch, polnisch, spanisch, italienisch, russisch ertönt auf den Märkten und Bazars, denn von allen Weltteilen sind diese Juden hier zusammengeströmt. Wir aber eilen ohne Aufenthalt durch die Straßen und klopfen an der Thür des gastlichen Franziskanerklosters an, um uns für die Zeit unseres Aufenthaltes Quartier zu erbitten. Nicht ganz so begeisterte Empfindungen, wie sie unsere Herzen erfüllten, bemächtigten sich des guten Paters Lukas, des greisen Guardians des Klosters, als wir uns mit unseren Pferden im Klosterhof aufpflanzten. Trotz seiner allen Besuchern von Tiberias wohlbekannten Freundlichkeit hätte er uns im Augenblick wohl am liebsten dahin gewünscht, wo der Pfeffer wächst. Denn eine französische Karawane hatte schon alle Zimmer des Klosters in Beschlag genommen, und der ehrwürdige Pater hatte, bescheiden genug, sein eigenes Gelaß den Gästen überlassen und sich selbst aufs Dach hinaufquartiert. In gelinder Verzweiflung ging Pater Lukas bald dahin, bald dorthin, und erklärte wieder und wieder in seinem gutmütigen Tyroler Deutsch: „I thue alles, aber was i holt nit konn, dos konn i nit!“ Da aber ein anderes reinliches Quartier in Tiberias nicht zu finden war, verlegten wir uns aufs Bitten; wir wollten gerne irgendwo auf dem Boden auf unsern Teppichen liegen. Aber schlecht sollte uns sein Kloster

auch nicht herbergen. Endlich, während wir immer noch vor der Thür warteten in Gesellschaft eines Jesuitenpaters, der mit uns vom Tabor gekommen war und — er war aus Bayern — seinem Unmut und seiner Verachtung gegen die Franziskaner auf gut Deutsch Luft machte, gelang es Pater Lukas, noch ein Zimmer mit zwei Betten frei zu machen. Zwei von uns bezogen dasselbe — es herrschte eine tropische Hitze darin — während ein dritter mit mir die müden Glieder unter freiem, mondbeschienenem Himmel auf dem Dach ausstreckte, wo wir in der angenehmsten Temperatur trotz der harten Steinplatten in der milden Sommerluft uns an der Seite des Pater Lukas gewiß eines erquickenderen Schlummers erfreuten, als die Schläfer drunten im Hause. Ein herrlicher Sonnenaufgang begrüßte uns am

Sonntagmorgen.

Es war der 17. Sonntag nach Trinitatis. In kühle Morgenluft getaucht, unter den ersten Sonnenstrahlen erglänzend, wie reizend sah doch der See Genezareth aus mit seinen schimmernden Ufergeländen! Meßgesang und Chorglöcklein erschallten in der Kapelle nebenan. Da traten auch wir hinein und feierten mit den Katholiken den Sonntag. Ein Pater aus Kana in Galiläa war gekommen, um eine arabische Predigt zu halten, worin er in Anlehnung an das Sonntagsevangelium Buße des Herzens, fromme Werke der Buße und Vertrauen auf die Heiligen empfahl. Unser Hauptgottesdienst aber sollte heute eine Fahrt über den See Genezareth nach Kapernaum sein, und die alte Heimat Jesu, Berg und Thal, See und Ufergelände sollten uns die Predigt halten. Es war gegen Mittag, als wir durch das Hinterpförtchen des Klostergartens hinaustraten an den See. Unser leichtes Segelschiffchen stand schon zur Abfahrt bereit. Unseren gestrigen Begleiter, den Jesuitenpater, hatten wir eingeladen, mitzufahren. Freudig

überrascht nahm er an und stieg mit uns ein. Bald schaukelte unser hübsches Boot hinaus in den blauen, schimmernden See. Da gab es der Erinnerung viel an den „Holdseligsten unter den Menschenkindern", welcher einstens so oft hier gefahren. Manches Lied tönte zu seinem Gedächtnis über die Wasser des Sees durch das Plätschern der Ruder. Das erste war das alte deutsche Volkslied:

Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden,
Gottes und Marien Sohn!
Dich will ich lieben,
Dich will ich preisen,
Du meiner Seele Licht und Kron!

Wir waren mit unserem Jesuiten zusammen sechs Personen, ebensoviel stellte die Bemannung des Kahnes. Unser jesuitischer Freund machte die hübsche Bemerkung, daß wir ja im Schiff gerade zwölf seien, wie einst die Apostel, wenn sie über den See fuhren, worauf ich ihm erwiderte, daß der Dreizehnte von damals sicherlich auch mit im Schiffe sei. Mit den lieblichen Düften, welche ein leiser Wind von den Ufern herübertrug, an welchen Jesus so oft gewandert, zogen auch die Erinnerungen herüber aus jenen schönsten Tagen, welche über diesem paradiesischen See anbrachen, als Jesus diesen tiefen Thalkessel zum Schauplatz seiner Lebensarbeit machte. Damals, als er, gefolgt von großen Scharen, an den Gestaden dieses wundervollen Jordansees lehrte, predigte, heilte, wurde diese Landschaft, in deren Bewunderung wir versunken waren, gleichsam zu einem offenen Himmelsthor, durch welches die Menschenkinder an der Hand des himmlischen Führers hineinschauen durften in die Geheimnisse und Herrlichkeiten des ewigen Gottesreiches. Hier schien alles von ihm zu erzählen, und keine Predigt konnte uns heute so ergreifen, wie die stumme, ernste, liebliche Predigt der durch

Jesu Erdenwirken für alle Zeiten geheiligten Natur. Es war ein feierlicher Sonntag über Land und See ausgebreitet, als ob die schimmernden Berge sich ihm neigen wollten: „Gegrüßet seist du mir!“ als ob die Kunde von zweijährigem Wirken des Herrn mit den zitternden leuchtenden Wellen flüsternd daherflutete, um unsere Seele ganz zu füllen. Biblische Erinnerungen durchzogen unsere Gespräche, und auch unser jesuitischer Begleiter beteiligte sich mit immer größerer Wärme daran, wie wir denn in ihm überhaupt einen feinen Bibelkenner fanden.

Selbst unsere Schiffer gemahnten uns oft an die Geschichten aus dem Leben Jesu. Es sind kräftige, gedrungene Gestalten, ihre Kleidung entweder marineblaue Pluderhosen, helle Jacken, violettes Kopftuch, welches durch zweimal umgeschlungenen schwarzen Strick aus Ziegenhaar festgehalten wird, oder einfach ein blaues Hemd, welches um den Leib gegürtet ist. Je drei Mann wechseln sich im Rudern ab. Während die einen rudern, flicken die andern ihre Netze. Auch Jakobus und Johannes flickten gerade ihre Netze, als Jesus, am See wandelnd, sie in seine Nachfolge berief. Zuweilen, wenn wir an seichte Stellen kommen, gürten einige von ihnen das Hemd hoch auf und springen in den See, um dort ihre Netze bis zur Rückkehr auszuwerfen. So sprang auch Petrus einst hier irgendwo ins Meer, als er merkte, daß sein auferstandener Herr am Ufer stehe. — Einer von ihnen legte sich hinten ins Schiff und schlief, und während unser Nachen so leicht über den Spiegel des Sees flog, mußten wir daran gedenken, daß einst in einer stürmischen Stunde Jesus hinten im Schiff schlief und auf den Ruf seiner Jünger aufstand, und Windsturm und Wasserwogen mit einem Wink zur Ruhe brachte, und die empörten Elemente sich still zu seinen Füßen schmiegten, während seine hochragende Gestalt, auf dem Bord des Schiffleins stehend, sich von dem drohenden schwarzen Gewölk abhob.

Für eine Erinnerung an jene heilige Gesellschaft, welche einst gleich ihnen mit gespanntem Segel über den See Tiberias fuhr, zeigten sich unsere gut muhammedanischen Schiffsleute nicht empfänglich, vielmehr brachten uns ihre Gespräche, deren fast keines ohne Flüche anfing, zum traurigen Bewußtsein, daß den Gestaden dieses Sees wirklich im tiefsten Sinn widerfahren war, was die Bürgerschaft von Gadara einst gewünscht hatte, als sie herauszogen aus ihrer Stadt und Jesum baten, daß er von ihren Grenzen wiche. Dagegen gaben sie uns gerne über ihre Fischerbeschäftigung Aufschluß. Wenn sie einmal einen guten Fang thäten, sagten sie, so käme es wohl vor, daß sie in einer Nacht zehn bis zwölf Zentner Fische fingen, so daß sie Mühe hätten, mit vereinten Kräften das Netz ans Land zu ziehen, und oft zerrissen in solchem Falle ihre Netze. Wolle man aber einen solchen Fang thun, so müßten die Netze in stiller Nacht ausgespannt sein, denn am hellen Tage finge man nichts.

Um so auffallender mußte dem Petrus, nachdem er eine ganze Nacht hindurch, also während der günstigsten Zeit, nichts gefangen hatte, der Befehl des Herrn sein, am hellen Mittag auf die Höhe zu fahren und die Netze auszuwerfen. Petrus gehorchte gegen alle Erfahrung seiner Fischerpraxis und sprach, wenn auch wohl mit wenig Hoffnung auf Erfolg: „Aber auf dein Wort will ich mein Netz auswerfen!“ Da fing er so viel, daß er den ganzen Reichtum kaum mit seinen Gesellen hereinziehen konnte. Über dies auffallende Ergebnis kam die erfahrenen Fischer alle ein Schrecken an. Simon Petrus sank in die Kniee und rief: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch!“ Der Herr sprach: „Fürchte dich nicht, Simon — denn von nun an wirst du Menschen fangen!“ und berief so in jener Weihestunde den Fischer vom kleinen galiläischen Meere hinaus auf das große rauschende Meer der Menschenwelt.

Neugierig lauschten die Fischer unserer fremden Sprache. Besonders komisch erschien ihnen der Name „Pastor", mit dem ich angeredet wurde. Sie deuteten sich denselben in ihrer Weise und nach ihren etymologischen Kenntnissen. Das arabische bass hieß „nur", tôr „Ochse", welche nicht eben schmeichelhafte Erklärung mein Diener Hanna in fatalem Eifer für seinen Herrn nur bestätigte, als er ihnen bedeutete, damit sei aber ein europäischer gemeint. Er wollte sagen, Pastor sei ein europäisches Wort. — Wie die Bewohner des segensreichen Nilthales ihr Nilwasser über alles lieben, so die Genezarener das Wasser ihres Sees. Daß wir uns vor dem Trinken eines Filters bedienten, schien ihnen fast eine Beleidigung gegen ihren See, welcher die Welt von Tiberias jahraus jahrein tränkt, freilich auch fast allen Unrat der Stadt aufnimmt. Auf der Höhe des Sees fanden auch wir das Wasser rein und recht gut trinkbar.

Der ganze See strahlte im Glanz der Oktobersonne im tiefsten Blau, nur einige Striche waren ab und zu grün angehaucht. Die Berge um den See her fallen oft sehr steil ans Ufer ab. Sie sind öde und unfruchtbar, in zahlreiche Schluchten und Klüfte zerrissen, und doch bieten sie einen so anmutigen Anblick durch ihr wundervolles Kolorit. Es giebt keine Farbe des Regenbogens, in welcher diese Landschaft an jenem Nachmittag nicht geglänzt hätte. Es lassen sich etwa acht näher zusammengehörige Höhenzüge unterscheiden, welche den See umkränzen, denn die ganze Umgebung des Sees kann man mit einem Blick umfassen. Teils sind es lang hingestreckte Rücken, teils mehr einzeln hervorragende Berge. Im Süden vereinigen sich für das Auge in duftiger Ferne die östlichen und westlichen Berge zu einem Thor, welches den Jordan durchläßt, während sich im Norden der gewaltige, schneebedeckte Hermon, „der Häuptling der Berge", majestätisch erhebt und weit, weit hinein- und hinabschaut ins Land

bis nach dem fernen Jericho. So ist der See auf allen Seiten von einem Wall von Bergen eingeschlossen. Denn auch im Westen erheben sich hohe, zackige Berge. Am imposantesten ist dort, fast drohend mit finsterem Angesicht, der Berg über Wadi Hamâm, welcher mit seinem schwarzen düstern Basaltgestein streng wie ein Riese auf den See herabragt. Hinter demselben schauen die Krun Hattin d. h. die Hörner von Hattin hervor, zwei Bergspitzen, welche wie Hörner neben einander aufsteigen. Sage und Geschichte haben einen doppelten Kranz um sie gewoben; die Sage einen Kranz von himmlischer Glorie, denn dort sollen die Seligpreisungen aus dem Munde des Heilandes erklungen sein; einen blutigen Kranz die Geschichte, denn hier wurde die Blüte der abendländischen Ritterschaft in der letzten mörderischen Schlacht von Saladin aufs Haupt geschlagen. Von da an mußten die Kreuzfahrer den viel besungenen und viel umstrittenen Boden des heiligen Landes für immer den Ungläubigen überlassen.

Inmitten dieses Kranzes von Bergen, welche das teure Kleinod schützen vor der fernen rauschenden Welt, liegt tief unten in leuchtendem Ultramarin der See Genezareth in all seiner Lieblichkeit, das blaue Auge weit aufgeschlagen zum verschwisterten Himmelszelt. Es ist, als ob ein Hauch des Friedens über diese ruhigen Wasser ausgegossen wäre, als wandelte noch heute unsichtbar der Herr über ihrem Spiegel, als spannte ein ewiger Sonntag seine Flügel aus, um der geweihten Stätte ihren Frieden zu bewahren. Und wie gerne hat Herz und Auge gerade hier diese feiertägliche Stille und Einsamkeit, über welche Gottes Sonne strahlt und funkelt und goldene Buchstaben und Schriften auf die Wasserfläche schreibt, welche jedem leserlich sind, dessen Geist von Kindheit an oft an diesen teuern Ufern geweilt hat.

Freilich der Kontrast zwischen Einst und Jetzt ist groß genug. Das bunte frohe Leben, das einst hier geherrscht hat,

ist längst verschollen. Die Städte und Dörfer, welche ehemals das ganze Ufer entlang sich an einander reihten, die Tausende von Menschen, deren zahlreiche Schiffe mit weißen Segeln den See durchwogten, das frohe Menschengewühl, das einst an diesen Gestaden Jesus umdrängte, wo ist das alles hin? Nirgends mehr eine menschliche Wohnung — nur das einzige Tiberias hinter uns. Aber wo ist Kapernaum, wo Chorazin, wo Bethsaida, wo Gadara? Nur ein Ort ist noch stehen geblieben aus jenen Tagen. In lieblicher Gegend, rings umblüht und umgrünt von mannigfaltiger Vegetation, lehnen wenige arme Hütten am See. Magdal nennen unsere Schiffer den Ort. Einst hieß er Magdala. Hier ist die Heimat der Maria Magdalena, jener edeln, treuen Frauengestalt, welche ihre Hütte am See verließ, um ihrem Heiland in Not und Tod nachzufolgen bis ans Kreuz, und welcher der Herr so freundlich die Thränen trocknete am lichten Ostermorgen. Ein Andenken treuer Jesusliebe durfte Magdala an seiner lieblichen Bucht stehen bleiben, während alle anderen Städte dahin sind, als wären sie in die Tiefe des Sees versenkt.

Magdala liegt am südlichen Ende der größten jener kleinen Ebenen, welche sich am Rande des Sees in die Berge hineindrängen und auf welche die damaligen Städte standen, wo auch Jesus sich meistens aufgehalten haben muß. Der Schauplatz der meisten Thaten Jesu war auf diesen kleinen Raum beschränkt. Im Altertum hieß die erwähnte Ebene Gennesar. Von ihr hat der See seinen Namen Genezareth erhalten; sie ist anderthalb Kilometer breit, fünf Kilometer lang und schimmerte zur Zeit unserer Fahrt im schönsten Grün. Von Menschen scheint sie ganz verlassen zu sein. Nur da und dort sieht man einen einzelnen Beduinen lauern oder im Gebüsch ein härenes Beduinenzelt stehen. Aber die Kinder der Natur leben dort fröhlich: Wild und Vögel, schöne Blumen, namentlich blühende Oleander, welche ihre leuchtenden

roten Kelche aus den langen feingezeichneten Blättern wie grüßend in die blaue Flut herabtauchen. Zuweilen fuhren wir lange Strecken dahin, wo sich ein dichter Rahmen solcher Oleanderbäume mit einer Fülle der herrlichsten Blüten das Ufer entlang zog. So prangt die holde verlassene Ebene in eigenartiger Schönheit und Pracht, ungeachtet, ob ein Mensch sie genießt oder nicht. Keine arbeitende Menschenhand ändert, keine Pflugschar durchfurcht den Boden. Nur das leise Rauschen und Plätschern der Bäche wird vernommen, welche durch die einst so volkreiche Ebene, zwischen den stillen Bäumen, Büschen und Blumen dem lieblichsten aller Seen zueilen. Wie schön ist z. B. das muntere Flüßchen, welches dort durch die Ebene geflossen kommt wie ein silbernes Band. Von ferne sehen wir es über die Felsen stürzen und in weißschäumenden Wellen kopfüber in die kühle Seeflut tauchen. Dort soll Bethsaida gestanden haben, Petri Heimat. Am folgenden Tage, dem denkwürdigen 18. Oktober, konnten wir uns auf der Ebene Gennesar überzeugen, welch' üppige Vegetation dieser so verlassene Boden hervorsprießen läßt. Neben den blühenden Oleandern wucherte eine Dickicht der verschiedenartigsten Sträucher und Bäumchen, worunter besonders die Dôm-Bäume zahlreich vertreten waren; blaue Dolden, die Wegwarte und eine Fülle der verschiedensten Gräser bedeckte die Erde. Geier, Rohrdommeln, Möven, Reiher, Rebhühner und Tauben nisteten in den Gebüschen. Auf solchen Gewächsen mag Jesu Auge oft sinnend geruht haben, wenn er aus den Bildern der Natur Gleichnisse für sein himmlisches Reich suchte. Als wir Minze, Till und Kümmel dicht nebeneinander stehen sahen, wurden wir lebhaft daran erinnert. (Matth. 23, 23.) Auch der „Senfbaum", jener Strauch, der zum Sinnbild für das Wachstum des Reiches Gottes geworden ist, war mit seinen tausendfältigen Früchten häufig zu sehen, und Vögel des Himmels suchten Schatten darunter.

Leise glitt unser Schifflein mit dem leichten Winde über die Flut. Näher und näher kamen wir jener eng umgrenzten Landschaft von Kapernaum und Bethsaida, über welche sich einst die ganze Fülle der Liebe Jesu Christi vergeblich ergossen hat. Schon wird die Trümmerstätte von Kapernaum sichtbar. Hinter derselben erhebt sich sanft ansteigend das Hügelland. Wahrscheinlich auf einem dieser von hier aus unsichtbaren Hügel hat Jesus die Bergpredigt gehalten, denn die stolzen Krun Hattin sind dazu viel zu weit entfernt. Jedenfalls hatten wir dicht vor uns die Pfade, die Hügel, auf welchen Jesus zu gehen pflegte. Die Wege am See müssen dieselben sein, wie damals, denn dicht am See erheben sich die Berge, oft steil und felsig, so daß jeder hier gehen mußte, der von einer Stadt zur andern kommen wollte. Dort links von Kapernaum, durch einige Hügel getrennt, soll die Stätte von Bethsaida sein. Auf dem schmalen Weg zwischen dem See und den steilen Hügeln ging Jesus eines Morgens, als er Petrus und seinen Bruder Andreas in seine Nachfolge berief. Hier an diesen Ufern entstand jene mächtige Volksbewegung am Anfang der Wirksamkeit Jesu. Da sind ihm Tausende nachgezogen, oft acht bis zehn tausend, als wollte an diesen Gestaden die ganze Menschheit dem himmlischen Führer folgen an die schönen lichten Ufer des Meeres der Ewigkeit. Wie glücklich mag damals Jesu Auge manchmal über die Volksmengen hinweg hinausgeschweift sein auf den blauen See, weil das Volk sich helfen lassen wollte, dessen ihn so herzlich jammerte. Aber auch manche traurige Stunde hat der Herr an diesem See zugebracht. Die erste Aufregung ließ bald nach, die Tausende ließen sich durch den neuen Lehrer nicht mehr von ihrem Alltagsleben abziehen, viele seiner Jünger gingen hinter sich, ja er selbst mußte sich mehr und mehr in die Verborgenheit zurückziehen. Da mag er oft allein und traurig am Seeufer gegangen sein. Da mag es ihm mehr und

mehr klar geworden sein, daß sein Weg unabwendbar in den Tod führen müsse. Dann ging er des Abends hinauf auf diese Hügel, die vor uns lagen hinter Kapernaum, an wüste, einsame Stätten und betete zum Vater die ganze Nacht. Und hier hatte er auch Abschied genommen zum letzten Mal, als er sein Angesicht stracks wandte, dorthin hinter jene Berge, welche sich im Süden in nebeligem Blau verlieren, hinauf nach Jerusalem, um allda zu sterben.

Jetzt legte unser Schifflein am Lande an. Wir waren kaum zweihundert Schritte gegangen, so stießen wir auf weit ausgedehnte Trümmer einer einstigen Stadt. Hier soll Kapernaum gestanden haben. Große, schwarze Basaltquadern liegen umher, teils einzeln, teils in Mauerresten. Am auffallendsten sind die Trümmer eines großen Gebäudes, dessen weißer marmorähnlicher Kalkstein deutlich aus dem mit schwarzem Basalt bedeckten Trümmerfelde hervortritt. Es muß etwa in der Mitte der Stadt gestanden haben. Die Frühlingsreisenden haben meist wegen der außerordentlich üppich wuchernden Brennesseln, welche mannshoch aufschießen, Schwierigkeit, die Trümmer genauer zu sehen. Da wir im Oktober reisten, waren die Nesseln längst von der Sonne weggebrannt. Einst muß ein Prachtbau von seltener Schönheit hier gestanden haben. Die Basen der Säulen, noch gut erhalten, stehen noch in Reih und Glied in ihrer ursprünglichen Ordnung. Doppelsäulen, deren Durchschnitt genau herzförmig ist, haben an den Ecken gestanden. Architrave und Kapitäle sind mit schönem Blattwerk kunstvoll geziert. Wir suchten nach Spuren des Alters dieses Baues. Einmal meinte einer von uns eine Spur christlicher Zeit gefunden zu haben, indem er auf einem prächtig gehauenen mächtigen Stein ein Symbol des heiligen Abendmahls vermutete: Kelch und Ähren. Wir waren aber schließlich doch der Ansicht, daß das etwas undeutliche Bild eher einen siebenarmigen Leuchter mit zwei Palmen darstelle,

was entschieden auf ein jüdisches Gebäude deuten würde. Andere Spuren schienen auf die Römerzeit hinzuweisen, die prächtigen korinthischen Kapitäle, das Pentagramma, ja ein vierräderiger, säulengeschmückter, mit einem Baldachin überwölbter Triumphwagen war noch deutlich auf den Steinen zu erkennen. Diese Verbindung jüdischer und römischer Anzeichen macht die öfters ausgesprochene Vermutung wahrscheinlich, daß wir hier die Trümmer jener Synagoge vor uns haben, welche nach Luk. 7, 5 ff. der römische Hauptmann der Stadt Kapernaum erbaut hat. Dann stünden wir hier an einem Orte, an welchem Jesus Christus unzweifelhaft so manchmal am Sabbath das Volk gelehrt hat in der Schule. Ringsum sucht das Auge auf dem düstern Ruinenfeld vergeblich nach jenen im Evangelium erwähnten Stätten, dem Hause Petri, den Straßen, auf denen sich das Volk versammelte, wenn Jesus sich in einem Hause befand — alles ist unter schwarzem Schutt begraben mit der einstigen Einwohnerschaft Kapernaums.

Auf den Trümmern von Kapernaum setzten wir uns nieder und lasen, was uns die Evangelien von dieser Stadt berichten. Sie zogen alle an unserem Geist vorüber — jene alten heiligen Geschichten von unserem Herrn, an der Stätte, wo sie sich einst zugetragen. Wir schauten hinaus auf den abendlich beleuchteten See und die blauen Berge und sahen im Geiste die Gestalt des Herrn, wie er den Sturm stillte, wie er von Tausenden gefolgt am Ufer wandelte, wie er ins Schiff stieg, um von dort aus das andrängende Volk zu lehren. Wir sahen ihn endlich mit der Glorie des Auferstandenen am See unter seinen Jüngern stehen und hörten ihn fragen: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ und hätten gern, bewegt von den Eindrücken des Tages, mit Petrus geantwortet: „Ja Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“

Schon wollten wir aufstehen, um zurückzufahren, da hielt mich der Jesuit noch am Arm und bat: Lesen Sie

mir doch noch einmal die Stelle vom Fluche des Herrn über Kapernaum.“ Da schlug ich noch einmal mein arabisches Testament auf und übersetzte ins Deutsche jene Worte, deren furchtbarer Ernst uns noch niemals so erschütternd zum Bewußtsein gekommen war, wie hier auf dem Grabe Kapernaums (Lucä 10, 13—15; Matth. 11, 20):

„Da fing er an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren und hatten sich doch nicht gebessert. Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche Buße gethan! Und du, Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn so zu Sodom die Thaten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stünde noch heutigen Tages. Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Lande erträglicher gehen am jüngsten Gericht, denn dir!“ Ja wohl! Kapernaum ist bis in die Hölle hinabgestoßen. Das Volk, die stolzen Paläste sind in Schutt begraben bis auf wenige Trümmer einstiger Pracht. Kein Mensch klagt um sein Grab. Nur wenn der Nachtwind über den See Genezareth streicht, dann klingt es wehmütig wie Trauergesang. Das ist das Totenlied von Kapernaum.

Im Mondschein fuhren wir zurück nach Tiberias. Es war eine stille Fahrt. Die Worte unseres besonderen Sonntagsevangeliums tönten nach in jedem Herzen. Die Berge und Ufer und der See hatten es uns vorgelesen, das ganze Evangelium war wie in einem Abriß vor unserer Seele vorübergezogen, die einzelnen Blätter lagen aufgeschlagen vor uns, sie hießen: Genezareth, Tiberias, Magdala, Kapernaum, Bethsaida, Chorazin, Gadara. Einst und Jetzt woben sich wunderbar in einander in der stillen Abendstunde auf dem träumenden See, die Weissagungen des Herrn und ihre Er-

füllung lagen vor unserem Auge. Es war ein herrlicher Abend. Die Wellen rauschten, der Nachtwind zog leise über das „Meer", der Mond leuchtete, die Sterne funkelten; da sangen wir das Lied:

Der Pilger aus der Ferne
Zieht seiner Heimat zu,
Dort leuchten seine Sterne,
Dort sucht er seine Ruh!

Und endlich, als wir schon die Lichter von Tiberias nahe vor uns sahen, welche doppelt schimmerten, in der Luft und im Wasser, sangen wir noch ein Lied. Und da der Jesuitenpater, der ganz warm geworden war, so fröhlich mitsang, als hätte er wie wir die Lieder einst in der Sonntagsschule gelernt, sagte ich die Verse vor, als wir zum Schluß auf dem galiläischen Meer das Lied von dem Meer der göttlichen Liebe sangen:

Ich bete an die Macht der Liebe,
Die sich in Jesu offenbart;
Ich geb' mich hin dem freien Triebe,
Womit ich Wurm geliebet ward.
Ich will, anstatt an mich zu denken,
Ins Meer der Liebe mich versenken!

Des Nachts stieg ich wieder hinauf auf meine geliebte Dachzinne. Schlafen mochte ich lange nicht. Zu wundersam hielt die silberne Mondnacht See und Bergwelt umfangen. Ich stand auf die Brüstung gelehnt und schaute hinaus auf die dunkeln Umrisse der Berge und lauschte dem regelmäßigen Anschlag der brandenden Wellen. Das glitzerte und funkelte im See wie von tausend goldigen Sternen, die darüber hingestreut schienen. Der Mond warf einen glänzenden Licht-

streif über die leise zitternden Wasser. Dort auf den Bergen hat Jesus des Nachts gebetet, einsam, allein, wenn alle schliefen. Dann hat er auch so den See glänzen sehen und rauschen hören bei Nacht. Und einmal, da war es finster geworden auf dem See, und Jesus war noch nicht zu seinen Jüngern gekommen, und das Meer erhob sich unter einem gewaltigen Sturm, und es war Nacht wie jetzt — da sehen sie plötzlich auf dem See durch die Nacht eine hohe Gestalt wandeln, und eine tiefe männliche Stimme ruft durch den Sturm: „Ich bin's, fürchtet euch nicht!" — Dort im Mondschein war ein Schiffchen zu erkennen, das fuhr langsam, leise über den See, und seine dunkle Gestalt teilte die glitzernden Wellen — so ruhig mögen auch die Jünger weiter gefahren sein, als sie *seine* Stimme erkannt hatten.

Endlich nach Mitternacht nahm ich Abschied von dem geliebten See und dem unvergeßlichen Tage. Schon manchen schönen See habe ich gesehen, aber so hat noch keiner meine Seele ergriffen, wie dieser. Und wo auch immer der Kiel meines Lebensschiffleins treiben mag, zu dir soll er doch immer wieder im Geiste zurückkehren, du lieblicher holder See Genezareth! Hab' auch auf jener Reise noch manche Perle des heiligen Landes gesehen: schön waren die hochragenden Schneegipfel des Libanon, schön das reizende grüne Cölesyrien, das wie ein Garten Gottes inmitten der drei mächtigen Gebirge liegt, wie ein liebliches, unschuldiges Kind zwischen drei hütenden Riesen; schön und herzergreifend waren jene geliebten Orte Galiläas: Nazareth, Tabor, Nain, Sunem; — aber über alles lieblich und ergreifend warst du, du blauer See Genezareth, mit deinen paradiesischen Ufergeländen und Bergen, wo unser Heiland sein Tagewerk gethan hat. Äußerlich müssen wir dich ja verlassen, aber was an Gottes Huld und Liebe ausgegossen wurde über dein stilles Thal, als man Gottes Sohn in armer Knechtsgestalt an deinen Ufern wandern

sah, das soll unvergessen bleiben in unseren Herzen. Und auch du sollst nicht immer verlassen bleiben, sondern du gleichst jenem Dornröschen, das da schläft und träumt hinter Dornenbergen, und kein Mensch achtet sein. Aber wenn dein Held einmal kommt, der Holdseligste und Herrlichste, dann werden auch deine Ufer von neuem leuchten und deine Wogen werden brausen und schlagen von einem Ufer zum andern; und die Häupter deiner Berge werden glänzen und strahlen; denn über ihnen geht auf der Morgenglanz der Ewigkeit.

Eine Nacht in Nain.

Es war am Freitag der sechszehnten Trinitatiswoche, als wir gegen Abend auf der Ebene Jesreel dem Dörfchen Nain zuritten. Inspektor Schneller, Pfarrer Deckert, Lehrer O. Brendle, mein Diener Hanna und der Mukari, das war unsere Reisegesellschaft. Wir hatten an diesem Tage schon Samaria gesehen, waren weit über die Ebene Esdrelon durch Djenin und Jesreel geritten, während ringsum wohlbekannte Berge unsere Gedanken mit reichen Erinnerungen beschäftigten: der Karmel, der kleine Hermon, die galiläischen Berge mit Nazareth und im Norden der majestätische, alles Land überragende Tabor. Schon neigte sich die Sonne inmitten purpurroter Wolken hinter dem Karmel zum Meer, als wir den alttestamentlichen Auferweckungsort Sunem (2. Kön. 4, 18 ff.) mit seiner grünen Umgebung verließen. Ein vorspringender Berg des Djebel ed Dahi, des sogenannten „kleinen Hermon“. trennt diesen Ort von Nain, dem Schauplatz einer neutestamentlichen Auferweckung. Wir trieben unsere Pferde zu rascherem Lauf, als wir um den Berg bogen, der uns die Aussicht auf Nain verdeckte, dessen Name unserem Herzem einen so trauten Klang hatte. Wie lebendig war mir das Städtchen noch im Gemüt! Hatte ich doch kaum fünf Tage zuvor meiner arabischen Gemeinde zu Bethlehem über das

Sonntagsevangelium vom Jüngling zu Nain gepredigt, ohne zu ahnen, daß ich schon am nächsten Freitag eine Nacht daselbst zubringen dürfe. Eigentlich lag es nicht in unserer Absicht, hier zu übernachten, sondern wir wollten nach einem flüchtigen Besuch noch den zwei Stunden entfernten Gipfel des Tabor ersteigen. Unsere Pferde waren aber von den starken Märschen der beiden letzten Tage sehr erschöpft. Das Pferd meines Bruders stürzte, bald darauf das meinige, und dasjenige meines Dieners pflanzte sich mit seiner Gepäckslast unweit Nain so ernsthaft und unbeweglich vor dem Dörfchen auf, als wollte es sagen: Bis hieher und nicht weiter. Da beschlossen wir denn, in Nain zu übernachten, sei es in einem Hause oder im Freien.

Nain heißt nicht umsonst „die Liebliche". Ein hochüberragender steiler Felsberg, dessen Gestalt durch das schwarze Basaltgestein nur noch eindrucksvoller wird, so erhebt sich vor uns der Berg ed Dahi aus der Ebene Jesreel. An seinen Fuß schmiegt sich ein sanft ansteigender fruchtbarer Hügel, von welchem marmorweiß ein Kirchlein schimmert und weit hinausschaut in die große Ebene Jesreel. Das ist Nain. Nur einige Lehmhütten, aus denen das heutige Dörflein Nain besteht, sind nahe der Kapelle sichtbar, elend und dürftig genug, aber das Ganze überaus malerisch und lieblich gelegen. Das blendend weiße Kirchlein, vom letzten Abendstrahl der Sonne beleuchtet, winkte so traulich und einladend zu sich hinauf, daß wir schon anfingen dankbar dafür zu sein, daß wir gegen unsere Absicht genötigt waren, die Nacht hier zuzubringen. Denn Tausende von Pilgern haben schon auf dem herrlichen, aber biblisch weniger bedeutsamen Tabor (Tabor ist nicht der Berg der Verklärung) übernachtet, nur sehr wenige aber in Nain. An der Quelle des Dörfchens, welche schon der einstigen Stadt zu Jesu Zeiten ihr Wasser gab, tränkten wir unsere Pferde und führten sie dann vollends hinauf. Die

Sonne war verschwunden, als wir am Kirchlein ankamen, und rasch brach die Dunkelheit herein. Eine Witwe von Nain und ihre Schwiegertochter, beide Muhammedanerinnen, traten uns auf unsern Ruf hin entgegen und luden uns freundlich ein, hier zu bleiben. Die Witwe führte uns in ein Zimmer, welches die Väter Franziskaner mit der Kapelle erbaut und für anspruchslose Pilgrime mit etlichen Pritschen versehen haben. Kapelle und Herberge waren der Obhut unserer muhammedanischen Gastwirtin anvertraut. Bald hatten wir uns in dem einfachen Hospiz häuslich eingerichtet. Einige Bretter legten wir auf Holzböcke, das war unser Tisch, auf dem wir unsere Vorräte zum Abendessen ausbreiteten. Die Pritschen auf dem Boden belegten wir mit unsern Teppichen, während die Satteltaschen als Kopfkissen dienten. Ein Licht war leider nicht aufzutreiben. Doch die freundliche Frau wußte sich zu helfen. Sie holte einen großen Altarleuchter aus der Kapelle und pflanzte ihn auf unserem Tisch auf. Ihr Sohn konnte uns nicht bewillkommnen, da er nebenan schon lange am Fieber krank lag, was die arme Frau nicht wenig bekümmerte. Ich benutzte die Gelegenheit, ihre Gedanken und Hoffnungen auf den zu lenken, der vor fast 1900 Jahren einer andern Witwe zu Nain so freundlich von ihrem Kummer geholfen und ihr den Sohn zurückgegeben hatte. Sie ging gerne darauf ein, kannte auch die Geschichte von dem „Herrn Jesus“ wohl, der ihr Dorf so berühmt gemacht habe. Auf meine Frage, ob sie wohl daran glaube, daß Jesus einst den Jüngling erweckt und daß er heute noch helfen könnte, gab sie, die Muhammedanerin, die überraschende Antwort: „Wie sollte er denn nicht, ist er doch der Sohn des Allerhöchsten und vom Allmächtigen selbst hervorgegangen!“ Ich begleitete sie hinüber zu dem Kranken, welcher allerdings sehr schwach war. Wir gaben ihm einige Arznei und ermahnten die Familie, sich an den großen Arzt zu wenden, der einst hier so Großes gethan.

Nach unserem frugalen Abendessen zog es uns hinaus, um dem heutigen Nain einen nächtlichen Besuch abzustatten. Der Mond war voll und glänzend aufgegangen und bestrahlte die weite stille Ebene und die Berge. Tausende von Sternen am Himmel funkelten so hell und golden, als wären's Fenster am hohen Himmelssaal, die uns erinnern wollten, daß aus jenen lichten Höhen einst der Lebensfürst herabkam und Leben erweckend auch hier hindurchging. Es war ein unnennbarer Zauber über die prächtige, schweigende Mondlandschaft ausgegossen. War es nur die natürliche Schönheit oder waren es die großen Erinnerungen, welche uns das Herz so bewegten? Es war, als ob jeder Berg, jedes Thal uns eine Botschaft und geheime Kunde aus längst entschwundenen Tagen mit dem leisen Nachtwind zuzurauschen hätte. Auf diesen Fluren ist ja Jesu Fuß so oft gewandelt, auch auf ihrer Pracht, ihren Blumen hat sein sinnendes Auge so oft geruht, wenn er für seine ihm nachfolgenden Jünger die tiefsten Geheimnisse des ewigen Gottesreiches in irdische Bildnisse kleidete. Hoch über Nain ragte der dunkle Berg, welcher Sunem vor unseren Augen verbarg, wo Elisa sein Prophetenstübchen hatte und den Sohn der Sunamitin aufweckte. Dort zur Rechten sind die Lichter von Endor — ein Ort voll trauriger Erinnerungen aus den letzten Stunden eines unglücklichen Königs. Hinter unserem Berge liegen im Schatten der Nacht die Berge Gilboa, über welche Davids Harfe in dem Trauergesang über die gefallenen Helden in unnachahmlich rührenden, wehklagenden Lauten weinte. Dort im Thal, wenn auch unserem forschenden Auge nicht sichtbar, liegt der See Genezareth, an dessen Ufern Jesus seine meisten Thaten gethan hat. Vor uns dehnt sich die weite schweigende Ebene Jesreel aus, in welcher nur da und dort ein einsames Beduinenfeuer flackert, während dahinter so ernst der hohe, nachtumfangene Tabor steht und halblinks auf den Bergen die Lichter der höchsten Häuser von Nazareth

schimmern. In weiter Ferne schließt der dunkle Streif des Karmel das Nachtgemälde am westlichen Horizonte ab. Das war eine Umgebung, welche zumal in stiller Nacht wohl geeignet war, unser Herz mit heiligen, aus frühester Kindheit vertrauten Erinnerungen anzufüllen. Doch nicht der fernen Umgebung bedurfte es hier, am mächtigsten wirkte doch auf uns ein der Ort, an welchem wir standen, das liebliche Nain. Die wenigen Hütten, welche vor uns lagen, stehen ohne Zweifel auf dem Platze des alten Nain. Im Osten und Westen des Dörfchens befinden sich Felsengräber, so daß die Lage des einstigen Begräbnisplatzes unsicher ist. Das Kirchlein deutete uns aber gen Osten, und gerne folgten wir mit unseren Gedanken seinem Winke. Wie feierlich wurde uns zu Mute, als wir daran gedachten, daß hier einst der Sohn Gottes hindurchschritt! Deutlich erhob sich vor unserem inneren Auge die liebliche Gestalt des Heilandes, wie er der Stadt nahte zu derselben Stunde, als man den toten Jüngling hinaustrug. Hier mußte er hinausgezogen sein, der volkreiche Trauerzug, hinter dem Sarge, den man zum Stadtthor hinaustrug, und hinter welchem die arme Witwe ging, die ihr alles verloren hatte und nichts lieber gewollt hätte, als sich selbst hinunterlegen mit ihrem einzigen Kinde ins stille, kühle Grab. Da kam Jesus von Nazareth, der Fürst des Lebens, und begegnete dem Trauerzug, der hinter dem „König der Schrecken" einherging. Und es jammerte ihn des weinenden, tiefgebeugten Weibes. Er tröstete sie: „Weine nicht," zwang den Todesfürsten, seine Beute herauszugeben und gab vor der erstaunten Einwohnerschaft Nains der Mutter ihren Sohn wieder.

Gesprochen wurde nicht viel auf dem Hügel. Solche Orte machen das Herz weit und voll, daß es jubeln möchte, aber die Lippen bleiben stumm. Jeder war still mit seinen Gedanken und Erinnerungen beschäftigt, welche um zwei Jahr-

tausende zurückgeeilt, sich der Volksmenge anschlossen und mit ihr Jesum, den Lebensfürsten, priesen. Dann aber gingen wir hinab zum Kirchlein und ließen uns dasselbe von der muhammedanischen Wächtersfrau aufschließen. Die Kirche ist katholisch. Es giebt aber Orte, da soll man jeden Gedanken an Uneinigkeit der Konfessionen fahren lassen in der Freude über den einen großen Herrn. Zu diesen Orten rechnen wir auch die katholische Kapelle zu Nain. Und da unsere muhammedanischen Wächter nichts gegen unsere Andacht im Kirchlein einzuwenden hatten, zündeten wir die zahlreichen Kerzen auf dem Altar an, die verbreiteten ein mildes Licht durch die stille Kirche. Dann stimmten wir gemeinsam das Lied an:

Lobe den Herren, o meine Seele,
Ich will ihn loben bis in Tod.
Weil ich noch Stunden auf Erden zähle,
Will ich lobsingen meinem Gott.
Der Leib und Seel' gegeben hat,
Findet am besten Rat und That,
Hallelujah! Hallelujah!

Laut schallte das Hallelujah am Schluß jedes Verses durch die Kirche. Als das letzte verhallt war, trat einer von uns, der gerade ein arabisches Testament bei sich hatte, an den Altar und las in deutscher Übersetzung jenes Evangelium, welches Lukas am siebenten mit den Worten beginnt: „Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging, und seiner Jünger gingen viele mit ihm und viel Volks." Selten mag dies Evangelium andächtigere Zuhörer gefunden haben, als in jener Nacht zu Nain, wo die wohlbekannten Worte vom Altar durch die stille Kirche erklangen, an demselben Orte, an welchem sich einst die Geschichte zugetragen. Dann erhoben wir unsere Herzen zum Herrn, der uns wider Vermuten diese schöne Nacht zu Nain geschenkt, der den Himmelssaal verlassen, um als Lebensfürst über das weite Toten-

feld dieser Erde zu wandeln und uns eine selige Hoffnung der Auferstehung zu geben. Auferstehungsgedanken zogen durch unsere Seele und durch unser Beten. Dürfen wir ja doch dessen gewiß sein, daß wir nach Ruh' und Schlaf mit neuer Kraft aufstehen und daß nach der Nacht ein froher, lichtüberfluteter Tag kommt, an welchem die ganze Welt wie ein großes Nain sein wird, wenn der Lebensfürst zum letztenmal dem Könige der Schrecken begegnet und allen seinen Kindern ein „Weine nicht!" zuruft. Da wollen auch wir aufstehen aus unsern Kammern und mit einem großen Volk ihm nachfolgen bis zu den Thoren des ewigen Lebens und zu seiner unendlichen Herrlichkeit.

Zum Schluß sangen wir noch gemeinsam das Lied: „Laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen." Das wogte und schallte durch die leeren Räume des Gotteshauses, als ob die Stimmen verzehnfacht wären. Laut hallte das Schlußwort vom „Paradies" durch die stille Kirche, und zog hinaus auf die schweigende, mondbeschienene Ebene Jesreel: „Führ' uns, Herr, ins Paradies!"

„Ins Paradies!" so hallte es noch nach in unseren Herzen, nachdem es schon lange stille geworden war, so soll's auch fortklingen, so oft wir dein gedenken, du liebliches Nain, bis uns dermaleinst der Morgenglanz der Ewigkeit begrüßt und die strahlenden Paradiesespforten sich öffnen, von denen wir einstens zu Nain so froh bewegt ein Lied gesungen haben.

Durch die Wüste Paran.

Der geneigte Leser muß nicht erschrecken, wenn er den Titel liest und dabei an die vielen Beschreibungen der afrikanischen Wüste und des dunkeln Weltteils denkt, die aus jenem dürren Erdreich in den letzten Jahren in so erfreulicher Menge mit einer Fülle neuer Entdeckungen, Beobachtungen und Prophezeihungen hervorgesproßt sind, daß es für unsereinen eine Vermessenheit wäre, sich mit in jene stolze Reihe stellen zu wollen. Wohl will diese anspruchslose Erzählung auch von einer (freilich wenig besuchten) afrikanischen Wüste berichten. Aber wir haben weder neue Entdeckungen gemacht, noch mit Tigern und Löwen gekämpft, noch auch die armen schwarzen Menschen im schwarzen Weltteil geängstigt oder gar in ihren eigenen heimatlichen Thälern aus Notwehr niedergeschossen. Im Gegenteil, wir wanderten auf längst entdeckten und betretenen Pfaden, welche auch dem freundlichen Leser keineswegs fremd und unbekannt sind, denn einst ist er ja schon als Kind in frommer Andacht auf denselben gewandert in der biblischen Geschichtsstunde, oder wenn ihm seine liebe Mutter die Geschichten von Abraham, Isaak, Jakob und Joseph

und von dem fliehenden Jesuskinde erzählte. Es ist die Straße vom gelobten Lande nach Egypten. Mich zumal, den Bethlehemiten, verlangte es schon lange, einmal des Weges zu ziehen, auf welchem einst das größte Kind Bethlehems durch trostlose Einöden und Wüsten von einem Weltteil in den andern fliehen mußte in einem zarten Alter, in welchem unsereins gewöhnlich noch keine andere Reise kennt, als die vom weichen Mutterarm ins Wiegenbettlein. Da uns eine Konferenz nach Egypten rief, beschloß ich mit meinem Bruder, dem Inspektor des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem, die Reise zu Lande zu machen. Niemand von unsern Bekannten hatte diese Reise jemals gemacht, und wenige Wochen später wurde dieselbe für Europäer überhaupt verboten. Umsomehr glaubte ich Veranlassung zu haben, in einigen Mußestunden die Reiseerinnerungen schriftlich festzuhalten. Der geneigte Leser aber wird sich gerne der kleinen Karawane anschließen, um sich inmitten des großen Schweigens der Wüste und unter der geheimnisvollen Musik der heranbrausenden Meeresflut in längstverflossene Zeiten zurückzuversetzen. Haben doch auch die größten Wege Gottes seit Beginn der heiligen Geschichte bis in die Tage der Kindheit des Weltheilandes über diese stillen Einöden geführt.

Es war am 19. März 1886, als wir von Bethlehem aus die Reise nach Egypten antraten, wie einst Maria und Joseph. Unser nächstes Ziel war Gaza, welches wir in zwei Tagen zu erreichen gedachten. Wir stiegen vom Gebirge Juda durch tiefe, felsige Schluchten hinab in die Ebene. Lange irrten wir in der ersten Nacht durch die Dunkelheit, bis endlich der nächtliche Wolkenschleier zerriß und der freundliche Polarstern uns die Himmelsrichtung zeigte. In Beit-Djibrin, das wegen seiner grotesken Höhlenpaläste berühmt ist, übernachteten wir im Hause des einst weitherrschenden Häuptlings. Am andern Morgen eilten wir über die in allen lichten Farben des palästinensischen Frühlings prangende Philisterebene über

rotschimmernde Felder mit leuchtenden Lilien des Feldes (Anemonen) und zarten Alpenveilchen nach Gaza, der alten Philisterstadt. Einen schönen Sonntag durften wir dort unter dem gastlichen Dache des Herrn Missionar Huber zubringen. In der Frühe des Sonntags brachen wir auf — hinein in die Wüste.

Die Weideplätze der Erzväter.

Der 22. März prangte zu Gaza im schönsten „Kaiserwetter." Weit dehnte sich das tiefe wolkenlose Blau des Himmels über das Philisterland und über das blaue Meer.

Bevor wir die alte Heerstraße betraten, welche Asien mit Afrika verbindet, warfen wir noch einen Blick zurück auf Philistäa. Vor uns lag Gaza mit seinen weißen Gebäuden, mit dem Hügel, auf welchen Simson die ausgehobenen Thorflügel getragen haben soll, mit der ernsten Moschee, einer ehemaligen großen christlichen Kirche. Drüben im Westen die Dünen, hinter welchen das Meer rauscht, dort im Nordosten das alte Gath und fern im Norden die Gegend von Askalon, dessen letzte Marmortrümmer teils von ragender Felswand träumerisch hinausschauen ins blaue Meer, teils drunten liegen, umrauscht und umarmt von der ewig heranflutenden See.

Wir ritten nach Süden. Mein Diener Hanna aus Bethlehem, ein bewaffneter handfester Mann aus meiner Gemeinde in Beit-Djâla, Ode Abu Deye, bildeten außer dem Eigentümer unserer Gepäcktiere unser Geleite. Der Weg war sandig, doch hinlänglich fest, um vorläufig noch die Reise zu Pferd zu gestatten. Vor uns gen Süden und links nach Westen dehnte sich, soweit man sehen konnte, die Steppe aus. Hier wohnen nur Beduinen. Da und dort sieht man eines ihrer schwarzen Zeltlager. Zuweilen begegnet uns ein Häuptling. Stolz und selbstbewußt sitzt er auf seinem Schecken, der mit lichtblau gefärbtem Schaffell gesattelt und mit langen

Troddeln geschmückt ist, seine mächtige, vier Meter lange Lanze zierlich schwingend. In der eigentlichen Wüste sind wir hier noch nicht. Die ganze Gegend besteht aus einer weiten mattgrün gefärbten Weidetrift. Zahlreiche Herden sind darüber hin zerstreut, welche hier reichliches Futter finden. Schon im hohen Altertum wußte man diese Weideplätze zu schätzen. Hier ist das Mittagsland, in welches die Erzväter so gerne mit ihren Herden zogen. Daran erinnerte uns nach wenigen Stunden ein Hügel, welchen unser junger Eselreiter als Gerar bezeichnete. Weit in der Ferne zeigten sich die Umrisse der Berge von Hebron, von welchen Abraham nach 1. Mos. 20, 1 um der guten Weide willen hierherzog „in das Land gegen Mittag und war ein Fremdling zu Gerar." In dieser Gegend ist Isaak geboren, der Sohn der Verheißung. Hier haben sich auch jene Familienszenen abgespielt zwischen Sarah und Hagar. Dort hinunter, in der Richtung unseres Weges, zog Hagar, nachdem ihr Abraham des Morgens früh traurigen Herzens Lebewohl gesagt hatte. Es mag eine wehmütige Wanderung gewesen sein, verstoßen und allein diese einsame Steppe zu durchziehen. Nur wenn unser Führer uns aufmerksam machte, konnten wir zuweilen einen Brunnen entdecken, welcher sorgfältig durch scheinbar absichtslos hingeworfene Steine verdeckt war. Hagar hatte Niemand, der ihr die Brunnen gezeigt hätte. Drum kam sie mit ihrem Knaben dem Verschmachten nahe, legte ihn in Verzweiflung unter einen Strauch, der ihr die Nähe des Wassers hätte verraten können, ging hin und setzte sich gegenüber von ferne, eines Bogenschusses weit, hob ihre Stimme auf und weinte, denn sie sprach: „Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben!" Solch einen versteckten Brunnen mag ihr Gottes Engel gezeigt haben, welcher vom Himmel rief und das verlassene, weinende Weib tröstete.

Häuser und Hütten sucht heute das Auge vergebens in Gerar. Was aber noch übrig ist, erinnert uns um so leb-

haster an die Geschichten, die sich hier einst zutrugen. Die Ruinen sind nämlich fast lauter Reste ehemaliger Brunnen. Isaaks Geschichte erzählt uns manche Züge, die sich an die Brunnen knüpfen, welche er oder sein Vater gegraben hatte. Wie ihm die heidnischen Philister dieselben immer wieder mit Erde verstopften, so sind auch die heutigen Brunnen mit Erde gefüllt und halten kein Wasser mehr.

Der Tag wird immer heißer. Die Pferde haben längst abgelassen, zu traben oder zu galoppieren, da sie tief in den Sand einsinken. In weiten Zwischenräumen reitet ein Reiter hinter dem andern her. Hunger und Durst stellen sich gegen Mittag ein. Aber vergeblich schauen wir uns nach einem Lagerplatz um. Nirgends ein Schatten, als nur in gleichen gemessenen Entfernungen unter den monotonen Telegraphenstangen. Aber besser etwas, als nichts. Wir steigen ab und setzen uns unter eine solche, eine Jammergestalt unter ihren Genossen, spannen unsere Sonnenschirme auf und verzehren unser Mittagsmahl. Ohne Schatten zu rasten ist kein Vergnügen, daher erheben wir uns bald wieder, besteigen unsere Pferde und reiten weiter nach Süden. Nach kurzer Frist kommen wir nach Chan Junis, der letzten türkischen Stadt Asiens. Es sind arme, elende Lehmhütten, von schlanken, im leisen Winde sich wiegenden Palmen überragt, während das Ganze ein großes, vom Alter geschwärztes Moscheegebäude beherrscht, ohne Zweifel einst ein prächtiger Bau, jetzt aber unaufhaltsam dem Zusammensturz entgegengehend, wie das Reich, an dessen äußerster Grenze wir stehen. Für unsere durstigen Gemüter hatte der Schöpfradbrunnen inmitten der Stadt am meisten Anziehungskraft. Nachdem wir das große Rad so lange gedreht hatten, bis die Rinnen gefüllt waren, löschten wir unsern und unserer Tiere Durst und ritten rasch weiter, um heute noch Schech Suwejid zu sehen. Etwa um vier Uhr gelangten wir an die Grenze von Asien und Afrika,

welche vom Suezkanal noch fünf Tagereisen entfernt ist. Hier stehen zwei mächtige Granitsäulen, Monolithe, als Grenzsteine zweier Welten. Dazwischen steht ein alter einsamer Baum, dessen Zweige sich südlich über Afrika, nördlich über Asien ausbreiten. Zwischen diesen Säulen stellten wir uns mit unseren Begleitern auf, schwenkten die Hüte und ließen unseren fernen Kaiser hochleben, der heute seinen Geburtstag feierte. Gerne hätten wir demselben durch den Telegraphen, der über unseren Häuptern dahinzog, aus „Asien-Afrika" unsere Glückwünsche gesandt.

Daß wir übrigens nicht mehr auf türkischem Gebiete standen, merkten wir selbst bei dem Übergang in der Wüste bei den ersten Schritten. Die bisherigen Telegraphenstangen waren meist schlecht; mit kläglicher Gebärde steckten sie im Sande, fast wie halbumgewehte Bohnenstangen. Dicht hinter der afrikanischen Säule stand die erste egyptische Stange, fein gehobelt und am Fuße stark mit Eisen gepanzert, oben mit zierlichen Porzellanglocken versehen. Drüben jenseits der Dünen rauschte fortwährend die See. Wir durften aber nicht hinüber reiten, weil dort der Weg zu weich war. Hier war der Weg für Pferde noch gut gangbar. Ja im Altertum scheint man ihn selbst zu Wagen zurückgelegt zu haben. Denn hier zog einmal einer seine Straße fröhlich. Die sonst so einsamen Pfade sind belebt, ein glänzender Troß zieht dahin, wie wir von Gaza kommend. Stattliche Rosse, gelenkt von einem Mohren, ziehen den Wagen, und drinnen sitzt ein Negerfürst, ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Kandace. Unter allem Glanz und allen Juwelen des Königshofes am oberen Nil fehlte seiner Seele die eine köstliche Perle. Da ließ er eines Tages anspannen und zog hinauf gen Jerusalem, wo in jenen Tagen der Heiland gestorben war. Aber es ging ihm in Jerusalem, wie so manchem nach ihm: er konnte Gott daselbst nicht besser finden, als anderswo. So

fuhr er denn nach Hause, eine Schrift des Propheten Jesaia lesend. Da faßte der heilige Geist die Zügel seines Wagens und führte ihm einen Geleitsmann zu. Da ging's im Geist noch einmal zurück nach Jerusalem, nach dem Hügel Golgatha, an dem er vorbeigegangen war. Da fand er Frieden. Er aber wird diesen einsamen Weg nimmer vergessen haben, als er schon lange seine Straßen gezogen und im Mohrenland angekommen war.

Unter solchen Erinnerungen war der Abend herbeigekommen. Von ferne ragte aus der Wüste ein Palmenhain empor. Auch die Pferde griffen freudiger aus, sie witterten das Ziel der heutigen Reise. Je näher wir der Oase kamen, desto mehr sahen wir Pferde, Kamele, Esel, Schafe teils in beschaulicher Einsamkeit, teils in Herden weiden. Von ferne rauschten schon die Palmen im Abendwinde und entsandten jenen Ton, welchen der Wüstenwanderer so gerne hört, welcher durch das Aneinanderschlagen der Palmzweige entsteht und dem Rauschen eines fernen großen Wassers ähnlich ist.

Am heiligen Grabe in der Wüste.

Schech Suwejid ist eines jener kuppelgekrönten steinernen Grabgebäude, wie man sie überall in muhammedanischen Landen findet, ähnlich etwa dem bekannten Grabe Rahels bei Bethlehem. Dies Grab ist der Mittelpunkt der Oase, besonders wertvoll dadurch, daß sich in diesem Grabgebäude eine Quelle mit frischem Wasser befindet. Bekanntlich lieben die Muhammedaner solche Grabgebäude heiliger Männer an Quellen dermaßen aufzurichten, daß das gesegnete Wasser scheinbar aus dem Grabe des Heiligen hervorströmt, ein Sinnbild der Segenskraft, die dem Verstorbenen innewohnt. Ähnliche Grabquellen finden sich in Palästina zu Bireh, Abugosch u. a. O. Nicht zwar siebzig Palmen wie zu Elim, aber doch siebzehn dieser schlanken, holden Bäumen umrauschten das

heilige Grab in der stillen Wüste. In einiger Entfernung befand sich das Dorf, etliche zwanzig härene Zelte der Beduinen. Bei unserer Ankunft eilten sofort mehrere von ihnen herbei, wilde, sonnenverbrannte Gestalten, die aber auf unsere Bitte beim Abladen und Zeltaufspannen gerne behilflich waren. Die Pflöcke wurden eingeschlagen, die Pferde angebunden, das Zelt mit Stricken aufgespannt. Während die Diener dies Geschäft mit den Beduinen besorgten, benutzten wir beide die Zeit des Sonnenuntergangs zu einem Ausfluge nach den nahen Dünen. Mit besonderem Vergnügen machten wir hier nähere Bekanntschaft mit dem Tierreich der Wüste. Hier flog eine Schar von Pelikanen kreischend über die Meereshügel, dort steckte eine flinke Gazelle neugierig ihren Kopf hervor, blickte einen Augenblick erstaunt die gebildeten Europäer an, um dann ebenso rasch und scheu davon zu huschen. Ihre Spur war bald verweht. Ein mäßig starker Wind genügt ja, um den Flugsandhügeln ganz andere Formationen zu geben. Merkwürdig war uns eine Tierspur, welcher wir allerorten auf unserem Wege begegneten, deren Urheber wir anfangs nicht erraten konnten. Es waren ganz kleine, zarte Tritte von Füßen, kaum so stark wie eine Stecknadel, aber so regelmäßig lange Strecken sich über den Sand hinziehend, wie eine mit der Maschine sauber ausgeführte Naht. Bald aber sahen wir einen der kleinen Künstler, bald darauf einen zweiten und viele andere darauf. Es war ein schwarzer Käfer, der heilige Skarabäus, den alten Egyptern das Symbol der Ewigkeit, der Sonne und Weltschöpfung. Meist schleppte er ein Stück Mist mit sich, das fünf bis sechsmal so groß war, wie der kleine Kerl selbst. Zuweilen waren es zwei, welche sich von hinten an das duftige Fuhrwerk spannten und mit den Hinterbeinen dasselbe vorwärts wälzten, selbst rückwärts marschierend. Besonders drollig sah es aus, als zwei von ihnen einen gleichen Schatz, jeder in entgegengesetzter Richtung, treiben

wollten, indem jedes der schwarzen Ewigkeitssymbole die Nase in den Sand stieß und mit den Hinterbeinen die Last gegen den andern stemmte, bis beide höchlich verwundert einen Abhang hinunterpurzelten. Wodurch diese possierlichen Tierchen zu der hohen Ehre gekommen, Sinnbilder der Ewigkeit, Sonne und Weltschöpfung zu sein, darüber zerbrachen wir uns freilich die Köpfe vergeblich. Die Erklärung eines unserer Begleiter schien ihm doch selbst nicht zu genügen: „Weil das Vieh nie ausstirbt."

Es war ein schöner Abend in dieser stillen Wüste. Statt der Abendglocke tönte das Brausen der See durch das tiefe Schweigen. Die Sonne war rasch ins Meer gesunken, die Sterne leuchteten, die Wüste schien zu träumen von entflohenen Jahrtausenden, von vielen, vielen Wanderern und reisigen Heeren, die einst hindurchgezogen und nun längst gebettet sind in ihren Gräbern in Ost und West. Die goldenen Sterne bestrahlten die dunkle Flut und spiegelten sich darin. Wie geheimnisvoll das Funkeln und Blitzen in der fernen Himmelspracht ist, und wie gerne sich das Gemüt inmitten der großen Stille öffnet den Gedanken, den Erinnerungen und der Sehnsucht! Kein Wunder, daß hier in diesen Wüsten einst der Glaube wohnte, daß das Menschengeschick in den Gestirnen geschrieben steht. Die Sterne waren den Arabern Boten Gottes, Engel, welche in ewigem Glanz und nie gestörter Ordnung ihren Jubelgang durch die lichten Himmelsbahnen nächtlich erneuerten. Sie waren die Töchter Gottes, welche jauchzend den Thron des Allerhöchsten umkreisten, oder aber sich als glänzende Schlachtreihen vor dem Herrn der Heerscharen, „dem Herrn Zebaoth", aufstellten. Daher wurde ihnen auch göttliche Ehre zuteil, und dieser Sabäerdienst war fast die älteste Religion der Völker Arabiens,

Die nachts als nimmermüde Späer
Bei ihrem Vieh ruh'n auf der Trift,

Und wie vor Zeiten die Chaldäer
Anschau'n des Himmels gold'ne Schrift.

Wir kamen zurück und fanden unser Zelt dicht neben dem alten Grabe aufgerichtet. Unser getreuer Reise-Marschall Ode Abu Deye hatte die Teppiche darin ausgebreitet, die Satteltaschen als Kopfkissen aufgestellt, und über der Spiritusflamme brodelte ein köstlich duftender arabischer Kaffee. Die Pferde waren an Pflöcken neben dem Zelte angebunden und die ganze Nacht hörten wir das Knirschen der philistäischen Gerste unter ihren Zähnen. Nach dem Abendbrot präsentierte uns Ode noch eine Wasserpfeife, bei deren Dampf uns unsere nomadischen Nachbarn allerlei von ihrem freien Leben in der Wüste erzählten. Hier gebietet niemand, als der Beduine, hier ist seine Welt, von der aus er mit einem gewissen Mitleid auf die Menschenkinder bewohnter Länder sieht, welche sich von Regierungsbeamten maßregeln lassen, Steuer zahlen, Frohndienste leisten müssen.

Ihm gehört das Weite!
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleucht.

Am „Bache Egyptens."

Geschlafen wurde nicht viel in dieser Nacht. Nach der vorangegangenen heißen Zeit kam, kaum mehr erwartet, der Spatregen. Und wiewohl hier in der Wüste schwerlich ein Regen zu befürchten stand, zogen doch Wind und Wolken über unseren Häuptern dahin nach Palästina. Da mein Diener vergessen hatte, die nötigen Teppiche für mich mitzunehmen, nützten alle Anstrengungen nichts, die Glieder zu wärmen, so fürsorglich ich auch meine Knochen zusammensuchte, um sie möglichst friedlich und nahe unter der dünnen Decke zusammen

zu schmiegen. Zudem hatten wir, die Kälte nicht vermutend, das Zelt nicht dicht an den Sandboden angeschlossen, so daß der kalte Wind heulend durchpfiff. Man wird es daher begreiflich finden, daß ich beim Aufgang des Mondes bald nach Mitternacht aus der Not eine Tugend machte und die in warme Decken gehüllten Schläfer eifrig aus der sanften Ruhe aufrüttelte, weil das Reisen sich bei Nacht mehr empfehle als am heißen Tage. Trotz manchen schmerzlichen Seufzers drang diese Ansicht durch. Das Zelt wurde abgebrochen, die Lasttiere bepackt, die Pferde gesattelt, und hinein ging's in die schweigende Nacht. Schweigsam, wie in tiefem Nachdenken, ritt ein Reitersmann hinter dem andern her. Nur wenn die leitenden Telegraphenstangen nicht mehr sichtbar waren, wurden einige Worte gewechselt. Jeder packte sich von Kopf bis zu Fuß ernsthaft in seinen roten Teppich ein und suchte sich gegen die Kälte zu schützen. Einer behauptete sogar nachher, er habe noch zwei Stunden lang hoch zu Roß geschlafen, — eine Behauptung, die allerdings durch seine sehr resignierte Haltung eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit erhielt. Nur unserem armen Ode Abu Deye war kein ruhiger Schlummer mehr beschieden. Sein Esel war heute Morgen recht boshaft. Sei es nun, daß ihm sein Reiter gestern zu anzügliche Andeutungen mit seinem wuchtigen Wüstenstock gemacht, sei es, daß er zu unsanft aus dem Schlafe gerüttelt worden war — kurz, fast jede Viertelstunde befand sich unser braver, nichtsahnender Ode urplötzlich auf den Sand gesetzt, und streckte die Beine in die Höhe, während der dumme Esel sich neben ihm aufpflanzte und den gestürzten Reiter mit ernsthafter Gebärde und langausgestreckten Ohren anschaute und die zornigen Schimpfworte ruhig über sich ergehen ließ als etwas, woraus ein Esel sich gar nichts macht. Diese erheiternden Szenen machten uns alle vollends ganz munter. Denn je mehr mit jedem neuen Fall unser Ode schimpfte und schlug,

desto mehr wurde die übrige Gesellschaft belustigt, zumal da die andern jedesmal teilnahmsvoll herbeieilten und sich erkundigten, was er denn Schönes im Sand gefunden habe. Hie und da sahen wir auch ein rotes Feuer durch die Nacht schimmern, ein Zeichen lagernder Beduinen. Endlich nahte der Tag ohne lange Morgendämmerung. Der dunkle Himmel fängt an, sich bleich zu färben. Ganze Wolkenheere drängen sich hinüber gen Osten, um das königliche Gestirn zu begrüßen. Jede Minute bringt neue Farben, rote Streifen umsäumen den Morgen. Jetzt wird der Anblick großartig, wie sich die Wolken über einander türmen, mächtig, himmelhoch, und eine mit Purpur und Gold verbrämte Pforte bilden. Nur eine große, viereckige Thoröffnung ist noch frei, aus welcher plötzlich die Sonne hervorbricht und wie mit einem Schlag ein Meer von Licht über die Welt ergießt. Noch einen Augenblick fliegen die lichten Wölkchen wie Herolde rosenrot, schneeweiß und duftig vor der Sonne dahin, aber sie erbleichen mehr und mehr, bis sie ganz entfliehen; die Sonne beherrscht unbeschränkt den wolkenlosen Himmel. Schnell wurde es auch warm in der Wüste. Die Reiter entpuppten sich aus ihren roten Teppichen. Hatten wir uns schon gestern die Gesichter ziemlich verbrannt — heute wurde die Hitze noch größer, so daß wir froh waren, so früh aufgebrochen zu sein. Um neun Uhr sahen wir die Palmen von El-Arisch und eine Stunde später waren wir im Bereich der egyptischen Grenzfestung.

Wie eine einsame Insel im stillen Weltmeer, so liegt El-Arisch, fern von der rauschenden Welt, in der Wüste zwischen Asien und Afrika. Ringsum heißer Wüstensand, kein grüner Garten erquickt das Auge, im Nordwesten rauscht das Meer, hohe verwitterte Palmen wiegen ihre Häupter melancholisch im Winde und schauen fast das ganze Jahr hindurch vergeblich nach einem weißen Segel auf der dunkeln Meeresflut aus. „Die Laubhütte“ geheißen, verdankt El-Arisch

seine Entstehung offenbar der uralten Palmenoase, welche hier an der Mündung des meist wasserlosen „Baches Egyptens“ den wandernden Karawanen zwischen Egypten und Kanaan erwünschte Rast bot. Vor Zeiten galt der Bach Egyptens, wie wir aus der Bibel erfahren, als Grenze zwischen Egypten und Palästina, und hier ist heute noch die Grenzfeste des wunderbaren Pyramidenlandes. Weit überragt die niederen Gebäude der Stadt mit ihren fünftausend Einwohnern die Citadelle, ein alter muhammedanischer Bau, dessen Steine das Alter geschwärzt hat. Die Einwohner sind frische, kräftige Gestalten. Ihre treuen Kamele geben ihnen ihren Lebensunterhalt, indem sie den Landverkehr zwischen den beiden Weltteilen für Menschen und Waren vermitteln. In El-Arisch erwartete uns das Schreckensgespenst der Quarantäne, die uns nach den Prophezeihungen unserer Freunde in Gaza vier bis sechs Tage aufhalten sollte, nicht um die Egypter vor Cholera oder einem ähnlichen schlimmen Gaste zu bewahren, sondern um die Einschleppung von Viehseuchen zu verhüten. In weiser Vorsicht ließen wir daher unsere Pferde und Esel außerhalb des Rayons der Quarantäne, trugen unser Gepäck mit einigen Arabern selbst und wanderten die letzte Strecke zu Fuß nach El-Arisch. Glaubten wir damit sehr klug gethan zu haben, so war doch der schlaue Egypter noch klüger. Kaum hatten wir die nächsten Hütten erreicht und bewunderten die erste Straße, welche allerdings eher einem Laubhüttenlager ähnlich sah, als einer alten Stadt, so kam uns schon pustend und keuchend ein dicker Quarantäne-Konstabler nachgelaufen und donnerte uns zu, ob wir nicht wüßten, daß hier Quarantäne sei. Dies stellten wir zwar nicht in Abrede, wagten aber bescheiden zu bemerken, daß dieselbe unseres Wissens nur das löbliche Tierreich angehe, und da wir uns zu diesem nicht rechneten, — entrüstet ließ uns der Wächter des Gesetzes gar nicht ausreden, sondern befahl uns, ihm

sofort nach der Quarantäne zu folgen. Hier dürfe keine Viehseuche eingeschleppt werden. Wir mochten unsere Menschenwürde noch so entrüstet verteidigen, alles blieb erfolglos, und nach wenigen Minuten wanderten wir hinter dem eifrigen Konstabler her nach dem stattlichen neuen Quarantäne-Gebäude. Indessen im Orient ist gewöhnlich das „Geheimnis zwischen Daumen und Zeigefinger". Auch diese Herren hatten ein fühlend Herz in ihrer Brust, und wir merkten bald, daß es nicht sowohl auf unsere Pferde, noch weniger — und dies gereichte uns zu großem Troste — auf Antastung unserer unbestreitbaren Menschenwürde abgesehen war, sondern nur auf „Flûs" d. h. flüssige Münze. Nach Zahlung einer nicht geringen Summe durften wir wieder ziehen und unsere Pferde auch. Diese nun wandten sich, geführt von meinem Hanna, wieder um nach dem gelobten Lande, während wir hineinzogen in die merkwürdige Wüstenstadt — und jetzt nicht mehr als Fremdlinge. Denn der Telegraphist von El-Arisch, Raschid Efendi, ein evangelischer Christ, den wir schon von Gaza aus telegraphisch von unserer Ankunft benachrichtigt hatten, war erschienen und führte uns mit jener liebenswürdigen Gastlichkeit in sein Haus, welche seit alters Tugend und Ehre der Araber ist, wie wir sie schon aus der Geschichte Moses und seiner Ankunft bei dem gastfreien Emir Jethro kennen lernen. Die Unbekannten wurden uns bald bekannt. Im Kreise dieser vereinsamten evangelischen Christen, deren Heimat der ferne Libanon ist, verlebten wir einen gemütlichen und freundlichen Abend. Denn, daß wir unser Zelt vor der Stadt aufschlagen, wollten unsere Freunde durchaus nicht dulden, sondern räumten uns das beste Zimmer ihres Lehmhauses ein und wußten es uns hier so wohl und behaglich zu machen, wie wir's nimmer erwartet hätten in dieser ultima Thule.

In die Wüste.

Schon hatte die Sonne den dritten Teil ihres Tageslaufes vollendet, als wir, von unsern Gastwirten geleitet, die Stadt verließen. Unter den Palmen von El-Arisch bestiegen wir zum ersten Male das „Schiff der Wüste". Dromedare heißen sie hier, diese leichtfüßigen, schlanken Reitkamele. Rasch trugen sie uns aus dem Gesichtskreis der einsamen Stadt, in welcher vor beinahe neunzig Jahren Napoleon den Vertrag von El-Arisch unterzeichnete, kraft dessen er Egypten räumte. Nach einer halben Stunde kamen wir an einem kleinen Steinhügel vorbei, Tell Berdawil genannt, dem Denkmal eines Helden aus viel älterer Zeit. Berdawil ist nämlich eine Verstümmelung des guten Kreuzfahrernamens Balduin, welcher einst hier im heißen Sande der Wüste ein einsames Grab fand.

Unser Weg führt dicht am Meere entlang, welches in leuchtendem Ultramarin glänzt. Das Auge schweift mit immer neuem Entzücken hinaus auf die Wasserhöhen, welche sich am weiten Horizont in die Unermeßlichkeit verlieren. Am Ufer neben uns das ewigfrische Anschlagen heranbrausender Wellen, welche oft die Füße unserer Kamele mit Schaum bespritzen. Wie erinnerungsvoll, wie innig mit der bedeutsamsten Geschichte der Menschheit verwoben ist doch dies Mittelländische Meer! In der Mitte der Länder gelegen hat es eine Geschichte, wie sie alle Ozeane zusammen nicht haben. Ringsum wohnten seit grauer Vorzeit Kulturvölker, deren geistige oder religiöse Traditionen bis in unsere heutige Welt der Eisenbahnen und Telegraphen hereinragen, die Israeliten mit dem Bunde Jehovahs, die ernsten Egypter, die erfindungsreichen Phönizier, die schönheitsfrohen Hellenen, die eisernen Römer. Großen, hochstrebenden Völkern wurde es zur Wiege und zum Grabe. Auf seinem Rücken trug es einst Glück und Freiheit mächtiger Königreiche, wenn ihre Schiffe mit stolzen Masten und flatternden Wimpeln einherfuhren, um die eisernen Würfel auf

dem schwankenden Elemente zu werfen. Die Freiheitskämpfer und Legionen sind längst versunken und vergessen, und das Meer rauscht ihnen sein ernstes und gewaltiges Totenlied. Ja, die Morgensonne einer andern Welt strahlte einst an seinen Ufern auf, als Christus geboren ward. Sankt Paulus fuhr darüber hin, um die weltherrschende Roma dem Himmelskönig zu unterwerfen. Die christliche Kirche lagerte sich bald in weitem Kranze um dies Meer, bis jene traurigen Tage kamen und die Scharen des Islam die christliche Kirche von Konstantinopel bis an die Pyrenäen in furchtbarem Ansturm hinwegwehten. Seitdem ist es wie eine Witwe, es ist aller Glanz von ehedem dahin und seine Wellen klagen über das kleine, traurige Ende einer großen Vergangenheit. Wohl sind seither die Kreuzfahrer mit fliegenden Bannern darüber gefahren und die marmorschimmernde Lagunenstadt entsandte ihre stolzen Segler — aber der Todesgürtel des Islam, der das Mittelländische Meer umklammert, ist noch nicht gelöst.

Diese Bilder und Gedanken traten uns auf unserem einsamen Wege lebendig vor die Seele, während wir dem schöpfungsalten Liede der Wellen lauschten. Welch' seltsamer Kontrast zwischen der schweigenden Wüste und dem brandenden lebendigen Meer! Weithin findet das Auge nichts als Sand, keinen Strauch, keinen Baum, keinen Hügel. Nur unter den Füßen unserer Kamele, welche so leise dahineilen, zeugen zahllose, im Sande liegende, oft verschwindend kleine Muscheln von millionenfachem entschwundenem Leben. Nicht nur das Meer, wo sich Woge über Woge stürzt, emporsteigt und niederfällt, auch dieses ernste Schweigen mit den in üppiger Verschwendung hingestreuten Resten einstigen Lebens ist in seiner Art ein Bild der Ewigkeit und redet von einer endlosen Schaffenskraft mitten in der toten Wüste.

Um Mittag verließ unser Weg das Meer, südwestlich abbiegend. Da ließen wir unsere Kamele niederknieen und

stiegen ab, um vorher noch ein Seebad zu nehmen. Es war ein herrliches, erfrischendes Bad. Wir riefen unserem Beit-Djâlaer Ode zu, auch hereinzukommen. Er aber dankte dafür mit dem Zeichen unverhohlenen Grauens. Sein staunendes Auge hatte vor einigen Tagen zum ersten Mal das unermeßliche Meer gesehen. Daß wir in Gaza einen soeben gestrandeten Dampfer am Ufer fanden, hatte sein Vertrauen zu dem trügerischen Element nicht eben gehoben. Schon einem Schiffe sich anzuvertrauen, schien ihm daher Vermessenheit. Vollends aber seinen ganzen alten Menschen den Wellen zu überlassen, das hielt der sonst kühne Fellach mit den Gewohnheiten eines vorsichtigen Mannes nicht für vereinbar. Nein, sagte er, ihr mögt's thun, ich aber bin ein verheirateter Mann und hinterlasse Weib und Kinder. Kopfschüttelnd setzte er sich neben sein Kamel und schaute uns nach ins blaue Meer.

Bald bestiegen wir unsere Kamele wieder und bogen ab in die Wüste. Noch einmal warfen wir zum Abschied einen Blick zurück auf das Meer. Sonnenwärts kam es daher wie ein Strom flüssigen, geschmolzenen Goldes, daß das Auge den Glanz der Strahlenlinie kaum ertragen mochte. Erst als auch das ferne Rauschen verhallte, merkten wir recht, was es heißt, wandern in der öden, weiten Wüste. Es ist dieselbe schauervolle Sandwüste, welche sich in unabsehbaren Flächen ausdehnt vom Euphrat herüber an Palästina und dem Salzsee vorbei bis an das wunderreiche Thal Egypten. Tausende sind seit alters über diesen großen Kirchhof der Natur gezogen, Tausende haben darin ein stilles, heißes Grab gefunden. Dieser Teil der Wüste führt den Namen: Et-tîh, d. h. Wüste der Verirrung, weil das Volk Israel so lange Jahre in derselben umherirrte. Es ist der nördliche Rand der „großen und grausamen Wüste Paran", wie sie die Schrift nennt. Es ist nicht schwer, den Weg zu finden. Wäre auch kein Telegraph da, dessen Stangen, immer kleiner werdend, sich

am Horizont verlieren, so würden uns die zahllosen Totenbeine den Weg weisen, welche seit Jahrtausenden die Straße bezeichnen, von der glühenden Sonne schneeweiß gebleicht. Meist sind es Knochen von Kamelen. Manche müssen schon sehr lange daliegen, denn wenn der lautlose Tritt des Kamels sie berührt, zerfallen sie in weiße Asche. Einfarbig von blendender Lichtfülle bestrahlt, liegt die Wüste vor uns. Kein Baum wiegt sich im Winde, kein Hügel bringt Wechsel in die Linien der Landschaft. Die Sonne aber brennt heiß; wir verhüllen Kopf und Mund mit Tüchern und hängen die seidene Keffije als Vorhang vor die Augen, und schützen uns obendrein durch aufgespannte dichte Sonnenschirme.

Auf den Wanderer, namentlich wenn er die Wüste zum ersten Mal erblickt, macht dieselbe einen schauerlichen Eindruck, und Angesichts der welken Totenbeine giebt er gern dem Dichter Recht:

Der Flugsand ist ein wehn'der Fluch,
Der Wüste rastlos irrende Seele.
Er legt, ein brennend Leichentuch,
Sich über Reiter und Kamele.

Wie leicht und graziös aber das Kamel durch den Wüstensand trabt! Man sieht es ihm an, es ist hier in seinem Element. Wohl scheint es, wenn es auf dem Boden lagert, den langen Hals weit hinausgestreckt in den Sand, ein Urbild träger Ruhe zu sein. Aber laß es erst nur aufstehen und seinen weiten Marsch beginnen und setz' dich mit herauf auf den wandelnden Aussichtsturm, und du wirst staunen über seine unermüdliche Ausdauer. Ruhig, vornehm geht es seinen Gang, wo kein stolzes Roß mit ihm Schritt zu halten vermöchte. Wassermeere verbinden, Sandmeere trennen die Länder. Und wäre das Kamel nicht in der That das Schiff der Wüste, so wären die Wüsten unübersteigliche Wälle zwischen den orientalischen Völkern. Wie merkwürdig

das Tier für diese seine Bestimmung gebaut ist! Ist's nicht, als ob es eigens Sandstiefel an den Füßen hätte, damit es unbeirrt durch den Flugsand seinen Weg fortsetzen kann wie auf weichem Wiesengrund? Auf seinem mächtigen Höcker trägt es Lasten bis zu sechs Zentnern tagelang dahin. Auf unserer drei bis viertägigen Tour bekamen unsere Kamele fast gar kein Futter, nur wenn am Wege ein stacheliger Strauch stand, eilten sie hin und fraßen ihn auf, indem sie mit ihren scharfen Zähnen und drei Lippen die holzige Speise kauten. Wasser hatten unsere Kamele in El-Arisch in großen Mengen getrunken. Sie schienen zu wissen, daß sie mehrere Tage hindurch keines mehr sehen würden. Fünf bis sechs Tage kann das Tier ohne Wasser leben, tragen und marschieren. Die früher oft erzählte Sage, daß das treue Tier oft noch durch seinen Tod seinen Herrn rettet, indem dieser das Tier öffnet und das in seinem Innern in Schläuchen angesammelte Wasser trinkt, ist bekanntlich eine Fabel. Dies Wasser ist für Menschen nicht trinkbar. Einmal, am Bir el Abd, kamen wir in die Nähe von brackigem, salzigem Wasser. Von weitem schon streckte das Kamel seinen klugen Kopf und den langen Hals weit nach vorn, die tief unter dem Stirnbein gegen die Sonnenglut geschützten Augen richteten sich fest nach der Stelle, wo die weitgeöffneten Nüstern das Wasser witterten. Durch die Fähigkeit freilich, auf weite Entfernungen hin das Vorhandensein von Wasser zu finden, mag das Kamel schon manchmal seinen Herrn vom Tode gerettet haben. Aber, wirst du fragen und erinnerst dich dabei an allerlei schreckliche Berichte, wie steht's den mit der berüchtigten Seekrankheit? Wir haben nichts davon erfahren, obschon wir sie erwarteten und meinten, sie gehöre eigentlich von Rechtswegen mit dazu, wenn man nun einmal durch die Wüste reise. Möglich, daß dergleichen einmal auf einem schwerfälligen Lastkamel passiert ist. Aber welch' angenehmeres Reiten gäbe es, als auf diesen

leichtfüßigen Reitdromedaren! Wir saßen auf unseren weichen Sätteln, zwischen deren hohe vergoldete Sattelknöpfe wir rote Teppiche gelegt, so bequem, als wir irgend wünschen konnten, bald seitwärts sitzend, bald rittlings mit über dem Sattelknopf verschränkten Beinen, welche auf dem breiten Hals des Kamels ruhten, und konnten diese Stellung selbst dann beibehalten, wenn das Dromedar in raschem Trab mit größter Geschwindigkeit vorwärts eilte. Darum liebt der Araber der Wüste sein Kamel und sorgt für dasselbe wie für einen Freund. Auch verstehen einander beide beim leisesten Wink. Oft mitten im raschen Lauf schwingt sich der Beduine auf sein Kamel. Dasselbe biegt den Hals ein wenig, darauf schwingt er sich mit gewandtem Sprung, steht dann auf dem hohen Hals aufrecht und klimmt vollends hinauf auf den Sattel. Manchmal sahen wir einen alten Beduinen, ein schneeweißer Bart umrahmte das sonnengebräunte Gesicht und weiße Brauen beschatteten das helle Adlerauge, während der Alte aufrecht auf seinem Kamel dahintrabte, die nackten Beine leicht verschlungen, wie ein Jüngling auf dem Reck.

Woher aber bekamen wir unser Wasser auf der Reise? Wir hatten ein starkknochiges Kamel in El-Arisch mit sechs fast einen Meter hohen Thonkrügen beladen lassen. In El-Arisch selbst gab es nur salziges Wasser. Wir bekamen davon zu trinken, aber es erging uns, wie einst den Kindern Israel zu Mara: sie konnten das Wasser nicht trinken, denn es war fast bitter. Dennoch trinken die Leute von El-Arisch fast alle jahraus jahrein dies salzige Wasser. Wir aber ließen uns süßes Wasser von einem etwa eine Stunde entfernten Brunnen holen, sandig zwar und undurchsichtig trüb, aber doch inmitten der Wüste so oft ein „Trank der süßen Labe." Hier und auch an dem Bir el Abd mit seinem bitteren Wasser lernten wir verstehen, warum die Israeliten bei Wassermangel so rasch allen Mut sinken lassen konnten.

Blutrot ging abends die Sonne unter den kreisrunden Horizont und rasch legten sich die dunkeln Schatten der Nacht über die Einöde. Abseits vom Wege, hinter einem kleinen Sandhügel, schlugen wir unser Lager auf. Die Kamele drehten dem Westwind, welcher nachts kühl über die Wüste strich, den Rücken zu, legten sich nieder und käuten die aufgefressenen Sträucher wieder, während unsere Beduinen ein mächtig loderndes Feuer aus zusammengesuchten Büschen anzündeten, dessen flackernde Flamme unser Zelt und die malerische Gruppe unserer Begleiter beleuchtete. Ein frommer muhammedanischer Pilger aus Egypten hatte sich zu uns gesellt, der einzige Mensch, dem wir begegneten. Bis Mekka hatte es ihm diesmal nicht gereicht, aber die Heiligtümer zu Jerusalem und Hebron hatte er gesehen, er hatte den heiligen Felsen geküßt und am Patriarchengrabe gebetet, nun zog er glücklich in sein Nilthal zurück, das er doch nimmer selbst mit den heiligsten Orten der Erde hätte vertauschen mögen. Manches erzählte er uns von seiner Pilgerfahrt, während wir unser Abendbrot, Oliven und Konservefleisch irgend eines Ochsen der amerikanischen Prairie verzehrten. Nach Stunden, als auch der Kaffee getrunken und das letzte duftige Wölkchen unserer gemeinschaftlich zu rauchenden Argile verflogen war, legten wir uns zur Ruhe. Diesmal hatten wir uns durch einen rings um das Zelt aufgeworfenen Sandwall gegen die Kälte geschützt. Für meinen vergessenen Teppich wurde Rat geschafft. Der getreue Ode scharrte eine menschenlange Grube in den Sand. Dahinein legte ich mich wie in ein weiches Grab. Der ausgegrabene Sand diente als Kopfkissen und zu beiden Seiten deckte mich Ode wie eine fürsorgliche Mutter mit weicher Wüste zu, so daß ich in dieser Nacht wirklich ein warmes Lager hatte und schlief wie die Siebenschläfer in der Sage.

Uralte Pfade.

O zög' ich doch auf flücht'gen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet!
Dann hielt ich wohl mit meinen Herden
Rast bei dem Busche, der geglüht.

So singt der Dichter begeistert im Gedanken an diese weiten stillen Flächen. Freilich, flüchtige Pferde finden sich in diesem Gebiete nicht. Daran mahnten uns heute unsere Kamele, welche schon vor Sonnenaufgang zum Aufbruch brüllten. Unsere Beduinen trieben zur Eile. Wir machten daher rasch notdürftige Toilette, ich schüttelte mir, so gut es ging, die afrikanische Wüste aus den Haaren, und jeder nahm sich sein Frühstück mit aufs Kamel. Grollend erhoben sich die Dromedare und vorwärts ging's in die frischwehende Morgenluft. Wie sich der Weg hier dehnt und weitet! Zu beiden Seiten des knochenbesäten Weges erheben sich kleine Hügel, während in der Mitte die Straße glatt getreten ist. Schließlich erreicht dieser gebahnte Weg die Breite eines Kilometers, als wollte er uns erzählen, was für mächtige Armeen hier einst durchgezogen sind. Hier in dem großen Schweigen läßt sichs gut träumen von vergangenen Tagen. Im Geiste sehen wir gewaltige Heeresmassen sich auf diesem Wege herüberwälzen von Asien nach Afrika und von Afrika nach Asien, Egypter, Assyrer, Römer, Türken, Kreuzfahrer. Blitzende Waffen, fliegende Fahnen, marschierende Kolonnen beleben die einsame Wüste. Aber auch friedliche Gestalten treten vor unser Auge. Dort wandert Abraham mit Sarah an der Spitze seiner Herde nach Egypten hinab. Dort führen sie gebunden den geliebten Sohn Jakobs, Joseph, in die Sklaverei, weit hinweg von der heimatlichen Weidetrift. Dort ziehen wenige Jahre später seine Brüder nach Egyptenland mit ihren Kornsäcken. Und endlich kommt ein reisiger Zug von

Wagen und Rossen, der führt den greisen Vater im Triumph zu dem totgeglaubten, heißbeweinten Sohn. Und dort der fliehende Mann mit der königlichen Stirn und dem forschenden Auge, das ist Mose, der bei den Midianitern Zuflucht sucht und gekommen ist, nach dem lärmenden Treiben am Hof der egyptischen Königstochter in der schweigenden Einsamkeit zu lernen, der Stimme des großen Gottes zu lauschen. Und wer ist jener von Alter und Schmerz gebeugte Greis, der mit seinen Genossen, auf einen Stab gestützt, durch die Wüste zieht? Das ist der Prophet Jeremias, vertrieben aus der geliebten zerstörten Stadt Jehovahs, das Herz voll Gram, das edle Angesicht tief gefurcht, das Auge fast erblindet von Thränen, so zieht er mit den Trümmern seines Volkes wieder hinab ins Diensthaus Egypten, gar anders, als die Väter einst heraufzogen, als Mirjam mit Pauken und Zymbeln mit den Töchtern Israels die Großthaten ihres Gottes am roten Meer besang. Doch wie kommt jenes süße, wonnige Bild in die traurige Wüste? Maria ists, das zarte Jesuskindlein an der Brust, auf einem Esel sitzend, der Mann zu Fuß nebenhergehend; so habens wenigstens unsere Maler gebildet. Wahrscheinlicher ist, daß sie die Reise zu Kamel machten, oder, wenn sie dazu zu arm waren, zu Fuß, wie der muhammedanische Pilgrim, den wir gestern sahen. Jedenfalls wanderte hier einst „das traute hochheilige Paar“ mit dem Gotteskind, wie wir von Bethlehem nach Egypten ziehend. Haben die Orte im heiligen Lande etwas an sich, das jedem Christen die Seele tief bewegt, auch diese Stille, durch welche das liebe Kindlein einst unbewußt getragen wurde auf der Flucht vor Herodes, auch diese eintönigen Wüstenstriche, welche sein träumendes, unschuldiges Kinderauge in den ersten Lebensjahren grüßte, hatten für uns etwas überaus Rührendes und die Seele im Tiefsten Ansprechendes. Sie stellten uns in jenem geliebten Kindheitsbilde den vor die Augen, welcher,

ob er wohl reich war, doch arm ward, damit wir reich würden, der aus seinen Himmelshöhen hinauszog in die Wüste, um zwischen Dornen und Hecken, in grausamen und wasserlosen Einöden sein verlorenes Schaf zu suchen, bis daß er es fände.

Die Wüste ist hier durchaus nicht ohne Vegetation. Immer wieder treffen wir auf ausgedehnte Strecken, welche mit großen, scheinbar ganz holzigen und doch saftigen Sträuchern bewachsen sind. Besonders erwähnt sei der Retem-Strauch, welcher uns aus 1. König. 19, 5 als „Wachholder" wohlbekannt ist. Die Sträucher, meist drei bis fünf Meter von einander entfernt, erreichen eine Höhe von einem halben bis anderthalb Meter und haben im Aussehen oft eine gewisse Ähnlichkeit mit Farrenkräutern. Regen zwar tränkt sie nicht, aber der Tau des Himmels kommt des Nachts herab und netzt die durstigen Pflanzen. Unseren Kamelen waren dieselben ein willkommener Anblick. Auch sahen wir auf solchen Strecken große Ziegenherden, welche sich von diesen Gewächsen nähren. Nur durch das Vorhandensein dieser Vegetation war es auch den Erzvätern möglich, mit ihren Herden nach Egypten hinabzuziehen. Daß diese Pflanzen sich in der durstigen Wüste halten können, ist merkwürdig. Der Tau allein könnte sie nicht ernähren. Aber die meisten dieser Büsche haben unglaublich tiefe Wurzeln. Gräbt man ihnen nach, so findet man, daß Wurzeln, welche oben etwa daumenstark sind, eine Mannshöhe tiefer fast noch dieselbe Dicke haben. Die Wurzeln senken sich zwanzig bis dreißig mal so tief in die Erde, als der Strauch sich über den Boden erhebt. Als der Suez-Kanal gegraben wurde, fand man viele solcher Wurzeln, deren Büsche auf hohen, seitwärts vom Kanal sich erhebenden Hügeln standen. So muß das Wasser der Tiefe mit dem Tau vom Himmel zusammenwirken, um auch der Wüste ihre lebendige Vegetation zu erhalten.

Fata morgana.

Der Tag ist mittlerweile heiß geworden. Längst sind die Schirme aufgespannt, die Tücher um Kopf, Mund und Nacken gebunden, so daß von den Gesichtern, wenn nicht auch noch die Keffije als Gardine davor hängt, nur die Augen sichtbar sind. Hier und da fliegt ein mächtiger grauer Adler über unseren Häuptern dahin, öfters auch große Scharen von Störchen, welche mit eilenden Schwingen meerwärts ziehen, nach dem geliebten Norden.

Und auf den Körnern, die
Im Sonnenscheine glüh'n,
Fließt, flügelausgespannt,
Ihr schwarzer Schatten hin.

Einen aus diesen heimatlichen Scharen fanden wir tot am Wege liegen. Wie oft schon mochte der alte Geselle die Reise gemacht haben, um welche deutsche Volkspoesie so manche Sage gewoben hat, von den warmen Sonnenflächen Afrikas hinauf nach dem Norden, vielleicht in die deutsche Heimat zu den freundlichen Menschen. Nun war er wieder im Süden gewesen und hatte vom Nil getrunken und sich von neuem zur langen Fahrt durch die Lüfte gerüstet. Aber es sollte seine letzte Fahrt sein. Den rasch vorwärts eilenden Scharen konnte er nicht mehr folgen; ein einsamer Pilger flog er dahin über die Wüste, endlich erlahmten seine Flügel. Müde legte er sich in den heißen Sand, der ihm zum Grabe wurde. Lange konnte er noch nicht da liegen, als wir ankamen. In der Ferne flogen seine Kameraden — ach wer doch mit fliegen könnte, um nur einmal wieder das Heimatland mit seinen Flüssen und Wäldern, Städten und Dörfern zu sehen, und wär's nur im Vogelflug! Wir riefen ihnen mit Kerner nach:

Viel Glück, ihr Vögel, ihr flieget
Der besseren Heimat zu!

Zum Andenken aber an diesen toten Kameraden im Sand nahm ich ihm seine größten, einen halben Meter langen Federn ab, die ihm nun nichts mehr nützen konnten, und mit deren einer ich soeben sein trauriges Geschick zum bleibenden Andenken für die Nachwelt aufschreibe, warf ein paar Hände voll Sand auf ihn, bestieg mein Kamel wieder und ritt weiter den andern nach.

Da plötzlich erblickt mein Bruder am fernen Horizont einen Hügel, welcher in violettem Duft leuchtet. Ich behauptete dagegen, daß es nur ein Wölkchen sei, ohne daß wir uns darüber einigen können. Nach kurzer Zeit erscheint hinter den Hügeln ein Dampfer, der in langer Linie seine Rauchwolken hinter sich bläst. Kann hier das Meer sein? oder der Suez-Kanal? Beides ist unmöglich, und doch steht das Bild fortwährend deutlich vor unseren Augen. Bald erscheint ein zweiter Dampfer, ein dritter, ein vierter. Wir treiben unsere Kamele zu rascherem Lauf, um der Sache auf den Grund zu kommen. Mit jeder Minute erhebt sich klarer und deutlicher vor unseren Augen das Bild des Meeres. Prächtig glänzt die goldene Sonne auf dem blauen Spiegel! Jetzt erkennen wir auch die Ufer. Große, herrliche Palmenwälder ziehen sich die Küste entlang, leuchtende Städte mit schlanken Minarets und schneeweißen Häusern liegen am Seeufer zerstreut im Schatten grüner Palmen. Eine lange schmale Landzunge ragt weit hinein ins Meer, sie ist bis ans Ende mit Palmen bewachsen, deren Wipfel sich im Winde wiegen und im Wasser spiegeln. Jetzt sind wir so nahe gekommen, daß wir das Brechen der Wellen am Ufer beobachten können. Weiß schäumend zieht's heran wie bei bewegter brausender See. Woge um Woge wälzt sich herzu und überstürzt sich am Ufer, aber lautlos — kein fernes Rauschen ist zu vernehmen, wie sonst in der Nähe

des Meeres. Ein träumendes Bild von Meerespracht mitten in der Wildnis, so schön, daß wir meinten, die See noch nie so herrlich gesehen zu haben. Alles lädt uns ein, hinüberzureiten an den feenhaften Strand, unter dem Schatten der schlanken Palmen auszuruhen, in den Wogen der bewegten Flut die heißen Glieder zu kühlen. Aber die schöne Fata morgana läßt sich nicht erreichen, sondern leise, unmerklich huschen die Gestalten weiter, um ihr trügerisches Bild immer wieder in scheinbar gleicher Nähe dem Auge vorzuhalten. Leichte Hügel, welche schon eine halbe Stunde zuvor von den schönsten Palmenhainen bedeckt schienen, zeigten sich bald wieder so öde, wie alle ihre Kameraden in der Wüste. Ein Bild so mancher irdischen Hoffnungen! Sie scheinen uns so schön und lieblich, als müßte ihre Erfüllung alles bisher Gekannte überstrahlen, sie laden uns so freundlich ein, unter ihrem Schatten zu ruhen, und wenn wir sie erreicht, die märchenhaften Luftschlösser, so sind wir noch im alten Lande der Unvollkommenheit und die Heimat ist noch fern und die Hoffnung muß weiter gesteckt werden bis ins Land der Wahrheit und Vollkommenheit.

Wohl an zwei Stunden beobachteten wir diese Bilder, die uns die Zeit in der Einsamkeit sehr angenehm kürzten, und hatte jeder so seine eigenen Gedanken dabei. Eine Ursache dieser Luftspiegelungen mag hier darin bestehen, daß der Sand weithin mit einer leichten Salzkruste überzogen ist, in deren Kristallen sich die Sonnenstrahlen brechen. Daß freilich die Erklärung damit nur um ein Weniges zurückgeschoben ist, das ist klar.

Um Mittag gelangten wir an eine wirkliche Oase, ein freundliches Palmenthal, in dessen Schatten wir unser Mittagsmahl einnahmen. Dann ritten wir rasch weiter, um eine möglichst große Tagestour zurückzulegen. Im fernen Süden zeigten uns unsere Beduinen die matten Umrisse der Berge,

auf denen der beste Kaffe der Welt wachsen soll und auf denen — was uns näher berührte — der berühmte Forscher Palmer seine Kühnheit mit dem Tode büßte, als er es unternahm, die Beduinen von der Teilnahme an Arabi Paschas Empörung abzuhalten. Nach sehr raschem Ritt schlugen wir mit Einbruch der Nacht unser Zelt auf und zündeten ein großes Lagerfeuer an, damit uns unsere zurückgebliebenen Begleiter nicht verfehlen möchten. Unsere mit Salzwasser großgewordenen Begleiter aus El Arisch waren nämlich zum Teil zu Fuß mitgegangen. Trabten unsere Kamele, so trabten sie auch; gingen wir langsam, so hielten sie um so gemütlicher Schritt mit uns. Bei dem letzten scharfen Ritt aber waren sie trotz großer Eile um eine Stunde zurückgeblieben. Wir erwarteten sie sehr ermüdet zu finden. Davon war aber nichts zu merken. Kaum angekommen, zerstreuten sie sich, um Buschwerk für das Lagerfeuer zu sammeln. Dann stellten sie sich ums Feuer und erzählten uns noch allerlei aus ihrem Leben, bevor sie sich mit uns zur Ruhe legten.

Die Wetter der Wüste.

Heute war der letzte Reisetag in der Wüste. Die große bleiche Mondsichel verbreitete ihr mildes Licht über die nächtliche Landschaft, als wir nicht ohne eine gewisse Wehmut zum letzten Male unser Zelt abbrachen. Gestern Abend wars noch so gemütlich gewesen in dem einfachen Haus von Leinen, erleuchtet von der dürftigen Wachskerze, die wir in Gaza erstanden hatten. Jetzt fiel zum letzten Male die Stange, jetzt wurden die Pflöcke zum letzten Male ausgerissen. Da wurde uns wohl begreiflich, warum die Bibel unser Leben so gerne mit einem Wohnen in Zelten vergleicht, deren Pflöcke einmal plötzlich ausgerissen werden: der Wind gehet darüber hin, und man kennt die Stätte nicht mehr. So redet auch Sankt Paulus, der Zelttuchwirker, im zweiten Korintherbriefe davon, daß

wenn unsere irdische Zelthütte abgebrochen wird, woran auch er mit Trauer gedenkt, wir doch einen Bau im Himmel haben, nicht mit Händen gemacht. „Dieweil wir im Zelt wohnen, sehnen wir uns und sind beschweret." In solchen Hütten oder Zelten wohnten einst die Erzväter und nachmals die Kinder Israel in der Wüste, auch Hiob, der sich mit Wehmut der Zeit erinnert, „da Gottes Geheimnis über meiner Hütte war". Und auch der Herr, welcher sich stets zu den Gewohnheiten der Menschen herabläßt, um ihnen verständlich zu werden, wohnte gleich seinem Volke in einer Hütte in der Wüste. Ja selbst die himmlische Zukunft kleidet die Schrift in das Bild der Hütten: wir sollen aufgenommen werden in die ewigen Hütten, da man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten.

Öder noch als bisher zeigte sich das Stück Wüste, das wir heute passierten. Seltener wurden die Sträucher, häufiger große, unabsehbare Strecken unfruchtbaren Flugsandes. Rasch eilte unser Zug seinem Ziele zu, nach El-Kantara am Suez-Kanal. Es war doch ein stattlicher Zug, der sich so eilend durch die Wüste bewegte. Unsere hohen Dromedare, geschmückt mit weit herabhängenden Troddeln und Quasten, die acht Reiter auf roten Teppichen auf den hohen Sätteln sitzend, farbige oder weißseidene Tücher, Damascener-Arbeit um Kopf und Hut gewunden, lange Palmenschäfte wie Lanzen in den Händen schwingend, voran der schöne jugendliche Führer Hassan, dessen dunkelfarbige Beine leicht verschlungen über den Hals des Kamels herabhingen, während sein weißes flatterndes Kopftuch mit dem roten Saume ihn weithin kenntlich machte.

Um zehn Uhr gelangten wir an eine Oase, die größte, welche wir auf der ganzen Reise sahen. Wohl 5000 Palmen rauschten uns von der Ferne schon grüßend zu. Leichtverzäunte Hütten im Schatten mächtiger verwitterter Palmen waren die

Wohnungen der Beduinen. Hier im Schatten eines Riesenbaumes, der wohl schon manches Geschlecht hat vorüberziehen sehen, machten wir kurzen Halt, um zu frühstücken. Die Bewohner der Oase versammelten sich um uns; namentlich der Häuptling, ein hochgewachsener schöner Mann in stolzer Tracht und Haltung, machte unmißverständliche Andeutungen, daß er nicht abgeneigt sei, mitzuhalten, was ihm auch gerne gestattet wurde. Dann ritten wir rasch weiter.

Der Tag war fast kühl zu nennen. Unablässig zogen Wolken über unseren Häuptern dahin gen Nordosten. Unsere Begleiter vermuteten, daß im Bergland Palästinas Schnee fallen werde, was sich später als richtig herausstellte. Denn so kühle Temperatur gehört hier zu den Seltenheiten. Nur wenn die Sonne zuweilen durch die Wolken brach, merkten wir, daß sie von ihrer Hitze nichts verloren habe. Im Sommer, so erzählten unsere Beduinen, kann man bei Tag hier nicht reisen, selbst die Beduinen thun es nur des Nachts. Den Tag über ruhen sie im Zelte, während das mitgenommene Wasser von den glühenden Sonnenstrahlen heiß wird, und selbst der Sohn der Wüste trotz seiner hornartigen Sohle nur mit Schmerzen über den glühenden Sand schreitet. Den wandernden Israeliten wurde einst durch die Freundlichkeit ihres Gottes das Wandern bei Nacht sehr leicht gemacht. Wenn die Sonne niedergegangen war, sahen sie die Heerleuchte am Himmel vor sich; hell flammende Wolken erschienen ob der Wüste und das wandernde Volk folgte denselben hintennach. Doch wir sollten heute andere Dinge erfahren, als die brennende Hitze der letzten Tage. Um zwölf Uhr zog rasch wie ein Sturm eine mächtige, schwarze Wolkenwand von Südwesten herauf. Bald hörten wir die Donner in der Ferne rollen. Rasch hintereinander folgte Blitz auf Blitz, große Regentropfen, vom Wind gepeitscht, schlugen uns scharf und stechend ins Gesicht. Unsere Teppiche, in welche wir uns

rasch eingehüllt hatten, waren bald durchnäßt, und da auch die Kamele dem Sturm nicht mehr zu widerstehen vermochten und sich wie beim Sandsturm vom Winde abwendeten, den Hals nach entgegengesetzter Richtung tief hinabgesenkt, machten wir Halt und setzten uns, jeder hinter dem Rücken seines Kamels Schutz suchend, auf den Sand, während die rückwärts übergehaltenen Sonnenschirme den Regen abhalten sollten. Dazu donnerte und blitzte es unaufhörlich, der ganze Himmel sah so finster darein, als wollt' er nie mehr in heiterem Blau lachen. Die Schirme nützten uns nichts. Das Wasser floß in Strömen unter uns weg, so daß wir, als der Sturm etwas nachließ, es für das Klügste hielten, wieder aufzusteigen und dem Wetter gerade entgegen zu reiten. Die Kamele knurrten zwar, aber sie erhoben sich und in scharfem Trab gings durch die von Wasserströmen durchzogene Wüste. Nach etwa zwanzig Minuten hellte sich der Himmel rasch auf, und dankbar begrüßten wir jetzt die heißen Sonnenstrahlen, da wir sämtlich bis auf die Haut durchnäßt waren. Kaum war aber eine halbe Stunde verflossen, so zog schon ein neues Wetter herauf; Blitz und Donner, Sturm und Regenguß, ganz wie vorher. Diesmal aber ritten wir sofort hinein, um möglichst schnell hindurchzukommen. So wiederholten sich die Gewitter während des Nachmittags noch sechs mal, während nach jedem Ausbruch der Himmel für kurze Zeit blau und klar über uns schimmerte, und nur die fließenden Bäche unter den Füßen unserer Kamele verrieten, daß die durstige Wüste heute so reichliches Wasser getrunken.

Ankunft am Suez-Kanal.

Der überaus eilige Ritt hatte uns schnell vorwärts gebracht. Als das letzte Wetter und die letzten zerrissenen Wolken fern im Nordosten dahinzogen, und nur eine unbewegliche, düstere, doch goldumsäumte Wolkenwand am westlichen

Horizonte starrte, erblickten wir abends um vier Uhr plötzlich mehrere Masten und Segel in der Ferne. Diesmal war es keine Fata morgana, sondern der richtige Suezkanal, welcher als Bindeglied dreier Weltteile mitten durch diese unfruchtbaren Einöden zieht. Die Kamele eilten dem nahen Ziele der Reise noch schneller zu, während Wind und Sonne unsere durchnäßten Kleider einigermaßen trockneten. Die Masten und Schornsteine der Schiffe wurden höher und höher, und nach Verlauf von einer Stunde waren wir an den Thoren von El Kantara. Hier nahmen wir Abschied von unsern treuherzigen Begleitern, dem freundlichen jungen Hassan, den unermüdlichen Läufern, auch von den Kamelen, denn wir waren nach langer Unterbrechung wieder in den Bereich der Eisenbahnen und Dampfschiffe eingetreten. So fahr denn wohl

O Land der Zelte, der Geschosse,
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduine, du auf deinem Rosse
Selbst ein phantastisches Gedicht!

Es war kein angenehmer Gruß, den uns hier die „civilisierte“ Welt bei unserem Eintritt bot, nachdem wir eine Woche lang die große Stille und Einsamkeit der Wüste genossen hatten. Eine Menge von Gesindel lungerte auf den Straßen und in den Schanklokalen. Daß die Stadt ein künstliches Produkt ist, steht ihr wie allen Orten am Suezkanal an der Stirn geschrieben. Um so angenehmer stach davon die Gastfreundschaft einiger arabischer Christen ab, an welche wir von unseren Freunden in El Arisch telegraphisch empfohlen waren. Sie führten uns in eine kleine Wirtschaft und bewirteten uns aufs freundlichste. Dann fuhren wir hinüber auf die andere Seite des Kanals, um im Hotel Wohnung zu bestellen. Wüstes Geschrei tönte uns aus diesem feinsten Hotel El Kantaras entgegen, lärmende Dirnen und Männer lagerten um die Tische, eine Herz und Ohren zerreißende

Polkamazurka nebenan vervollständigte das tolle Bild. Wir waren froh, als uns die Wirtin den Bescheid gab: Kein Platz mehr! Aber wo übernachten? Am liebsten wären wir zu unseren einfachen Beduinen zurückgekehrt. Das ging aber nicht an, und unter der Menschheit des Suezkanals, welche zwei Weltmeere an diese Ufer angespült haben, einen geeigneten Ort zu finden, war nicht leicht. Da bot uns der Telegraphist an, die Nacht bei ihm auf dem Fußboden zuzubringen. Teppiche wollte er schon herschaffen, da die unseren ganz durchnäßt waren. Dies nahmen wir dankbar an. Nach kurzer Zeit versammelte sich fast die ganze Beamtenschaft El Kantaras um uns, vom Gouverneur abwärts. Sie schienen anzunehmen, daß Europäer, die einen so seltenen Weg aufsuchen, irgendwelche politische oder strategische Mission haben müssen. Das trug uns wenigstens eine auffallend respektvolle Behandlung ein. Besonders erfreulich schien uns im Verkehr das gute Einvernehmen zwischen christlichen und muhammedanischen Beamten. Um so mehr erstaunten wir nachher, mit den Christen allein gelassen, das Gegenteil hören zu müssen. Diese konnten nicht genug von der Gehässigkeit der Muhammedaner erzählen. Einer dieser christlichen Beamten berichtete mit größter Entrüstung von einer neulich geschehenen Beschimpfung des Christennamens seitens seines höchsten Vorgesetzten. In der Aufregung verfluchte er diesem ins Gesicht den Muhammed und seine Frau und seine Mutter und seinen Großvater, alle seine Vorfahren und alle muhammedanischen Propheten und Chalifen zusammen. Dafür mußte er fünfzig Piaster Strafe zahlen und zählte uns nun mit kindlicher Freude auf: Muhammed kostet fünfzehn Piaster, seine Frau kostet zehn, seine Mutter acht, sein Großvater sieben, alle seine Vorfahren sechs und sämtliche Propheten und Chalifen zusammen vier Piaster, macht in Summa fünfzig Piaster. Unser Rat, Frieden zu halten, fiel hier auf keinen fruchtbaren Boden. Aber

auch hier wurden wir wieder mit einer Gastfreundschaft aufgenommen, die ich nicht genug preisen und rühmen kann. Gerade dieser Pechvogel mit den fünfzig Piastern hatte ein sehr nett eingerichtetes Zimmer mit zwei vorzüglichen Betten. Mit feiner Wendung lud er uns ein, sein Haus für diese Nacht als das unsrige zu betrachten. Da wir ihn seines eigenen Bettes beraubt hätten und zudem nachts um zwei Uhr mit dem Kanaldampferchen abfahren wollten, gedachten wir nicht anzunehmen. Aber da half kein Sträuben. Nach einem Viertelstündchen lagen die nassen Kleider neben, die durchnäßten Glieder in den Betten in behaglicher Ruhe, die nach den letzten Strapazen besonders hoch zu schätzen war. Um halb 2 Uhr weckte uns unser freundlicher Wirt persönlich, wir nahmen dankbaren Abschied und fuhren nach Ismailia ab. Von hier trug uns am folgenden Mittag unter einem mächtigen Sandsturm die mit Jubel begrüßte Eisenbahn, deren Anblick wir so lange entbehrt, direkt über die beiden Frohnstädte Israels Pithom und Ramses (2. Mos. 1, 11) durch das Land Gosen hinein in das uralte Wunderland der Pharaonen.

So bist du denn, vielfreundlicher Leser, mitgezogen wie einst Abraham, Isaak und Jakob und nachmals das holde Jesuskind, durch die Wüste nach Egypten. Die umgekehrte Reise aus dem egyptischen Diensthause nach dem gelobten Lande Kanaan ist zum Sinnbild unserer irdischen Wallfahrt geworden.

„Himmelan geht unsre Bahn.
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort nach Kanaan
Durch die Wüste kommen werden."

Auch ohne auf Kamelen von Syrien nach Egypten zu ziehen, werden wir noch manche Wüste zu durchpilgern haben, du im „ungelobten" schönen Christenland, ich hier im alten

gelobten Land. Aber auch manches Mara wird uns süßes Wasser, manches Elim Ruhe und Rast unter schattigen Palmen spenden, und manche dunkle Wolkensäule wird des Nachts zu leuchten beginnen. Da wünsche ich denn dir und mir, daß wir in den Fußtapfen des alten, frommen Wüstenwanderers bleiben, welcher durch den Glauben ein Fremdling war im verheißenen Lande, und in den Hütten derselben Verheißung wohnen mit Abraham, Isaak und Jakob, und warten auf die Stadt, die einen Grund hat, welcher Baumeister und Schöpfer Gott ist.

Einst wird die Wüste und Einöde lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen und blühen wie die Lilien. Und die Erlöseten des Herrn werden wieder kommen gen Zion mit Jauchzen. Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird weg müssen. Dann mögen auch wir fröhlich in Psalter und Harfe greifen und mit unseren alten Vätern singen:

Egypten, gute Nacht!
Die Dienstbarkeit ist aus,
Mein Moses rückt herbei,
Mein Geist eilt frohen Muts
Nach Zions Hügeln zu,
Da wahre Ruhe wohnet
Und recht Vergnügen macht —
Egypten, gute Nacht!

Schluß.

Aufruf zur Unterstützung

der

Evangelischen Mission im heiligen Lande!

Wenn irgend ein Land auf der Welt, so hat das heilige Land ein Recht darauf, von jedem Christen gleich einer Heimat ins Herz geschlossen zu werden. Es ist ja die Heimat der Propheten, die Heimat des Evangeliums, die Heimat unseres Herrn. Hinüber gen Osten, hinauf gen Jerusalem! — wie oft hat unsere Seele auf Flügeln der Liebe und Dankbarkeit diese Pfade gesucht! Wenn wir in der heiligen Weihnacht unterm abendländischen Christbaum singen:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt in Marien Schoß!
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein!
Hallelujah!

so eilen wir auf Flügeln des Gesanges zu jenen nachtumfangenen und doch von strahlender Helle wundersam über-

leuchteten Hügeln Bethlehems, wo der himmlische Chor das Evangelium in die Nacht dieser Welt hineinsang, wo das göttliche Kindlein in der Krippe schlummerte. Und wenn wir am Karfreitage unterm Kreuze stehen und anbetend zu ihm aufblicken mit der Huldigung:

O Haupt voll Blut und Wunden —
Gegrüßet seist du mir!

dann vernimmt unsere Seele in einem doppelten Sinne den alten Ruf: Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem!

Und an solchen Tagen, wenn wir im Geiste auf jene Berge ziehen, wo uns einst der ewige Morgen entglomm, auf jene geliebten Höhen, wo von Berg zu Berg für ein geistlich geöffnetes Auge die Flammenzeichen rauchen, welche uns erinnern an alles, was Gott in jenem Lande an uns gethan, an solchen Tagen, sage ich, fühlen wir es besonders, daß wir auch jenes Land lieb haben und lieb haben müssen, bekennen wir es besonders gerne mit dem Apostel Paulus, daß wir Schuldner sind dem heiligen Land.

„Hinauf gen Jerusalem" möchte ich meine Leser am liebsten führen, nicht nur zur Erinnerung an große vergangene heilige Zeiten, sondern besonders zum Dienste an der dortigen evangelischen Mission. Ich habe während meiner Wirksamkeit in Bethlehem zum Bau der ersten dortigen, evangelischen Kirche die freudigste, willigste Hilfe gefunden in der weiten Christenheit.

Hier möchte ich meine Bitte um Unterstützung des

Syrischen Waisenhauses
in Jerusalem

aufs herzlichste wiederholen. Dies ist die größte und zugleich wichtigste evangelische Missionsanstalt im heiligen Lande. Hier thut auch treue Unterstützung dringend not!

Mizpa Samuel
(1 Sam. 10, 17.)

Das Syrische Waisenhaus.

Betsal.

Gibea Saul
(1 Sam. 11, 4.)
Residenz d. Königs Saul.

Scopus nördl.
Teil des Oelbergs.

Gegen 150 Zöglinge aus dem arabischen Volke, Waisen und Nichtwaisen, werden hier von 7 Lehrern und 10 Handwerksmeistern erzogen. Jeder Zögling bleibt 10 Jahre und wird nicht nur durch Schulunterricht, sondern auch durch tüchtige Berufsbildung als Handwerker, Bauer, Kaufmann, Lehrer oder Evangelist zu einem selbständigen evangelischen Christen herangebildet. Alsdann zerstreuen sie sich wieder in ihre Heimatorte vom Libanon bis zum Nil. Aber wie jene ersten Christen in der Apostelgeschichte gerade durch ihre Zerstreuung das Evangelium ausbreiten mußten, so steht nunmehr schon dreiviertel Tausend der früheren Zöglinge in allen Teilen des Landes, wo sie unter ihrem Christo entfremdeten Volke ein „Licht und Salz" des Evangeliums sein sollen. Nach 30jähriger Erfahrung ist dieser langwierige, mühsame, aber nicht undankbare Weg der einzige, auf welchem dem Volke des heiligen Landes allmählich aufgeholfen werden kann.

Ein bedeutender Schritt vorwärts ist in diesem Jahre 1891 geschehen durch Anlegung der Kolonie Ramle. Namentlich der bäuerliche Teil der Zöglinge hatte bisher in der Zerstreuung auf dem Lande teils keinen geistlichen Halt, teils keine Aussicht auf äußeres Fortkommen. Da hat denn der greise Begründer der Anstalt, der unermüdliche „Vater Schneller" nicht geruht, bis er nach zehnjährigen unausgesetzten Anstrengungen durch die entgegenkommende Hilfe des Deutschen Reiches von der türkischen Regierung nahezu eine halbe Quadratmeile Landes zur Ansiedlung dieser Zöglinge erhielt. Das überlassene Gebiet liegt im westlichen Niederland von Palästina, 1½ Stunden östlich vom Mittelmeer, im alten Philistergebiet. Im Osten des Ansiedlungslandes sieht man Lydda mit seinen weißen Häusern und Palmen daliegen, wo einst Philippus und Petrus eine reiche Wirksamkeit entfalteten (Ap. Gesch. 8, 40; 9, 35). Rings-

umher dehnt sich die alte Ebene Saron aus. Im Osten schauen am Abend die Höhenzüge des Gebirges Juda in wundervollem Zauber der Beleuchtung herab, während im Westen ein heller Streif des nahen Mittelmeeres herüberschimmert. Ramle selbst mit seinen 7000 Einwohnern ist von üppigen Gärten umgeben, in welchen große Weinstöcke, oft baumdick, ernste Oliven, stattliche Sykomoren, immergrüne Johannisbrotbäume, hellgrüne Feigen- und Granatenbäume, überragt von schlanken rauschenden Palmen, unser Auge fesseln. Dorthin zog im Dezember 1890 die erste kleine Schar von Landwirten und jungen Ansiedlern und arbeitet seither wacker auf unserem Gebiet. Die mutige Inangriffnahme der neuen Aufgabe verdient in hohem Maße die Anerkennung und Teilnahme aller Missionsfreunde. Ernste und kräftige Hilfe aus der deutschen Heimat wird freilich besonders am Anfang noch sehr nötig sein, zumal für Errichtung der ersten Bauten u. dergl. Dafür sind wir aber auch im gelobten Lande einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen.

In Jerusalem selbst läßt sich eine wachsende Anzahl früherer Zöglinge, teils in eigenen, teils in fremden Geschäften arbeitend, nieder. Ihre Familien werden sich wahrscheinlich in Schule und Kirche an ihr Mutterhaus angliedern, welches außer dem Direktor noch einen eigenen Anstaltsgeistlichen, Inspektor Pfarrer Th. Schneller, hat. Um aber auch die durchs Land hin zerstreuten früheren Zöglinge nicht ohne Pflege zu lassen, ziehen die Evangelisten des Waisenhauses jährlich zweimal durchs ganze Land von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt.

Nachdem dies Haus unter Gottes Segen und unter der treuen Arbeit seines Begründers, meines Vaters, durch treue Unterstützung der evangelischen Christen verschiedener Länder zu seiner heutigen Ausdehnung herangewachsen ist,

hat sich ein Kuratorium an die Spitze des Werkes gestellt, dessen Mitglieder über ganz Deutschland und die Schweiz verteilt sind und dessen Zentralsitz sich in Köln befindet. Fortlaufende Nachrichten vom Syrischen Waisenhause und andere interessante Nachrichten vom alten gelobten Lande bringt die Quartalschrift des Hauses, „Der Bote aus Zion." Der Bote wird in Jerusalem selbst von arabischen Zöglingen des Syrischen Waisenhauses gedruckt und jedem, der an dieser Arbeit mithelfen will, umsonst zugesandt. (Zu bestellen auf einer Postkarte beim Verfasser).

„Wir sind Schuldner, liebe Brüder." Liebesschulden abzutragen ist nicht eine Last, sondern eine Lust. Wer nicht in dankbarer Freiwilligkeit mithelfen will, wer es nicht als eine Freude erachtet, mit in der Kette zu stehen, Hammer und Kelle zu ergreifen, um Zion zu helfen, den bitten wir nicht um Hilfe. Wenn es mir aber gelungen ist, da und dort einem der freundlichen Leser das heilige Land von neuem lieb zu machen, in seinem Herzen ein Fenster zu öffnen auch nach dem irdischen Jerusalem, den bitte ich herzlich, mitzuhelfen an dem großen und wichtigen Werke.

In alten Zeiten, wenn das heilige Land Israels in Not und Gefahr war, da eilten die Hüter auf die Berge und stießen in die Posaune und zündeten die Feuer an, daß es flammte von Berg zu Berg! Ich wollte, auch diese Worte würden für manchen gleich einer Posaune, aufzuwecken zur Mithilfe, zu entflammen schlummernde Liebe, zu ermuntern zu unermüdeter Fortsetzung längst begonnener Arbeit im Lande der welterlösenden Arbeit unseres Herrn!

O heilig Land, du Land der Gnade,
Du Erdenheimat meines Herrn!
Wohin auch führen meine Pfade,
Mein Herz, von dir ist's niemals fern.

Dich müssen alle Treuen grüßen
Und dich aus dankerfüllter Seel'
Ewig in ihre Liebe schließen,
Das auserwählte Israel!

Köln, am 10. September 1891.

Der Verfasser.

Gaben für das Syrische Waisenhaus nimmt mit herzlichem Danke an der Verfasser, Sekretär des Vorstandes, jetzt Adresse:

Pastor Ludwig Schneller,
Große Witschgasse 9/11, Köln a. Rh.

Die Gaben werden öffentlich bescheinigt durch Herrn Kaufmann **Julius Buddeberg** in **Köln**, den Kassierer des Vorstandes.

Verzeichnis

der biblischen Stellen.

	Seite:
1. Mos. 9, 20	113
„ „ 13, 10	333
„ „ 18, 4	230
„ „ 18, 7	157
„ „ 20, 1	416
„ „ 23, 8—17	251
„ „ 24, 58	181
„ „ 24	61, 92
„ „ 24, 65	184
„ „ 25, 4	130
„ „ 28, 18	111, 252
„ „ 29	92
„ „ 31, 15	181
„ „ 31, 40	212
„ „ 31, 54	162
„ „ 34, 12	182
„ „ 37	93
„ „ 40, 11	114, 117
„ „ 49, 11	108, 114
2. Mos. 1, 11	446
„ „ 2	93
„ „ 3, 5	144
„ „ 3, 8	115
„ „ 4, 6	142
„ „ 4, 18	245
„ „ 10, 13—15	140
„ „ 10, 19	141
„ „ 11, 5	134
2. Mos. 12, 23	152
„ „ 15, 20	166
„ „ 15, 21	169
„ „ 22, 16	182
„ „ 27, 20	110
„ „ 30, 25	112
„ „ 30, 30	112
„ „ 35, 23—26	213
3. Mos. 10, 9	113
4. Mos. 6, 3	113
„ „ 6, 29	241
„ „ 13, 21	118
„ „ 13, 24	115
„ „ 22, 24	109
„ „ 24, 17. 23	43
„ „ 31, 32	101
5. Mos. 6, 11	116, 87
„ „ 8, 7	84
„ „ 11, 14	358
„ „ 18, 10	254
„ „ 25, 4	130
„ „ 28, 23	359
„ „ 28, 40	107
„ „ 32, 13	119, 108
„ „ 34, 1	43
Josua 4, 9	252
Richter 9, 11	104

		Seite:
Richter	9, 13	114
„	9, 27	125, 166
„	14, 12	188
„	18, 6	245
„	21, 21	166
Ruth	2, 14	133
„	2, 15	130
1. Sam.	1, 17	245
„ „	7, 6	88
„ „	7, 12	252
„ „	10, 1	112
„ „	16, 16. 23	174
„ „	17, 17	133
„ „	18, 6	166
„ „	18, 7	169
„ „	18, 25	182
„ „	23, 26	328
2. Sam.	1, 23	218
„ „	15, 30	112
„ „	17, 28	133
1. Kön.	4, 25	104
„ „	17, ff.	355
1. Kön.	17, 19	153
„ „	19, 5	436
2. Kön.	1, 8	145
„ „	4, 10	153
„ „	4, 18 ff.	405
„ „	20, 20	86
1. Chron.	13, 8	243
„ „	15	175
„ „	16, 19	175
„ „	17, 36	174

		Seite:
2. Chron.	1, 14	275
„ „	5, 12 ff.	176
„ „	32, 30	86
Esra	3, 10	174
Nehm.	3, 3	122
„	4, 3	121, 122
„	12, 27—43	170
„	12, 43	173, 174
Hiob	30, 9	153
„	37, 17	81
„	38	218
Psalter	1, 3	86
„	1, 4	131
„	5, 2	174
„	18, 1 ff.	91
„	18, 5	91
„	18, 14	90, 91
„	19, 6	78
„	23, 2	86
„	23, 4	329
„	23, 5	111
„	32, 6	91
„	36, 10	86
„	42, 2	86
„	42, 8	91
„	52, 10	109
„	69, 2	89
„	69, 13	153
„	69, 23	121
„	80, 9—13	121
„	81, 3	175
„	88, 8	91

	Seite:
Psalter 103, 15	81
„ 104, 15	114
„ 110, 3	82
„ 113,	179
„ 118,	179
„ 121,	144
„ 122, 3	259
„ 124, 4	89
„ 124, 7	122
„ 128, 3	110, 123
„ 135	179
„ 136	170, 179
„ 137, 1	176
„ 144, 7	89
„ 147, 7	170
„ 149, 3	170, 172
„ 150, 4	172
Spr. Salom. 1, 17	122
„ „ 7, 23	122
„ „ 23, 31	114
„ „ 24, 7	153
„ „ 24, 30	120
Spr. Salom. 27, 18	284
„ „ 31, 6	114
„ „ 15, 18	134
Pred. Sal. 9, 7	114
„ „ 10, 19	114
„ „ 12, 6	177
Hohel. Sal. 2, 11—13	75, 106
„ „ 2, 13	106
„ „ 2, 15	126
Jesaia 1, 8	44

	Seite:
Jesaia 5, 1 ff.	119, 122
„ 5, 2	44
„ 5, 22	114
„ 7, 15. 16	116
„ 7, 23. 24	116
„ 12	94
„ 16, 10	125, 84
„ 24, 8	176, 189
„ 35, 7	93
„ 40, 6	82
„ 40, 11	142
„ 41, 18	93
„ 43, 2	91
„ 43	93
„ 44, 3	93
„ 48, 18	86
„ 49, 10	80
„ 49, 14	256
„ 49, 16	254
„ 53, 7	102
„ 55, 8	320
„ 60, 8	312
Jesaia 63, 1 ff.	125
„ 65, 17 ff.	209
„ 65, 17. 20	316
„ 65, 21	132
Jeremias 2, 13	86
„ 2, 32	187
„ 3, 3	358
„ 3, 23	12
„ 7, 34	177, 189
„ 8, 7	351

	Seite:
Jeremias 9, 17	205
„ 16, 9	177
„ 25, 30	77
„ 25, 34	199
„ 31, 13	166
„ 48, 32	125, 345
„ 48, 33	125
Klagel. Jerem. 3, 16	199
„ „ 5, 15	153
„ „ 5, 18	122
Hesekiel 16, 10	146
„ 17, 10	82
„ 19, 12	82
„ 24, 26	358
„ 27, 30	199
Hosea 2, 22	132
„ 6, 3	77
„ 6, 4	83
„ 9, 10	286
„ 14, 6	83
Joel 1, 2 ff.	137
„ 2, 13	139, 199
Joel 2, 20	140
„ 3, 18	125
„ 3, 23	109, 132
Amos 3, 13	132
„ 9, 13	119
Jona 4, 8,	81
Micha 4, 4	132
„ 5, 6	83
„ 5, 13	253
„ 7, 10	286

	Seite:
Sacharja 3, 10	132
„ 14	93
Sirach 24, 11	335
„ 31, 33. 34	114
„ 32, 7	176
„ 40, 20	114
Ev. Matth. 1, 1—16	216
„ „ 2, 1 ff.	17
„ „ 2, 2	44
„ „ 2, 7. 16	36
„ „ 2, 17	24
„ „ 2, 9. 15. 21 23	47, 51
„ 2, 18	207
„ 3, 3	217
„ 3, 4	135, 145
„ 3, 12	131
„ 4, 1—12	337
„ 4, 24	234
„ 5, 14. 144,	80, 89
„ 5, 15	56
„ 5, 37	240
Ev. Matth. 6, 17	110
„ „ 6, 24. 26	61
„ „ 6, 26	218
„ „ 6, 28	76
„ „ 6, 29	146
„ „ 7, 24	149
„ „ 7, 24—26	61
„ „ 7, 25	89
„ „ 7, 29	236
„ „ 8, 17	234

	Seite:
Ev. Matth. 9, 11 . . .	162
„ „ 9, 12 . . .	239
„ „ 9, 15.	189, 239
„ „ 9, 18 . . .	198
„ „ 9, 27 . . .	234
„ „ 9. 36	129, 102
„ „ 10, ...	225
„ „ 10, 6	102
„ „ 10, 9 . . .	142
„ „ 10, 11 . . .	232
„ „ 10, 12 . . .	244
„ „ 10, 13 . . .	245
„ „ 10, 16 . . .	102
„ „ 10, 42 . . .	88
„ „ 11, ...	68
„ „ 11, 8 . . .	145
„ „ 11, 19 . . .	162
„ „ 11, 21 ff.	68, 199
„ „ 11, 20 ff. . .	401
„ „ 13, 3	126
„ „ 13, 8. 31	128, 336
„ „ 13, 28 . . .	127
„ „ 13, 57 . . .	58
„ „ 14, 3 ff . .	221
„ „ 14. 22 ff.	222, 223
„ „ 15, 24 . .	102
„ „ 15, 30. 31	235
„ „ 19, 24	239
„ „ 20, 1	129
„ „ 21, 1—11 . .	274
„ „ 21, 18	279
„ „ 21, 42 .	61, 150

	Seite:
Ev. Matth. 21, 43 . . .	287
„ „ 22, 4	158
„ „ 22, 2—14 . .	192
„ „ 22, 11	160
„ „ 23, 37	277
„ „ 24, 2	60
„ „ 24, 28	219
„ „ 24, 32	104, 106
„ „ 24, 41 . . .	134
„ „ 25, 1	188
„ „ 25, 33	102
„ „ 26, 7	272
„ „ 26, 11	232
„ „ 26, 20—29 .	288
„ „ 26, 23	162
„ „ 26, 26	156
„ „ 26, 27	157
„ „ 26, 31	102
„ „ 26, 36	112
„ „ 26, 36—46 .	294
„ „ 26, 63	240
„ „ 27, 7. 10 . .	201
Ev. Mark. 1, 13	220
„ „ 1, 45 . . .	225
„ „ 2, 17	239
„ „ 3, 8	225
„ „ 5, 22	198
„ „ 5, 34	245
„ „ 6, 3	59
„ „ 6, 4	58
„ „ 6, 13	110
„ „ 6, 21	156

	Seite:
Ev. Mark. 6, 34	221
„ „ 6, 45 ff. . .	222
„ „ 7, 24 . . .	233
„ „ 10, 32	269
„ „ 10, 50	143
„ „ 11, 11—14 .	279
„ „ 12, 1 ff. . . .	119
„ „ 12, 10 . . .	61
„ „ 13, 2	60
„ „ 13, 35	298
„ „ 14, 17—25 .	288
„ „ 14, 20	162
„ „ 15, 25	300
Ev. Luk. 1, 3	52
„ „ 1, 15	113
„ „ 2, 1 ff. . . 17,	22
„ „ 2, 4	23
„ „ 2, 6	27
„ „ 2, 8	35
„ „ 2, 39	51
„ „ 2, 41	263
„ „ 3, 5	217
„ „ 3, 23—38 . .	216
„ „ 4, 25	259
„ „ 5, 34	239
„ „ 6, 47 . . 150,	89
„ „ 7, 5 ff.	400
„ „ 7, 31	208
„ „ 7, 37	161
„ „ 7, 44	143
„ „ 7, 45	256
„ „ 7, 46	111

	Seite:
Ev. Luk. 7, 50	245
„ „ 8, 1 . . 225,	226
„ „ 8, 48	245
„ „ 9, 16 ff. . . .	221
„ „ 9, 54	233
„ „ 9, 58	233
„ „ 9, 62	126
„ „ 10, 4	242
„ „ 10, 7	232
„ „ 10, 13—15 . .	401
„ „ 10, 30 ff. 110,	330
„ „ 11, 41	232
„ „ 12, 24	218
„ „ 13, 7	285
„ „ 13, 26	224
„ „ 13, 29	64
„ „ 13, 33	268
„ „ 14, 14	160
„ „ 14, 16	156
„ „ 14, 16—24 . .	192
„ „ 14, 21	235
„ „ 14, 28	61
„ „ 15, 22	146
„ „ 15, 23	158
„ „ 15, 25	166
„ „ 17, 37	219
„ „ 19, 2	335
„ „ 19, 42	277
„ „ 21, 29	106
„ „ 22, 11	28
„ „ 22, 14—20 . .	288
„ „ 22, 38	230

	Seite:
Ev. Luk. 23, 27—29	200
Ev. Joh. 1, 27	144
„ „ 1, 47 ff.	106
„ „ 2, 1	189
„ „ 2, 4	191
„ „ 2, 19	59
„ „ 3, 8	77
„ „ 3, 29. 30	186
„ „ 4,	94
„ „ 4, 6—26	227
„ „ 6, 1 ff.	221
„ „ 6, 5	226
„ „ 6, 16 ff.	222
„ „ 7, 2 ff.	265
„ „ 10, 3 ff.	102
„ „ 11, 19 . 202,	204
„ „ 11, 33	204
„ „ 11, 35	204
„ „ 12, 1. 2.	156
„ „ 12, 6	226
„ „ 12, 12—16	274
„ „ 12, 7	272
„ „ 12, 13	106
„ „ 14, 2	62
„ „ 14, 27	245
„ „ 15, 1	123
„ „ 19, 14	300
„ „ 20, 5	305
„ „ 20, 21	246
„ „ 21, 16	102
Apostelgesch. 1, 13	153
„ 9, 5	128

	Seite:
Apostelgesch. 9, 37 ff.	153
Römer 2, 4. 11	317
„ 4, 16	317
„ 16, 16	256
1. Kor. 11, 10	247
„ „ 13, 9	320
„ „ 14, 34	257
„ „ 16, 20.	256
2. Kor. 13, 12	256
Galater 3, 28	317
1. Thess. 5, 26	256
1. Petr. 5, 14	256
Jak. 2, 14	228
„ 5, 12	241
„ 5, 14	110
„ 5, 17	359
Offenb. Joh. 3, 20	162
„ „ 4, 8—11	179
„ „ 5, 9 ff.	179
„ „ 5, 9—14	179
„ „ 6, 13	247
„ „ 7, 9—12	179
Offenb. Joh. 7, 16	80
„ „ 9	179
„ „ 10, 23	177
„ „ 18, 23	177
„ „ 19, 7. 9	196
Offenb. Joh. 19, 1—7	179
„ „ 19, 9	163
„ „ 19, 15	125
„ „ 22, 1	94
„ „ 22	391

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Widmung 5
Vorwort 7

Erster Teil:

Einleitung 11

A. Zur Weihnachtsgeschichte.

Josephs Heimat 17
Der Schatzungsbefehl 22
Niederlassung in Bethlehem 25
War die Weihnacht eine Winternacht? 34
Bethlehem 38
Die letzten Ereignisse in Bethlehem 46

B. Jesus in Nazareth.

Das Haus in Nazareth 53
Der Baumeister 58
Bedeutung des Aufenthaltes in Nazareth 65

C. Biblische Spuren in Volk, Haus und Feld Palästinas.

Jahreszeiten 73
Wasser 84
Land und Feld 95
Speisen 133
Heuschreckenstürme 136
Kleidung 141
Wohnungen 149
Mahlzeiten 156
Musik 163
Hochzeiten 180
Grab und Totenklage 196
Stämme und Geschlechter 209

Seite
Reisen 216
Volksmund 236
Vermischte biblische Spuren 247
D. Zur Leidensgeschichte des Herrn.
Die Feste in Jerusalem 259
Salbung in Bethania 270
Der Einzug des Herrn in Jerusalem 274
Die Verfluchung des Feigenbaumes 278
Das heilige Abendmahl 288
Die letzte Nacht 294
Karfreitag 299
Das Grab Jesu 304
Schluß 310

Zweiter Teil:

Nach dem Jordan und dem Toten Meer 325
Auf Eliä Wanderpfaden 355
Ein Sonntag an den Ufern des Sees Genezareth 387
Eine Nacht in Nain 405
Durch die Wüste Paran 413
Aufruf zur Unterstützung der evang. Mission im heiligen Lande . 449
Verzeichnis der biblischen Stellen 456

Druck von Johannes Bredt in Münster i. W.

DS107.3 .S35
Kennst du das Land? : Bilder aus dem
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00069 1883